Vision eines Malers.

im Jahre 1848.

Zu den Bildern

von

W. v. SCHADOW.

Der Ertrag ist für den Verein vom heiligen Vincenz von Paula bestimmt.

Preis 10 Sgr.

DÜSSELDORF.

Buchdruckerei von Hermann Voss.

BIBLIOTHECA
REGIA

Erster Gesang.

Verwirrt, betäubt, vernichtet von dem Grauen,
Den Qualen, die das Vaterland getroffen,
Wollt' ich vom Weltgetümmel nichts mehr schauen,
Weil mir entschwunden jedes ird'sche Hoffen.
Der Geist versenkte sich in seine Tiefen,
So dass die äussern Sinne mir entschliefen.

Ich starrte vor mich hin in dumpfem Brüten,
Als zu mir trat ein wunderbares Wesen,
Und also sprach: »Verlass dein eitles Wüthen!
»Du sollst durch mich von deinem Schmerz genesen,
»Oft naht' ich dir in wechselnden Gestalten,
»Die Phantasie! Vertrau dich meinem Walten.

»Du bist entsetzt vor dieses Wetters Strahlen!
»Der Völker Wahnwitz und der Herrn Verschulden,
»Sie schufen jetzt auf Erden diese Qualen;
»Doch würdest gerne du dich hier gedulden,
»Wenn du die Marter jener könntest fassen,
»Die Gottes Huld auf ewig hat verlassen.«

Und ich: Wo eine schwärz're Hölle finden,
Als unsre Zeit in ihrem Schoosse heget?
Mich dünkt, als ob der Menschen schwere Sünden
Der Hölle Aufenthalt hieher verleget;
Hier, wo nur Hass und Brudermord regieren.
Sie aber sprach: »Wohlan, ich will dich führen,

»Dahin, wo Qualen ohne Maass verweilen,
»So gross, dass kaum die Ahndung du kannst fassen.
»In schaudervollem Chor Verfluchte heulen,
»Die Nichts vermögen, als ein wüthend Hassen.
»Zum Gipfel steigert sich der Hölle Schauer,
»Wenn du vernimmst von ihrer ew'gen Dauer.«

Sie sah mich an, und schien mich ernst zu prüfen,
Ob ich es wage, solch' Gesicht zu schauen.
Da war mir, als ob inn're Stimmen riefen:
Du sollst der Göttin folgen ohne Grauen!
Ich sprach: Wohlan, die Hölle selbst zu sehen,
Will muthig ich an deiner Seite gehen.

Sie aber breitet aus die gold'nen Schwingen,
Umschlingt den Leib mir mit den starken Armen,
Und so beflügelt wir zum Abgrund dringen,
Wo alles endet, selber das Erbarmen.
Wir sind am Ziel, mich fasst die Angst, der Schrecken,
Die Flammen fühl' ich mir die Sohlen lecken!

Wehe, was schau ich!
Mir durchrieselt's das Mark,
Und die Seele erbebet
Ob dem Jammer,
Dem ungeheuren!

Flammendes Meer,
Dem sich entwindet
Grausige Qual!
Ueber dem Haupte
Teuflische Larven,
Die packen den Sünder,
Den Verdammten,
Schleudern hinab ihn
In des Tartarus
Ewige Flammen.

Nachtvögel erblick' ich,
Schlangen, geflügelte,
All das ekle Gewürm,
Welches die Hölle erzeugt.
Und ich höre von Unten
Ein Gekreisch und Geschrei,
Höre Millionen
Verdammter Seelen
Fluchen dem Ewigen.

Stinkendes Pech und Schwefel
Füllen den Raum,
Den unabsehbaren.
Mir aber schwanden die Sinne,
Kraftlos sank ich dahin,
Wie vom Blitze getroffen.

Als nun Besinnung mir zurückgekommen,
Fand ich die Göttin über mich geneiget,
Sie sprach: »Dein schwaches Herz ist sehr beklommen
»Von all dem Gräuel, den die Hölle zeiget!«

Die Blicke sandt' ich um mich, angstentstellet,
In eine Schlucht, die spärlich nur erhellet.

Zuweilen glänzte durch den engen Stollen
Ein blasser Schimmer, wie von fernem Blitze,
Und schauerlich, wie ferne Donner rollen,
Erscholl ein Heulen von dem Höllensitze,
Mir in beklemmter Brust die Schrecken,
Die kaum bezwung'nen, wieder aufzuwecken.

Ach! stöhnt' ich, hätt' ich solches nie erfahren!
Der Gottverfluchten Strafen nie gesehen!
Die Schrecken, die sie meinem Geist gebaren,
Sie wurzeln fest, sie werden nie vergehen!
O, bis wohin ist ihre Qual gesteigert,
Da jedes Endes Hoffnung Gott geweigert!

Dies »Ewig,« wahrlich! kann ich nicht erfassen,
Dies »Ewig« mit Barmherzigkeit nicht einen,
Da wir doch lieben sollen, die uns hassen,
Und für sie beten sollen, um sie weinen.
Wie kann es sein, dass Gott gebieten sollte,
Was gleichen Falls er nicht gewähren wollte?

»O blinder Thor! Du urtheilst nach dem Scheine!
Was wäre dein und deines Gleichen Ende,
Wenn der Allgütige, der einzig Reine
Für grosse Schuld nicht gröss're Gnade fände?
Ihr neigt, seit Adam fiel, euch zu dem Bösen:
Gott wurde Mensch, nur um euch zu erlösen!«

»Gott schuf den Menschen, und als höchste Gabe
Schenkt' er vor allem ihm den freien Willen,

Dass selbstbestimmend er den Vorzug habe,
Das Gute oder Böse zu erfüllen.
Dies scheidet ihn von allen Creaturen
Und ist ein Merkmal höherer Naturen.«

»Und die Arena ist sein irdisch Leben.
Wo beide Willen mit einander streiten.
Ob hier den Sieg erringt ein heilig Streben,
Ob Bosheit, Sinnenlust ihn hier verleiten:
Dies wird im Sterben ihm sein Loos bedingen,
Dies wird ihm Himmel oder Hölle bringen!«

»Wem schwarze Bosheit ganz das Herz erfüllet,
Wen nicht mehr rührt der Gnade sanft Erwarmen,
Verfällt der Hölle Nacht, die ihn umhüllet;
Es siegt das Recht! Es schweiget das Erbarmen!
Ach! Eine Thräne nur in Reu' vergossen,
Hätt' ihm der Gnade Liebesmeer erschlossen!«

»Ja, selbst der arge Judas, der verrathen
Den Heiland, aller Seelen Gnadenbronnen,
Er hätte für die schwärzeste der Thaten
Vergebung, statt Verdammniss sich gewonnen:
Wenn er nur reuig sich zu dem gewendet,
Der selig macht, wann hier das Leben endet!«

»Weh! wenn die Seel', in eis'gem Hass erstarret,
Dem ird'schen Leib verzweifelnd sich entwindet!
Sein Siegel drückt der Tod — und sie verharret!
Der Freigebornen er die Flügel bindet.
Aus ew'gen Hasses Nacht muss sie erschauen
Der Wahrheit Licht! Das ist der Hölle Grauen.«

»Wähnst du, dass Gott die Liebe mag vermählen
Dem Hasse, der sich drohend bäumet?
Für jähen Sturz, den Flug zum Licht zu wählen,
Ist dir vergönnt. Weh, wenn dein Wille säumet!«
Sie schwieg und wandte sich, voran zu gehen;
Es schwand mein Wahn, wie vor des Windes Wehen.

Ich fühlte neue Kraft in meinen Sehnen,
Und folgte rasch der Göttin leichten Tritten.
Und brausend näher kam der Hölle Stöhnen,
Gleich droh'nder Sturmfluth, als wir vorwärts schritten.
Und wie wir um des Felsens Ecke biegen,
Seh' ich Gehenna plötzlich vor mir liegen.

Die Göttin rief: »Jetzt neige dich zu Boden,
»Umschlinge meinen Hals mit deiner Rechten,
»Da wirst du in dem glühend heissen Broden,
»Den seh'n, der alle Menschen möchte knechten.«
Ich sandte meinen Blick in jene Tiefe —
Mir war, als ob das Weltgericht mich riefe.

Wehe, wehe, er ist's,
Satanas ist's!
Einst hiess er Lucifer,
Das schönste Geschöpf,
Welches erschuf
Gott der Allmächtige.

Mit eingekniffener Lippe,
Grimmigen Blicks,
Starrt er hinaus in die Oede,
Und mit nerviger Faust

Schwingt er den Scepter,
Den dreigezackten.

Zu seinen Füssen
Wälzt sich ein Knäuel
Verdammter;
Sie dienen zum Schemel
Dem Fürsten der Hölle.
Eine riesige Schlange
Umschlingt die nackten Gestalten.
In grimmigem Hass
Beissen sie sich
Blutige Wunden;
Geistig übten sie lange
Dieses verruchte Thun,
Während sie lebten
Hier auf der Erde.

Auch einen Drachen seh' ich,
Scheusslichen Anblicks,
Belzebubs Hofhund;
Er schnappt nach dem Schädel
Eines Verfluchten,
Welcher, den Bruder zerfleischend,
Mit ihm hinabstürzt
In die glühenden Zinken
Hohnlachender Teufel.

Andre recken die Leiber
Zu entrinnen dem höllischen Pfuhle.
Nichts aber seh' ich,
Nichts hör' ich,
Als den unendlichen Jammer
Der ewig Verworfenen!

Und ich schrie:
Weh mir, ich trag es nicht länger!
Nimm es hinweg mir
Dies scheussliche Bild!
Ueberwältigt vom Anblick
Stürz' ich von Neuem zu Boden,
Wie ein Mann stürzt,
Der vom Blitze getroffen.

Zweiter Gesang.

Als ich erwachte aus den schweren Träumen,
Worin der Hölle Schrecken mich versenket:
»Erheb dich,« sprach die Göttin, »ohne Säumen!
»Ich habe deinen Fuss dahin gelenket,
»Wo düsterm Abgrund unser Pfad entsteiget,
»Und sich ein neues ernstes Bild dir zeiget!«

Aufblickend seh ich jetzt, dass rings umschlossen
Von hohen Klippen unser Weg sich enget;
Und schleichend kam entgegen uns geflossen
Ein Bächlein, schmal, von Felsen eingezwänget,
Das Thal entlang durch riesige Cypressen;
Der Ort war öd', und karg das Licht gemessen.

Begierig neigt' ich mich auf matten Knieen
Und wollte von des Bächleins Wasser trinken:
Da schien es heiss und dampfend zu erglühen.
»Lass ab!« die Göttin rief, mit ernstem Winken,
»Ob trocken gleich die Lippe dir und Kehle,
»Lass ab, nicht dies zum Labetrunk erwähle!«

»Denn dieses Wassers schwermuthsvolle Wellen,
»Es sind die bittern und die salz'gen Thränen,
»Die büssendem und reu'gem Aug' entquollen:
»Wo dort in heissem, schmerzerfülltem Sehnen
»Die Schaaren schuldbewusster Sünder weinen,
»Mit Gott und ihrem Heil sich neu zu einen.«

»Ach, wenn die Menschheit wahrhaft sollte büssen,
»Was sie in wildem Frevel stets beginnet,
»So müssten Thränenströme sich ergiessen,
»Und schwellen diesen Bach, der spärlich rinnet,
»Hoch, wie der Rheinfluth schäumende Gewalten —
»Wenn Gott nicht sein Erbarmen liesse walten.«

»Denn in der Kirche hat Er aufgerichtet
»Der Busse Sacrament zur Gnadenspende,
»Darin des Sünders schwarze Schuld sich lichtet:
»Auf dass zum frommen, gottergeb'nen Ende —
»— War gleich nur unvollkommen Leid und Reue —
»Der Seele früh're Reinheit sich erneue.«

»Und nun wohlauf! ich will dich hingeleiten,
»Zum Ort der Busse und der bittern Reue!
»Nimm dich in Acht, denn leicht ist hier zu gleiten,
»Wer diesen Weg geht, jeden Leichtsinn scheue!«
Das Bächlein aufwärts mussten wir jetzt klimmen,
Behutsam schreiten auf dem Pfad, dem schlimmen.

Die Felsenmassen schienen sich zu schliessen,
Mühselig quält' ich mich, hindurch zu kommen;
Kein Strahl des Lichtes konnt' uns hier begrüssen,
Der Athem stockt', die Luft war mir benommen.
Da schien ein fernes Feuer aufzublitzen.
»Hier ist es,« sprach sie, »wo die Büsser sitzen!«

Als ich das Feuer sah, die Kunde hörte,
Erbleichte ich und schreckte bang zusammen.
Die Göttin sah' die Miene, die verstörte,
Und sprach: »Was scheust du jene fernen Flammen?
»Dein Mitleid jenen armen Seelen weihe,
»Nicht Schrecken siehst du — Busse nur und Reue!«

»Denn wisse, jene, die da schmachten sollen,
»Sie lieben Gott in so erhab'ner Fülle,
»Dass keinen Augenblick sie kürzen wollen
»Ihr bittres Leiden, wär' es nicht sein Wille.
»So gross und mächtig kann die Liebe werden,
»Dass gern sie trägt die härtesten Beschwerden.«

»Doch mahn' ich ernstlich, dich hier wohl zu hüten,
»Denn wisse, jener Ort, er ist umgeben
»Von bösen Geistern, die dem stolzen Wüthen
»Des Lucifer gefolgt sind, im Bestreben,
»Gott ihren Herrn zu stossen von dem Throne;
»Denn Satan lechzte nach der Welten Krone!«

»Er macht' es, wie die schlauen Demagogen,
»Die Freiheit, Gleichheit stets im Munde führen,
»Und hat, wie sie, die ihm gefolgt, betrogen.
»Die wahre Freiheit mussten sie verlieren;
»Doch da sie boshaft nicht, nur eitle Thoren,
»So sind sie nicht zur ew'gen Pein erkoren.«

»Wer rein und frei sich fühlet von den Sünden,
»Die zu der Seele ew'gem Tode führen,
»Der scheue nicht, mit Geistern anzubinden,
»Er braucht vor ihnen keine Furcht zu spüren.
»Ich frage dich: fühlst du dich rein von diesen?«
Ja, rief ich, Gott im Himmel sei gepriesen!

Sie schritt nun rasch voran, ich folgte zagend,
Von Furcht erbebend, denn wir kamen näher!
Da starrten aus dem Rauchgewölke fragend,
Gestalten, riesige, ins Aug' dem Späher,
Von grauen Kleidern war ihr Leib umfangen,
Grau war ihr Fittig, bleich und hohl die Wangen.

Sie schauten auf uns mit dem Blick, dem stieren,
Und wiesen uns zurück von unsrer Stelle.
Drauf eilten sie die Flammen anzuschüren,
Und schrieen: »Was willst du denn hier, Geselle?«
»Wem Fleisch und Blut die Seele hält umschlossen,
»Dringt nicht ins Reich der büssenden Genossen.«

Doch donnernd rief sie: »Schlechtberath'ne Engel!«
Sie horchten auf und fuhren scheu zusammen —
»Wie man das Unkraut reisst vom dürren Stengel,
»So pack' ich euch und werf' euch in die Flammen!
»Gott will es, dass ich Den hieher soll bringen,
»Und mich zu hindern wird euch nicht gelingen.«

Sie schwingt den goldnen Stab in ihrer Rechten,
Und prasselnd theilen sich die wilden Flammen,
Wir schreiten muthig durch die Schaar der Schlechten,
Und kommen in der Busse Reich zusammen.
Das Auge wird vom Feuerglanz geblendet,
Nichts sieht es mehr, wohin es sich auch wendet.

Ich hörte nur ein Schluchzen und ein Weinen,
Ein Chor von Tausenden, die bitter klagen,
Und meiner Seele wollt' es so erscheinen,
Als könnten sie ihr Elend nicht ertragen;
Doch als die Augen sich allmälig klärten,
Sah ich die grosse Anzahl der Beschwerten.

Sie sassen da in weiten Felsenklüften,
Neapels Katakomben zu vergleichen,
Und schienen Geister, die aus ihren Grüften
Emporgestiegen zu dem Licht, dem bleichen;
Es schien wie Mondenschein so kalt zu leuchten,
Und wie durch Nebel in der Nacht, der feuchten.

Der Ort war grade nicht ein Ort der Schrecken,
Vielmehr der Wehmuth und der stillen Trauer,
Den Geist der strengen Busse zu erwecken! —
Wie Frühlingsregen nach des Winters Schauer
Erneute Saaten lässt der Erd' entspriessen,
Die kalt und eisig schien sich zu verschliessen.

Die meisten sassen da in sich gekehret,
Sie schienen früh're Sünden zu beklagen;
Der inn're Wurm hat ihren Muth verzehret,
Wie Rosenknospen in den Maientagen;
Sie waren ganz von Herzeleid befangen,
Und schauten vor sich mit dem Blick, dem bangen.

Noch andre sah ich laut und schmerzlich weinen,
Die Hände ringen und herzinnig beten;
Das gleiche Sehnen schien sie zu vereinen,
Erlöst zu sein aus diesen bittern Nöthen.
Ich stand betrachtend still am düstern Orte,
Da sprach die Göttin freundlich diese Worte:

»Du kennst vielleicht den Einen oder Andern
»Durch die Geschichte, durch dein eigen Leben.
»Lass ihren Kreis zusammen uns durchwandern,
»Vielleicht dass Einer dir mag Auskunft geben.«
Und wie wir eilig durch die Reihen gehen,
Bleibt plötzlich sie vor einer Gruppe stehen.

Ach! was erblick' ich!
Ein Weib, marmorbleich!
Auf dem Haupte die goldne Krone.
Sie starrt ihn an,
Den blutigen Dolch,
Den sie schwang mit teuflischem Hohne.

Ist's Fredegunde,
Ist es die Brunhild
Ist's des Macbeth blutige Frau?
Noch immer schön,
So todesbleich —
Ich ergründe nicht, wen ich erschau!

Und neben ihr sitzet
Der König, ihr Gatte.
Weggeschleudert hat er die Krone, das Schwert.
Er suchet mit Inbrunst
Die höheren Güter,
Ja, Schätze sucht er von ewigem Werth.

Die Zofe, sie stehet
Mit gewendetem Antlitz,
Die das Verbrechen der Herrin gekannt,
Doch nicht vollbracht;
Aber zur Busse
Ist sie mit in die Tiefe verbannt.

Auch den Dichter seh' ich
Gestützt auf die Leyer
Blicke der Reue sendend zur göttlichen Huld.
Was hat er gethan?
Was hat er verbrochen?
Ach! ich ahnde des Dichters entehrende Schuld!

Schön ist der Knabe!
Mädchenhaft mild
Blicket er reuig zum Himmel empor.
Fast unbewusst
Verfiel er der Lust,
So kam er hinab zum büssenden Chor.

Ernst ist der Anblick!
Am Boden ein Greis
Sitzt betend, die Hände gefalten.
Was liest er im Buch?
»Miserere, miserere domine.«
Reuvoll die Worte verhallten.

Zu den Füssen ein Buch!
Benannt: Cognitio rerum.
Auf ihm der Epheser Diane.
Der Creaturen Vergötterung,
Statt Anbetung Gottes,
Jetzt fass' ich die sündhaften Wahne!

Einen Andern seh' ich
Gehoben das Antlitz,
Verhüllet in weissen Gewanden.
Ein Zettel am Haupt,
Darauf die Worte:
Jehovah, Messias, sich fanden.

Wer ist der Mann?
Was ist der Grund,
Der den Eingang zum Himmel ihm wehret?
Ein Schriftgelehrter
Nach altem Brauch,
Der nicht thut, was er selber gelehret.

In sich gekauert
Seh ich den Krieger
In Reue und Busse verloren.
Hier wird er gestraft,
Der Andre gestraft,
Zu Strafen ward er geboren.

Wie aus Träumen erwacht,
Blind um sich packt
Der Greis in reichen Gewanden.
Der Maler ist's,
Der das Ziel und Gewicht
Seiner edlen Kunst nicht verstanden.

Wie starret ihr Blick!
Mich rührt das Geschick
Der Maid im violenen Kleide.
Sie fehlte sehr,
Ihr Liebster noch mehr,
Sie that es dem Kinde zu Leide.

Ein Mägdelein war
Mit blondem Haar
Der andern noch zur Seiten.
Nur Eitelkeit
Und Lüsternheit
Der Büsserin Loos ihr bereiten.

Wir gingen fort und fort durch lange Reihen
Von hunderttausenden so armer Seelen,
Wess Alters und wess Standes sie auch seien,
Ermüden würd' es, wollt' ich es erzählen.
Der Fürst, der Bürger, Bauer war vertreten,
Vom früh'sten Alter an bis zu dem späten.

Denn keine Seele kann zum Himmel kommen,
Die nicht gereinigt ward von allen Fehlen;
Und nimmermehr wird eine aufgenommen,
Die Reue nicht und Busse ganz beseelen.
Gott ist barmherzig, doch auch der Gerechte,
Belohnt das Gute und bestraft das Schlechte.

Will Gott zum Heile eine Seele wecken,
So schallt sein Wort, die Felsenschluchten zittern:
Die Seelen siehst du staunen und erschrecken,
Weil Freud' und Angst und Hoffnung sie erschüttern.
Die andern sind noch ganz in sich versunken,
Sie seufzen auf und stöhnen wie die Unken.

Denn in dem Maasse, wie sie mochten büssen
Die Zahl und Schwere der begangnen Sünden,
In gleichem Maasse werden sie begrüssen
Die Seele, die Erlösung jetzt soll finden.
Die einen theilen freudig schon ihr Hoffen,
Die andern sitzen schweigend und betroffen.

Nun floss ein Licht in vollem Strom von Oben,
Von Glanz erfüllet war die ganze Höhle,
Und Engelsstimmen tönten laut: »Erhoben
»Zur ew'gen Glorie sei die reine Seele!
»Es enden nun ihr Leid und ihre Klagen,
»Wir kommen, sie ins Paradies zu tragen!«

In Weiss gehüllt,
Ganz lichterfüllt
Schwebt eine der Seelen empor!
Ein holdes Weib!
Der zarte Leib
Blickt aus der Hülle hervor.

Zwei Engel rein
Die Seele fein
Hinauf zum Himmel tragen,
Zur himmlischen Stadt,
Wo geendet hat
All irdisches Leid und Klagen.

Halleluja singt,
Dass es wiederklingt,
Ein Engelchor von oben;
Allein auch wir
Erwiedern es hier
Dich Gott und Heiland zu loben.

Mein Herz erglüht,
Dass es flammt und sprüht,
Mit ihr, mit ihr zu entfliehn!
Der Erde fern
Möcht' ich so gern
Mit ihr zum Himmel ziehn!

Ich blicke zu ihr,
Die mich leitet hier,
Ich künd' ihr mein heisses Verlangen;
Da fühle ich warm
Vom starken Arm
Den Leib mir plötzlich umfangen.

Und wie der Pfeil
In sausender Eil'
Geschnellet wird vom Bogen,
So fliegen wir
Durch's Luftrevier
Vom himmlischen Glanz umzogen.

Entfesselt der Leib,
Zum seligen Weib,
Zu den Engeln die Kräfte rangen.
Wir stiegen empor,
Und die Engel im Chor
Noch lauter: Halleluja! sangen.

Dritter Gesang.

Der kühnste Flug, den Phantasie mag wagen,
Das Undurchdringlichste, was unternommen
Von ihr in alten wie in neuen Tagen,
Bleibt immer, dass zu unserm Heil und Frommen
Sie uns von solchen Freuden wollte sagen,
Die nie in eines Menschen Herz gekommen,
Und die kein Auge sah, kein Ohr konnt' hören,
Von Himmelsfreuden, die nicht zu zerstören.

Vergebens ist's, Gewissheit zu erlangen,
Nur Ahnden ist's, nur unbestimmtes Sehnen;
Doch viele schon die Seligkeit errangen!
Der Weg dahin, er bleibt kein eitles Wähnen,
Wir sind im Irdischen nicht so befangen,
Dass wir nicht streben sollten nach dem Schönen.
Drum muthig nur der Seele nachgerungen,
Die aus der Läuterung sich aufgeschwungen.

So wie die Lerche in den Morgenlüften
Empor sich schwingt mit schmetternd hellem Klange,

So schwebt die Seele in des Aethers Lüften
Zum Himmel bei der Engel Chorgesange.
Wir folgten aus der Busse düstern Klüften
Ihr immer nach, in heissem Liebesdrange.
Hinauf wir ziehn im seligen Entzücken,
So dass die Erde schwand aus meinen Blicken.

Da sah ich in der lichten Sonne prangen
Ein mächtig Wolkenbild mit goldnen Säumen,
Die Seele sah ich vor uns hingelangen
Und eine Ahndung fühlt' ich in mir keimen.
Ich fragte sie mit freudigem Erbangen:
Sind wir so nah des Paradieses Räumen?
Sie aber sprach zu mir in holder Weise:
»Dies ist der erste Abschnitt unsrer Reise.«

»Der Engel des Erbarmens waltet droben
»Im Pallast mit dem prächtigen Portale.«
Kaum war ich durch die Wolkenschicht gehoben,
Sah ich den Wunderbau mit einem Male
Von heitrem Sonnenglanze ganz umwoben.
Wir traten ein und fanden in dem Saale
Den Engel, dessen Hoheit wir verehren,
Weil er den Weg zur Seligkeit will lehren.

Schön war sein Antlitz, würdevoll und milde;
Er lud uns ein, die Halle anzuschauen.
Die Form war ähnlich einem runden Schilde,
Auf sieben Säulen wollt' man sie erbauen.
Schriftzüge waren, seltsam im Gebilde,
Auf sieben Tafeln deutlich eingehauen;
Sie standen aufrecht in den Säulenweiten.
Der Engel sprach, den Inhalt uns zu deuten:

»Die Zeichen werden mystisch euch erscheinen,
»Auch ging die Sprache lang vor euch verloren;
»Gott gab sie einst dem Menschenpaar, dem reinen,
»Das er in seiner Schöpfung sich erkoren,
»Damit er darin preise nur den Einen,
»Der alles, was da athmet, hat geboren.
»Und mit dem Worte gab er seine Lehren,
»Die, achtet drauf, ihr jetzt von mir sollt hören.

»Hier auf der ersten Tafel stehet: Merke,
»Den Hungrigen, der bittet, sollst du speisen.
»Wenn deine Wohlthat ihm verliehen Stärke,
»So werd' ich dir durch meinen Lohn beweisen,
»Dass mir geschehen die barmherz'gen Werke.«
Die uns voranzog, sprach in holden Weisen:
Gott sei gelobt! nie kannt' ich diese Mängel!
Und zu der zweiten Tafel schritt der Engel.

Er sprach: »Auf dieser zweiten steht geschrieben:
»Du sollst den Durstigen, der bittet, laben,
»Den Dürftigen, du sollst ihn wahrhaft lieben,
»In ihm den Heiland stets vor Augen haben,
»Ihn tränken, speisen in der Noth, der trüben,
»Wie einst Elias nährten jene Raben.«
Die holde Seele lächelte bescheiden,
Barmherzig war sie stets für jedes Leiden.

Und auf der dritten fanden sich die Worte:
»Du sollst dem müden Pilger Obdach geben,
»Verstoss ihn nicht von deines Hauses Pforte.
»Wie bald entschwindet dir das kurze Leben!
»Du pilgerst müde dann zu jenem Orte,
»Wo Todesschauer furchtbar dich umschweben.

»Hast du den müden Pilger aufgenommen,
»So werd ich selbst dich aufzunehmen kommen.«

»Du sollst dem Nackten beistehn und ihn kleiden!«
Dies hat der vierten Tafel Schrift enthalten.
»Den Thieren, dass sie nicht von Kälte leiden,
»Gab ich den Schutz in mancherlei Gestalten;
»Dem Menschen gab ich Mitleid, und mit Freuden
»Seh ich der Nächstenliebe frommes Walten.
»Wer mich im Nackten sieht und stillt sein Leiden,
»Mit meiner Glorie werd' ich ihn bekleiden.«

Der fünften Tafel Inhalt will besagen:
»Den armen Kranken sollst du liebend pflegen,
»Hilf ihm die Schmerzen mitleidsvoll ertragen,
»Wenn dir an deiner Seligkeit gelegen.
»Das Leben birgt, auch in gesunden Tagen,
»Des herben Leidens viel auf seinen Wegen.
»Hiob ertrug's, Gott nahm ihm Gut und Kinder,
»Er schlug den Leib — da wurd' er erst zum Sünder.«

Und auf der sechsten Tafel steht geschrieben:
»Such' die Gefang'nen auf, um sie zu trösten.
»Es schmachtet in dem Kerker, in dem trüben,
»Wohl oftmals, der in Gottes Aug' am grössten;
»Den Schuld'gen tröste auch, der drin geblieben;
»Wo sind denn die von aller Schuld Entblössten?
»Und finden sie sich, gerade diese eilen
»Zuerst dahin, wo Tröstung zu ertheilen.«

Dies aber sagt die siebente, die letzte:
»Sei gern bereit, die Todten zu begraben.
»Wer über alles auch das Leben schätzte,
»Er müsste doch den Tod vor Augen haben.

»Er ist ein Jäger, der sich stets ergötzte,
»Er trifft den Greis, den Mann, den Knaben.
»Ganz sicher ist: wir sind des Todes Beute;
»Unsicher ganz, ob morgen oder heute.«

O Tod! o Tod! du allgewalt'ger Riese,
Wie mähst du unerbittlich die Geschlechter!
Mensch, flieh die Sünde, was sie auch verhiesse,
Sei deines ew'gen Heiles ernster Wächter!
Der Sünder aber sorge, dass er büsse,
Dass er befunden werde als Gerechter,
Und rufen könne auf des Himmels Schwelle:
Wo ist dein Stachel, Tod! dein Sieg, o Hölle?

Ein heitres Lächeln ruhte auf den Zügen
Der reinen Seele, die dies alles hörte.
Es war ein stilles inniges Genügen,
Kein Vorwurf, keine Mahnung, die sie störte.
Dem Engel dankten wir für seine Lehren
Und wollten unsre Kniee vor ihm beugen —
Da plötzlich, wie den Frühlingshauch, den linden,
Sah ich die Seele durch die Decke schwinden.

Mich aber fasst die Phantasie, die hehre,
Und regt gewaltig ihre goldnen Schwingen,
Wir schwammen aufwärts in der Lüfte Meere,
Und strebten nur der Seele nachzuringen.
Und immer lichter wurd' um uns die Sphäre,
Der Engel Chöre hört' ich lauter klingen:
Da plötzlich, hemmend unsers Fluges Eilen,
Sah ich vor mir ein Schloss mit hohen Säulen.

Als ich nun frug: Sind nahe wir dem Ziele?
Erwiedert sie mit ernstlichem Bedeuten:

»Lass deine Ungeduld hier aus dem Spiele!
»Ein zweiter Ruheplatz wird sich bereiten;
»Der Engel der Verheissung lehrt hier Viele
»Die rechte Einsicht der acht Seligkeiten.
»Halt dich bereit, den Engel zu verehren,
»Und horche aufmerksam auf seine Lehren.«

Und als wir nun in einem prächt'gen Raume
Bewunderten die hohen Marmorbogen,
Der Decke kühne Wölbung, bis zum Saume
Vom reinsten Golde glänzend überzogen:
Da sah'n wir, überraschend, wie im Traume,
Gestalten, mächt'ge, uns entgegen wogen.
Es waren Bilder — Männer waren's, Frauen —
Man hätt' geschworen, Lebende zu schauen!

Indem ich staunend blickte nach den Bildern,
Sah ich den Engel in die Halle schreiten,
So gross und mächtig, Niemand kann ihn schildern,
Selbst Phantasie schien kleiner mir bei weiten.
Mit einem Ton, nie hört' ich einen mildern,
Liess er die Worte von den Lippen gleiten:
»Wollt ihr die Deutung dieser Bilder kennen?
»Schaut auf die Inschrift, diese wird sie nennen.«

O leuchtendes Gestirn vom Berg Assisi!
Ich schaue deine ernsten, hohen Züge!
Die göttliche Barmherzigkeit, nie wies sie
Erhab'ner sich, wie einst an deiner Wiege.
Als sie dein Herz schuf, heil'ger Franz, da liess sie
Entkeimen höchster Liebe grösste Siege.
Ja, wahrlich, selig sind die geistig Armen,
Die werden an des Heilands Brust erwarmen!

O dass dies Frauenbild euch hoch erbaue!
Hispaniens Stolz und ihres Volkes Ehre.
Wenn ich Theresia's leidend Antlitz schaue,
Ich jetzt mich noch der Thräne nicht erwehre.
Wie man in jedem Schmerz auf Gott vertraue,
Gab sie für alle Zeit die schönste Lehre:
Die hier geduldig tragen ihre Leiden,
Die finden Tröstung in des Himmels Freuden.

Vorbild der Sanftmuth und der wahren Liebe,
Der an der Brust des Heilands einst gelegen,
Johannes! wer wie du so schuldlos bliebe,
Den würde eitler Zorn nicht mehr bewegen.
Zum Lieblingsjünger jeder sich erhübe,
Der nichts als Lieb' im Herzen könnte hegen.
Die auf der Erde sanft und milde walten,
Die werden Land in Fülle einst erhalten.

O Franz Xaver! auf Indiens Gefilden
Bekehrest du die unvernünft'gen Heiden.
Dein Feuereifer rührte selbst die Wilden,
Und für ihr Heil ertrugst du jedes Leiden.
Dir g'nügte nicht, dich selbst für Gott zu bilden,
Nein, Tausenden schufst du des Himmels Freuden.
Die hungern nach Gerechtigkeit auf Erden,
Die sollen satt im ew'gen Leben werden!

Barmherz'ge Frau, so hoch warst du geboren,
Elisabeth, des Landes Heil und Segen!
Ja, niemals war ein Fleh'n an dich verloren,
Das Leidende an's Herz dir wollten legen.
Thüringens Fürstin wurdest du erkoren,
Des Mitleids Fürstin ward'st du Gottes wegen.

Glückselig jene, die barmherzig walten,
Sie werden einst Barmherzigkeit erhalten.

Das sechste Bild von ungemeiner Schöne
Zeigt eine Frau mit aufgelösten Haaren.
Wie rührt dein Anblick mich, o Magdalene!
Die Liebe Gottes deckt der Sünde Schaaren!
Nichts ist so köstlich, als die reu'ge Thräne,
Wenn wahre Lieb' und Busse sie gebaren!
Glückselig jene, die die Schuld bereuen,
Denn Gott im Himmel will sie gern verzeihen.

Friedfert'ger Greis! Ganz einsam und verborgen
Lebst du der Welt, o Niklas von der Flühe!
Der Eidgenossen Streit, er schafft dir Sorgen,
Da tratst du ein, dass Friede neu erblühe!
Dein Sterben war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Dein Leben war erfüllt von Leid und Mühe.
Die Friedensstifter, ja, ich muss sie loben,
Den ew'gen Frieden finden sie da droben!

O Stephanus, du blutig schöner Zeuge!
Um Christi willen liessest du das Leben!
Du Märtyrer, vor dem das Knie ich beuge,
Dein Heldentod hat reiche Saat gegeben!
Wenn ich die Namen Andrer auch verschweige,
Sankt Paul verdankte dir allein sein Streben!
Die um Gerechtigkeit hier leiden, sterben,
Sie werden dort das Himmelreich erwerben.

Als nun der Bilderkreis uns schien zu enden,
Begann der Engel folgendes zu sagen:
»Verheissung seht ihr hier an diesen Wänden
»In heil'gen Mustern glorreich vor euch tagen,

»Die Seligkeit will Gott nur solchen spenden,
»Die auf der Erd' aus Liebe Leiden tragen.
»Ahmt ihnen nach, und lasst die für euch bitten,
»Die, als sie lebten, viel für euch gestritten.«

Ich aber blickte hin auf jene Seele,
Die als gereinigt uns voran geflogen,
Und sah, dass die Erinn'rung sie nicht quäle.
Ihr Antlitz war von heiterm Glanz umzogen,
Der Spiegel eines Herzens frei von Fehle,
Dem Sterbliche, wie Engel sind gewogen. —
Als ich noch da stand, sinnend ob den Dingen,
Da hört' ich Jubellieder plötzlich klingen:

»Hinauf, hinauf zu jenen lichten Sphären,
»Wo alle Qualen, alle Wünsche enden!«
Und aufwärts sah die Engel ich, die hehren,
Mit der Erlösten ihren Fittig wenden.
Die Phantasie ergriff mich — für die Lehren
Blieb mir nicht Zeit, dem Engel Dank zu spenden;
Und wie der Pfeil geschnellt wird von dem Bogen,
So sind wir hoch ins Lichtmeer aufgeflogen.

So wie der Adler seinen Blick, den festen,
Zum Mittelpunkt der Sonne kühn will richten,
So wollte Phantasie, zu meinem Besten,
Mich tragen durch des Lichtmeer's helle Schichten;
Sie schaut' empor, doch meine Arme pressten
In heft'ger Angst sich um den Leib, den lichten;
Ich war geblendet, konnte nichts mehr schauen,
Und musste ihrer Leitung mich vertrauen.

Ich weiss nicht mehr, wie lang wir so geflogen,
Denn ich versank in ein bewusstlos Träumen.

Nur Klänge hört' ich durch die Lüfte wogen,
In diesen weiten unermess'nen Räumen,
Wie nimmer sie durch meine Brust gezogen
Und den Gedanken fühlt' ich in mir keimen:
Horch auf! das ist Musik der Himmelssphären,
Die du auf Erden niemals konntest hören!

Es war ein stetes Durcheinanderrollen
Von starken, wie von süssen Harmonieen,
Es war ein Farbenglanz im Licht, dem vollen,
Wo immer wechselnd alle Farben glühen;
Der Sterne Lauf, dem Schöpfer Lob zu zollen,
Liess diese Klänge durch den Aether ziehen — —
Da endete das wunderbare Klingen,
Und die Besinnung konnt' ich nun erringen.

Neu angekomm'ner Seelen lichte Schaaren
Sah ich mit Engeln Gottes sich vermengen;
Sie alle, die der Buss' entronnen waren,
Sah ich zur Eingangspforte froh sich drängen.
Sie leuchteten im Himmelsglanz, dem klaren,
Und jubelten in Liedern und Gesängen.
Ein Engel mit dem Schwert, dess Spitze Flammen,
Hielt beide Thoresflügel noch zusammen.

Und jede einzelne der holden Seelen
Musst' ein'ge Prüfung, ein'ge Mahnung leiden;
Bestand sie dann, und war sie rein von Fehlen,
So fand den Eingang sie zum Ort der Freuden.
Doch mich begann die heft'ge Angst zu Quälen:
»Wie gehst du ein, den viele Mängel scheiden?«
Da nahte sich, der wir gefolgt im Fluge,
Sie war die letzte in der Seelen Zuge.

Ich aber nahte forschend mich der Stelle,
Ich wünschte ihrer Busse Grund zu hören.
Da fragt' der Engel an des Thores Schwelle:
»Hast du geübt die heiligste der Lehren?
»In ihr liegt aller Weisheit reinste Quelle,
»Wer aus ihr schöpft, wird seine Seele nähren.
»Merk' auf: Gott sollst du über alles lieben,
»Den Nächsten wie dich selbst, so steht's geschrieben.«

Da, wie ein leichtes, flüchtiges Erröthen,
Sah ich's die holden Wangen überziehen;
Mit einer Stimme, wie ein süsses Flöten
Begann sie drauf in sichtlichem Bemühen:
»Was meine arme Seele konnte tödten
»Das war der Liebe mächtiges Erglühen,
»Ich liebt' ihn mehr als mich — dass ich's verkünde,
»Ich liebt' ihn mehr als Gott, das war die Sünde.«

»Mein Trost im Kampfe war, den ich gestritten
»Im Rein'gungsort und in der Erde Schmerzen,
»Dass für den Heissgeliebten ich gelitten!
»Nur Eine Sehnsucht lebt mir noch im Herzen:
»Dass Gott, bewegt durch meine inn'gen Bitten,
»Ihm lasse Zeit, die Schuld noch auszumerzen.« —
Und wie bewegt vom Frühlingshauch, dem linden,
Sah ich die Seele durch die Pforte schwinden.

So lang sie sprach, vermocht' ich nichts zu denken;
Doch nun begann die Angst in mir zu brennen,
Dass, wollt' der Engel jetzt Gehör mir schenken,
Ich noch ganz andre Dinge müsst' bekennen.
Die Göttin sah's und sprach: »Lass mich dies lenken,
»Lass mich dem Engel deine Wünsche nennen.«

Und sie begann, mich haltend bei den Händen,
Mit flehn'dem Blick zu diesem sich zu wenden:

»Die Seele hier, vom Leibe noch umfangen,
»Sie bittet dich, es möge dir gefallen,
»Dass in den Vorhof nur sie könnt' gelangen.«
Der Engel sprach: »Ich künde dir und allen,
»Dass nur durch dich soweit die Menschen drangen,
»Zu ahnden, wie entzückend diese Hallen;
»Doch wenn du lebst bei irdischen Genossen,
»So bleibt das Paradies für dich verschlossen.«

Ich sah in ihr die Leidenschaft sich regen,
Halbgöttin Phantasie hat stolze Launen,
Es schmerzte sie das eigne Unvermögen,
Sie zuckte zornentflammt die Augenbraunen,
Und sprach sie jetzt, so kam es ungelegen,
Der Engel würde ob der Rede staunen.
Er aber lächelt, spricht: »Ich will's nicht wehren,
»Ich kenne dich genug und dein Begehren.«

»Du magst dem Mann vom ird'schen Leib umschlossen,
»Des Vorhofs Herrlichkeit magst du ihm zeigen.
»Wenn er den Anblick einmal nur genossen,
»So wird für ihn der Welt Verlockung schweigen;
»Denn fortan wird er streben unverdrossen
»Zu ihm, vor dem die Geister all' sich beugen.
»Geht in den Vorhof, mag euch dies gelingen,
In's inn're Heiligthum könnt ihr nicht dringen.«

Mich aber fasst' ein wunderbar Entzücken,
Als wir im Vorhof einem Dome nahen,
Dess reich geschmückten Eingang wir erblicken;
Denn was auf Erden meine Augen sahen,

Zerfiel in Nichts, in eiteles Berücken.
Der Rede Macht, sie kann es nicht umfahen,
Wie er da lag im ros'gen Morgenscheine!
Vernichtet war das Niedre, das Gemeine.

Auf zu des Domes prächtigem Portale
Geleiten uns drei breite Marmorstufen,
Und Glockentöne, die mit einem Male
Die mächtigste Bewegung um uns schufen,
Sie schallten wunderbar im Himmelsthale
»Der Heiland kommt!« hört' ich die Engel rufen —
Da schlugen auf die goldnen Himmelsthore
Und Er erschien mit Seiner Heil'gen Chore.

Hätt' ich die Harfe Mirjams,
Oder den Psalter Davids,
Ich sänge ein Loblied
Dem, der da war,
Der da ist, der da sein wird
In Ewigkeit, Amen.

Malt' ich ein Bild, wie einst Raphael,
Oder führt' ich den Meissel Michel-Angelo's,
Ich zaubert' ein Werk,
Zu preisen deine unendliche Schönheit,
Die da war, die da ist, die da sein wird,
In Ewigkeit, Amen!

Die Seele jauchzet laut, dich anzuschauen,
Maria, heil'ge Mutter unsers Herrn!
Wie liebst du alle, die auf dich vertrauen,
Und leuchtest ihnen vor, du Morgenstern!
Fürbitt'rin du! o bitte für uns Arme,
Dass Gott sich gnädig unsrer Seel' erbarme!

Du neigest dich, geschmücket mit der Krone,
Mit liebevollem Blick zur Pilgerin,
Sie strecket, dass sie ewig bei dir wohne,
Dem Heiland ihre Siegespalme hin.
Fürbitt'rin du! o bitte für uns Arme,
Dass Gott sich unsrer Seel' erbarme!

Johannes! dem der Heiland selbst bezeuget
Dass er der Grösste sei, vom Weib geboren,
Ich sehe dich, wie milde du geneiget
Bewillkommst, die zum Heile auserkoren.
Du, kühnster Streiter, hast zuerst erreichet
Das hohe Ziel, das bis dahin verloren.
O Titan der Ascese ohne Gleichen,
Lass uns durch dein Gebet dies Ziel erreichen!

Des ew'gen Vaters segensreiches Walten
Schuf Engel, die uns schützend sollen leiten.
Sie sind es, die in uns den Geist entfalten,
Mit kühnem Muth für unser Heil zu streiten.
Hier seh' ich Einen die Beschützten halten,
Zum Eintritt in den Himmel vorbereiten.
Sie ziehen selig fort zum sel'gen Orte —
Schutzengel! bitt' ich, sei zu unserm Horte!

Auf dir, o Fels, hat Gott die Kirch' erbauet,
Der kranken Menschheit heil'ge Zufluchtstätte.
Ja, heil'ger Petrus, dir ist sie vertrauet,
Dass sie in dir so Haupt wie Lenker hätte.
Du hast ins Innerste das Herz durchschauet,
Weil reuig du zerbrachst der Sünde Kette.
Ich seh' dich, Fürst in der Apostel Chore,
Den Sel'gen öffnest du die Himmelsthore!

Du liebtest, Beatrice, in frühster Jugend
Italiens Glorie, ihn, den grossen Dante.
Als er die Hölle liess, den Himmel suchend,
Da führtest du ihn, hehre Gottgesandte,
Hinauf, zur ew'gen Quelle aller Tugend,
Zu der dein reiner Geist so jung sich wandte!
Virgil und du, ihr wolltet ihn geleiten,
Dass er des Jenseits Reiche konnt' durchschreiten.

Du trankest aus der allerreinsten Quelle,
Etruriens Adler, deinen Durst zu stillen!
Dein Lied, es rauschet gleich des Sanges Welle,
Mysterien, ew'ge, will es uns enthüllen.
Wenn ich geschöpfet an derselben Stelle,
Und kind'sche Töne meiner Lipp' entquillen,
So ist's nicht Hochmuth, noch ein eitles Wähnen,
Nein, Drang nach Wahrheit nur und nach dem Schönen.

Die Mutter, die den Knaben hält umfangen,
Erblick' ich hingesunken in Entzücken;
Die Tochter, die schon früher heimgegangen,
Sie fleht zum Herrn, die Mutter zu beglücken.
Ein Königspaar in freudigem Erbangen,
Seh demuthsvoll ich auf zum Heiland blicken,
Denn wie verschieden wir auch sind auf Erden,
Vor Gott im Himmel müssen gleich wir werden.

Die Krankheit unsrer Zeit, das stolze Wissen,
Das Läugnen dessen, was sie nicht begreifen,
Wie lächl' ich zu den schmal gemess'nen Bissen,
Die falsche Weise auf einander häufen.
Hier seh ich Einen, den sie hingerissen,
Durch Gottes Gnade doch zum Himmel reifen;

Er streckt die Arme aus zu dem Erlöser —
Wer unfreiwillig irrt, der ist kein Böser.

Ich sah noch viele herrliche Gestalten,
Die alle für den Einen Zweck entbrennen,
Und mehr noch fühlt' ich von des Schöpfers Walten,
Als Worte überhaupt euch mögen nennen;
So dass der ganzen Erde Bücher-Spalten
Den grossen Inhalt nimmer fassen können.
Von Einer Sehnsucht blieb mein Herz befangen:
Hier ist das Ziel, hier musst du hingelangen!

Die Pforte schloss sich und die Sel'gen schwanden,
Wir blieben einsam in dem Vorhof stehen.
Die reinen Seelen, die dort Eingang fanden,
Sie schwebten glorreich in des Himmels Höhen!
Ich fühlte tief mich in des Leibes Banden,
Die mir verwehrt das Paradies zu sehen.
Vergeblich ist der Seele eifrig Ringen,
Die Phantasie, sie kann nicht weiter dringen.

Epilog.

Ich bin erwacht und schau in dieses Leben
Mit vielen Qualen und mit wen'gen Freuden.
Ich seh ein heil'ges, seh ein wüstes Streben,
Die Bösen triumphiren, Gute leiden.
Was ich gesehen, möcht' ich wiedergeben,
Bevor mir ist bestimmt von hier zu scheiden.
Die Kraft dazu, o heil'ger Gott, gewähre!
Denn was ich spreche, ist zu Deiner Ehre!

Was ich hier sehe, geb' ich euch in Bildern,
Den guten wie den bösen Weg zu zeigen.
Von allem mache, was ich konnte schildern,
Ein jeder, was ihm frommet, sich zu eigen;
Vielleicht wird dann des Guten Leid sich mildern,
Wenn er das Ziel erkennt vom edlen Neigen;
Vielleicht dass sich des Bösen Sinn mag wenden,
Wenn er ersieht, wo seine Pfade enden.

Entscheidend wirkt, wie wir die Gottheit denken!
Ist sie der Quell der Schönheit, Wahrheit, Liebe?
Ist sie ein Ding, um nur hinein zu senken
Die eigne Lust, vergötternd seine Triebe?
Ganz demgemäss wird sich die Richtung lenken,
Der Pfad wird sein der lichte oder trübe.
Es ist nicht gleich, o du Gebild von Staube!
Es ist nicht gleich, von welcher Art dein Glaube.

Im ersten Bilde seh' ich einen Knaben —
Den falschen Göttern flicht er Blumenkränze,
Für Venus, Bacchus bringt er seine Gaben,
Die schönsten, die entspriessen seinem Lenze.
Es schwelgt sein Sinn, und nichts kann ihn so laben,
Als Weiber, Wein, Gesang und lockre Tänze.
Er weiht die Klugheit, die er hat, Mercuren,
Und folgt dem Gott der List auf seinen Spuren.

So schreitet abwärts er auf jenen Stufen,
Die jählings führen zu der Hölle Schlünden;
Vergebens ihn die Warnungsstimmen rufen,
Die im Gewissen stets sich laut verkünden.
Der Trunk, das Spiel, die bald den Mord erschufen,
Den Brudermord, die grösste aller Sünden.
Im Alter treibt der Geiz ihn zu den Schätzen,
Die seine Seele zur Verdammniss hetzen.

Ein zweites Bild erscheinet meinen Blicken:
Ein Jüngling betet vor mir am Altare
Zu Gott, der ganz allein ihn kann beglücken;
Weil er allmächtig, ist er auch der Wahre!
Gott sendet gnädig, dass er die Geschicke,
Die bösen, dieses Daseins ihm erspare,
Die Tapferkeit, Gerechtigkeit entgegen,
Und Mäss'gung, Klugheit sind auf seinen Wegen.

Sie bieten ihm das heil'ge Kreuzeszeichen,
Er nimmt es auf mit demuthsvollem Sinne;
Denn nur durch sie kann er das Ziel erreichen,
Dass Liebe, Glaube, Hoffnung er gewinne.
Die Liebe nimmt, wenn seine Kräfte weichen,
Das Kreuz ihm ab, die heil'ge Gottesminne!
Es reicht der Herr die Palme höhern Lebens,
Der grause Tod, er hascht nach ihm vergebens.

Welch hoher Trost ertönt aus dieser Weise:
»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
»Und wer mir folgt, der macht die sich're Reise.
»Ich bin der Weinstock, ihr, ihr seid die Reben,
»Mein Wort, es ist der Seele reinste Speise,
»Für Euer Heil hab' ich mich hingegeben!« —
Ein drittes Bild, es tritt vor meine Seele,
Wer kann noch zweifeln, was er hier erwähle?

Tod und Gericht! ich seh euch dargestellet,
Gleich grossen Engeln, mächtigen Gestalten.
Der Todesengel, der uns zugesellet,
Er zeigt die Uhr den Jungen wie den Alten;
Das Urtheil aber wird sodann gefället
Nach des verliehenen Talents Verwalten.
Das Unkraut brennt — geborgen sind die Garben —
Gerichtet hat der Engel, die da starben!

Dies sind die Bilder, die mir treu geblieben,
Als ich geschöpfet aus des Traumes Quellen.
Von Sehnsucht fühl' ich seitdem mich getrieben
In Form und Farbe sie euch hinzustellen.
Mein Schwanenlied hätt' ich damit geschrieben,
Eh' ich vergehe in der Zeiten Wellen.
Sie brächten Ehre meinem Künstlernamen,
Gott gebe dazu seinen Segen! Amen!

Qūid mūndūs
ni fūmūs?
18
37.
Fūmans oblivisce-
re mūndūm!
18 53
Dresden.

der Alte.

Der moderne Vasari.

Erinnerungen aus dem Künstlerleben.

Novelle

von

Dr. Wilhelm von Schadow.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung).
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, Druck von Gustav Schade,
Oranienburgerstr. 27.

Der moderne Vasari.

Erstes Kapitel.

Froh zog der Jüngling in die Welt hinaus,
Fest stand der Mann in manchem harten Strauß,
Beruhigt kehrt der Greis zurück ins Haus,
Belächelt still die Welt und ihr Gebraus.

Er blickt zurück in jene fernen Weiten,
Um sie im Geist noch einmal zu durchschreiten.
Wollt ihr auf seinem Wege ihn begleiten,
Zeigt er ein Bild euch jüngst vergang'ner Zeiten.

Des Geistes Auge schaut auch ohne Augen,
Wenn nur der Genius sich mächtig regt,
Wer einst gemalt, kann noch zum Sprechen taugen,
Verkünden, was des Künstlers Geist bewegt.

Es war Abend geworden; die letzten Strahlen einer heitern Herbstsonne vergoldeten die Wände eines stillen Zimmers.

Der alte Mann, dem Gott den Gebrauch der Augen genommen hatte, saß in seinem Lehnstuhle und ließ die Bilder seines vergangenen Lebens an sich vorüberziehen. Er dachte darüber nach, was seine Jugend bewegt, was ihn zuerst in der Kunst angesprochen, was ihm von Anbeginn gleichgültig oder gar zuwider gewesen, und das Ergebniß seiner Erinnerungen fiel dahin aus, er sei dem am treuesten geblieben, was ihn in der Jugend am meisten entzückt habe, wenn auch in dem entschiedensten Widerspruche mit den Autoritäten seiner Zeit.

Obgleich einerseits später manches Kunstwerk, welches sich nur äußerlich dem Stile seiner Lieblingswerke annäherte, für ihn an Werth verlor, so war ihm andererseits auch manches Andere, wenngleich abweichend von diesem Stile, dennoch lieb geworden. Er hatte erkannt, daß sich das Leben in der Kunst in die mannichfaltigsten Formen hüllen kann, und daß jedes Erzeugniß derselben, in welchem dieses Leben enthalten, einen gerechten Anspruch auf Anerkennung macht. Die Jugend aber ist einseitig, sie folgt dem angeborenen, individuellen Triebe, ist oft ungerecht, nicht aus Absicht, sondern aus Mangel an Erkenntniß; spätere Jahre jedoch zwingen den redlich Strebenden, auch anderen Richtungen die ihnen gebührende Stellung einzuräumen; der Geist bereichert sich, und das Urtheil wird milder und universeller.

Wer eine solche Laufbahn gemacht, dem darf man das

Recht zur Kritik wohl einräumen, denn, falls er auch seinem ursprünglichen Naturell treu blieb, so übt er nichtsdestoweniger Gerechtigkeit auch gegen jede andere Richtung. Der einfache Grundsatz: „Leben ist der erste Beding jedes Kunstwerkes“ mit der Folgerung: „die Qualität und Quantität des darin enthaltenen Lebens entscheidet über dessen Werth“, begründet den sichersten Weg, auf welchem man zu einer richtigen Kritik gelangt.

Der invalide Maler hatte sich so sehr in Gedanken dieser Art versenkt, es waren ihm so viele lebendige Beispiele als Belege für die Richtigkeit seiner Anschauung in den Sinn gekommen, daß er sich auf seine Art noch nützlich zu machen wünschte. Auch bildete er sich ein, seine theoretischen Ueberzeugungen nicht anschaulicher machen zu können, als durch eine Charakteristik der ausgezeichnetsten Kunstgenossen seiner Zeit. Sein Leben fiel in eine Krisis; denn was in seiner Jugend als das Höchste und Nachahmungswürdigste galt, war in den mittleren Jahren seines Wirkens zu tief herabgewürdigt worden, und hatte erst in seinem Alter einen, wenn auch viel niedrigern, doch den ihm gebührenden Platz wieder gewonnen. Er selbst hatte zwar zu den Vernichtern dieser falschen Idole gehört, dem überwundenen Feinde jedoch volle Gerechtigkeit gegönnt.

Es giebt zweierlei Weisen, sowohl ganze Kunstepochen, als einzelne Künstler zu beurtheilen.

Die erstere möchte ich die historische Betrachtung nennen; hier entscheidet lediglich deren Ergebniß, nämlich, die aus jeder Zeit vorhandenen Kunstwerke an sich, denn sie bestimmen den Werth der ganzen Epoche, wie des einzelnen Künstlers ohne weitere Berücksichtigung günstiger oder ungünstiger Bedingun-

gen, unter welchen sie ins Leben traten. Was also allein in der Kunsthistorie entscheidet, sind die aus jeder Zeit verhandenen Werke.

Die andere Betrachtungsweise, welche vielleicht mit dem Prädikate „human" bezeichnet werden dürfte, wird in ihrer Beurtheilung ungleich mildere Ergebnisse, besonders den einzelnen Künstlern gegenüber liefern, denn sie untersucht, wie viele Hindernisse die edel strebenden Geister wegzuräumen fanden, ob es nicht galt, falsche Götzen von ihren Altären zu stürzen, ob sie nicht ihre besten Kräfte daran setzen mußten, den alten Schutt wegzuräumen und ob sie nicht dazu berufen waren, Märtyrer ihrer bessern Ueberzeugung zu werden. Wenn ihre besten Werke das Große, was in ihnen lag, nur andeuteten, wenn sie gleichsam nur Skizzen ihrer selbst blieben, so erscheint es, wenn man das Glück hat zu ihren Zeitgenossen zu gehören, als eine unabweisbare Pflicht der Gerechtigkeit, dies der Welt klar zu machen. Insofern man mit hinlänglichen historischen Kenntnissen und philosophischem Geiste ausgestattet ist, ließen sich auch längst vergangene Epochen im Ganzen auf diese humane Weise behandeln; jedoch würde dies in Bezug auf jeden einzelnen längst dahingeschiedenen Künstler, dessen spezielle Lebensverhältnisse völlig unbekannt geblieben sind, rein unmöglich sein.

Wie viel günstige oder ungünstige, sittliche oder unsittliche Motive auf die geistigen Erzeugnisse eines Künstlers einwirken, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Wenn man aber über kürzlich verstorbene oder noch lebende Künstler schreibt, deren Privatleben man kennt, so wäre es ungerecht, nicht die humane Beurtheilungsweise anzuwenden. Mangelhaft ist freilich die Anlage jedes Geistes und selbst das Motto: „Wo viel Licht

ist, ist oft viel Schatten" darf auch hierbei nicht aus den Augen gelassen werden. Ein unbedingtes Vergöttern verlangt kein vernünftiger Geist. Wen aber die wahre Kritik überhaupt erwähnt, bei dem setzt dieselbe schon von vorn herein große natürliche Begabung und große Kenntnisse voraus.

Dies waren die Ideen, welche dem alten Künstler durch den Kopf gingen, als es an seiner Hausthüre schellte und sein Diener ihm meldete, der alte Inspektor wünsche ihn zu besuchen. „Sehr willkommen!" rief er; „bring' nur gleich Kaffe und ein Paar Pfeifen!"

Diesen Mann, einen Kunstfreund und uralten Bekannten, liebte er ungemein seiner Kenntnisse und seines vielfach erprobten redlichen Charakters halber. Bei seinem Eintreten rief er ihm entgegen: „Gut, daß du kommst! Nun laß uns recht behaglich eine Pfeife zusammen rauchen. Setz' dich, alter Freund!"

Sie schüttelten sich die Hände und der Inspektor erwiederte: „Von Herzen gern!"

„Ich glaube überdieß, wir beide sind die Einzigen in unserm Kreise, die noch lange Pfeifen rauchen. Die Welt hat sich verändert, Freundchen, nivellirt; denn sonst erkannte man Jedermanns Stand nach seiner Art zu rauchen."

„Wie so?" fragte lächelnd der Inspektor.

„Vor dreißig Jahren rauchte der adlige Junker aus meerschaumenen Pfeifen, ganze Dutzende kleiner Exemplare guckten aus den Taschen seines Jagdrocks, denn er mußte die Hände frei haben zum Schießen, Fahren und Reiten; ebenso der Handwerker, der Tagelöhner, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er sich eines Pfeifenstummels und eines Holzkopfes bediente. Der Beamte aber, der Gelehrte, kurz alle Stuben-

sitzer rauchten lange Pfeifen wie wir. Nur der Kaufmann war an der Cigarre erkennbar, und hat unter allen Ständen den Sieg behalten."

Der Inspektor rief lachend: „Die Verschiedenheit, welche das Auge nicht mehr sieht, erkennt man an dem Geruche."

„Nicht immer," erwiederte jener, „mancher geputzte Kammerdiener raucht die gestohlene Cigarre seines Herrn, und sein Stand wird erst erkennbar, wenn man mit ihm ein Gespräch über Literatur, Kunst oder Politik beginnt. Aussehen und Geruch können hier täuschen."

„Also nur das Gehör entscheidet und enthüllt den geistigen Werth," fuhr der Inspekter fort. „Aber was hast du denn da für Bücher?" und hierbei zeigte er auf eine Reihe dicker Oktavbände, von welchen einer aufgeschlagen war.

„Ich sammle mir Material zu einer Kunstnovelle," erwiederte jener, „und zwar wünsche ich die entschiedene Umwandlung der Kunst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts vom ersten Keime an darzulegen. Zudem bin ich bis auf Raphael Mengs*) zurückgegangen, weil, bei genauerer Untersuchung, mit ihm das Aufkeimen einer bessern Richtung beginnt."

Der Inspekter versetzte lächelnd: „Diese Ansicht von Mengs habe ich bei dir nicht erwartet, du warst sonst mehr für das Wegprügeln als für das Hinprügeln zur Kunst, und dieser Raphael ist zur Kunst geprügelt worden."

„Allerdings," erwiederte er, „ein merkwürdiger Unterschied im Vergleich zu dem wahren Kunstgenie, welches allen Hindernissen zum Trotz zu seiner natürlichen Bestimmung durchdringt.

*) geb. 1728 zu Außig in Böhmen.

„Mengs gehörte keineswegs zu den Geistern, deren Hirn und Herz Gefahr lief, von schöpferischen Ideen und Empfindungen gesprengt zu werden, wenn sie nicht auf irgend eine Weise sich äußern können, vielmehr besaß er nur ein schätzenswerthes Talent zur Naturnachahmung, welches durch die Strenge seines Vaters zur möglichsten Ausbildung gediehen war. Eigentlich beruht die Bedeutung seiner Wirksamkeit darauf, daß er den gänzlichen Verfall des Kunstgeschmacks derjenigen Epoche richtig erkannte, in welcher er auftrat. Unnatur und Ziererei hatten in den bildenden Künsten den höchsten Grad erreicht. Ein Boucher, ein Vanloo und unzählige Andere gleicher Art führten das Scepter in der Malerei; als unerreichbares Muster in der Skulptur galt Bernini; die Antike war als ungraziös verachtet und gleichsam vergessen. Man nannte Alles steif und gothisch, was nicht in gewundene, geschniegelte und geschnörkelte Formen gewaltsam hineingepreßt wurde. Bei der Betrachtung solcher Zeiten wird man seltsam überrascht, indem man die größten Geister in denselben Irrthümern befangen sieht.

„Als Friedrich der Große, nach der Eroberung von Dresden, die dortige vortreffliche Gallerie sah, ging er kalt an Raphael, Titian und Correggio vorüber, blieb aber vor den Bildern van der Werffs stehen und äußerte zu seinem Begleiter: „Hier wird es einem doch schwer, so etwas nicht mitzunehmen."

„Dem großen Staatsmanne und Helden könnte man dies noch zu Gute halten, allein die Dichter und Philosophen jener Zeit, wie Voltaire, Rousseau und Andere, urtheilten in ganz ähnlicher Weise. Es war, als ob der Sinn für die einfache Auffassung eines poetischen Gegenstandes, sowie für die ge-

sunde und natürliche Behandlung der Naturnachahmung zur Verwirklichung desselben völlig verloren gegangen wäre. Dieser falsche und oberflächliche Geist hatte nun auch die Materie, durch welche er sich ausspricht, ins Verderben gezogen. Die Methode war ebenso leichtfertig und oberflächlich geworden; eine strenge Durchbildung in Form und Farbe ward für ein Resultat geduldiger Quälerei angesehen. Einerseits galt kecke, ja freche Pinselführung in größeren Bildern für Genialität; und andererseits, im auffallenden Gegensatze, die kleinlichste und geleckteste Ausführung, wie bei van der Werff und Denner, so leblos sie auch herauskam, für den Gipfel der Kunst, und doch hat sich noch kein Jahrhundert mit der Richtigkeit seiner Einsicht in solchem Maße gespreizt, und mit größerer Verachtung auf alle vorhergehenden Epochen herabgesehen. Unwillkürlich drängt sich hierbei die Betrachtung auf, was denn nun als richtiges Kriterium für den Kunstgeschmack der verschiedenen Zeiten als unwiderleglich dasteht, und meine Antwort würde einfach dahin lauten: „das Naturgemäße."

„Wenn, wie es unter Ludwig XIV. und XV. häufig vorkam, die tonangebenden jungen Hofleute ihr natürliches Haar abschnitten, um Alongeperücken aufzusetzen, wenn junge Blondinen oder Brünetten ellenhohe pomadirte und gepuderte Frisuren, in welchen ganze Schäferspiele in kleinen Figuren nisteten, auf ihre mit Schönpflästerchen beklebten und geschminkten Gesichterchen aufthürmten, dann ist man am Ziel des größten Ungeschmacks angelangt, weil man sich absichtlich und übertrieben von der Bildnerei des höchsten Künstlers abgewandt hat.

„Am Schlusse einer solchen Zeit trat Mengs auf, und man muß ihm in der bildenden Kunst das große Verdienst zuschreiben, daß er wiederum eine richtige Anschauung in der Natur

und in ihrer edelsten Auffassung, in der Antike, gewann. In dieser Beziehung steht er jedoch nicht so ganz isolirt da, vielmehr theilte er diese Richtung mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, denn Lessing und besonders Winkelmann, mit dem er später während seines längeren Aufenthaltes in Rom in persönliche Berührung kam, möchten nicht geringern Einfluß auf seine richtige Auffassung gehabt haben. Aus derselben aber entsprang ganz wie von selbst seine strenge und fleißige Methode im Nachzeichnen, und er bereitete dadurch gleichsam den Boden vor, in welchem das geniale Samenkorn seiner Nachfolger gedeiblich aufwachsen konnte. Erfinderische Gabe hatte ihm die Natur versagt, und ich kenne keine einzige Komposition dieses Meisters, welche auf ächte Originalität Anspruch machen dürfte. Deßhalb bleibt er selbst bei antiken Gegenständen, wenngleich korrekt, doch kalt; bei christlichen Darstellungen aber, wo die Innigkeit der Empfindung ganz unerläßlich, ist er für mich wenigstens ungenießbar. Sein Bild der Auferstehung Christi in der katholischen Kirche zu Dresden, welches ihn besonders berühmt gemacht, giebt davon am besten Zeugniß. Das viel gepriesene Deckengemälde in der Villa Albani bei Rom, Apollo und die Musen darstellend, von R. Morghen gestochen, ist vielleicht sein bestes Werk. Er ist nur wahrhaft lebendig, wenn er portraitirt; alles was in der Phantasie geboren werden muß, beschränkt sich bei ihm lediglich auf Reminiscenzen, jedoch erinnerte er sich jederzeit nur des Besten, was vor ihm geschaffen war. Sein Streben war durchaus edel, und er zeichnet sich in dieser Beziehung unter seinen Zeitgenossen merkwürdig aus.

„Nicht sein Genie, sondern seine Kenntnisse und sein Geschmack erwarben ihm zu seiner Zeit gerechte Anerkennung, Ehre und Reichthum, denn sein eigener Landesherr, sowie der

Papst und der König von Spanien schätzten seine Kunst und seinen Charakter, daher bleibt auch sein Einfluß auf seine Nachfolger unbestreitbar. Sein Ruf verschaffte ihm die Stelle eines Direktors an der neu errichteten Akademie auf dem Capitole zu Rom, später ging er nach Spanien und malte daselbst viel für den König, starb jedoch, nachdem er seiner Gesundheit halber von dort zurückgekehrt war, in Rom schon 1779, hochgeachtet und betrauert. Sein persönlicher Charakter soll überaus milde und in jeder Hinsicht tadellos gewesen sein, denn, obgleich er ungeheuer bezahlt wurde, hinterließ er seiner Freigebigkeit wegen nur ein sehr geringes Vermögen.

„Im Ganzen läßt sich von ihm sagen, daß er das erste Glied einer wiederum aufsteigenden Kette bildete, an welche sich bald mehrere Andere von viel glänzenderm Metalle anreihten."

„Das ist schon an sich bedeutend und verdient gewiß große Anerkennung," erwiederte der Inspekter.

„Merkwürdig scheint mir dabei jener Umstand:" fuhr der Alte fort, „die mittelalterliche Kunst begann durch den innerlichen Antrieb großer Geister, ihre Erscheinung war anfangs unbeholfen, ja fast kindisch zu nennen, eine zweckmäßige technische Behandlung und Methode rang sich nur nach und nach mühsam durch. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts fehlte es ebensowohl an einer guten Methode als auch leider an dem Impuls großer Geister und Mengs schuf durch Wiederherstellung der erstern ein Feld, in welchem höher organisirte Geister ihre Ideen in Form und Farbe ausdrücken konnten. Ein Genie solcher Art war Asmus Carstens*). Wie groß

*) geb. zu St. Jürgen bei Schleswig 1754.

sein Trieb zum Bilden gewesen sein muß, erhellt daraus, daß weder die Umgebungen seiner Kindheit, noch seine ursprüngliche Bestimmung zum Kaufmannsstande denselben zu unterdrücken vermochten. Unter den Deutschen war er der erste, welcher erkannte, daß eine poetische Idee die Grundlage jedes wahren Kunstwerkes bilden muß."

„So nothwendig dies auch sein mag," erwiederte der Inspektor, „so scheint es mir damit noch nicht abgemacht."

„Freilich nicht!" rief der Alte, „sonst würde unser deutscher Carstens mit Michel Angelo und Raphael in gleichem Range stehen, allein genau betrachtet liegt dies mehr an seiner Zeit, als an ihm selbst; er war gleichsam eine wunderbar schöne Pflanze, die, auf ungünstigem Boden einem ihrer Natur

verderblichen Klima ausgesetzt, vor ihrer Entwickelung dahin welkt, und blieb wie so mancher, der ihm in jener Zeit gefolgt, fast nur eine Skizze seiner selbst."

„So ist es," sagte der Inspektor, „man sieht aus seinen Kompositionen, was aus ihm hätte werden können."

„Ich kann mir den ungeheuren Schmerz recht lebhaft denken," fuhr der Alte fort, „wenn ein Geist so große Vorstellungen in sich trägt und es ihm fortwährend an Mitteln und Gelegenheit fehlt, sie zu verwirklichen, er gleicht einer Mutter mit dem schönsten Kinde unter dem Herzen, welche es nicht an das Tageslicht zu bringen vermag. Das gewöhnliche Publikum kann aus einer flüchtigen Aquarellzeichnung nicht erkennen, wie groß und erhaben die dichterische Phantasie eines solchen Künstlers war; wir aber, die die Fähigkeit haben und gewohnt sind, durch unsere Vorstellungskraft das Fehlende zu ersetzen, haben gegen Carstens, der ohne seine Schuld unentwickelt geblieben, die entschiedene Verpflichtung, noch nach seinem Tode ihm diejenige Ehre zu geben, die ihm gebührt."

„Ein schwacher Ersatz," sagte lächelnd der Inspektor, „denn ist er im Himmel, so wird ihn das Lob der Menschen wenig kümmern, ist er aber in der Hölle, so kann es ihm nichts helfen."

„Sollte man denn," erwiederte der Alte, „das Bewußtsein des redlichen Strebens, mit großen Opfern ein falsches Idol in der Kunst umgestürzt zu haben, nicht mit in jene Welt hinübernehmen? Ist dies etwa nicht ein Streben nach Wahrheit und hat dies nicht einen entschiedenen sittlichen Werth? Ihm war diese herkulische Arbeit zugefallen und er hat nicht wenig dazu beigetragen, den Augiasstall zu reinigen. Er kämpfte außerdem jederzeit mit Nahrungssorgen, versuchte aber dennoch,

wiewohl vergebens, nach Italien vorzudringen, kam jedoch nur bis Mantua und Mailand und mußte aus Mangel an Mitteln nach Lübeck zurückkehren, woselbst er fünf Jahre durch Bildnißmalen etwas erwarb."

„Er wird da manchen Geldsack gemalt haben," bemerkte der Inspekter, „der gräulich gegen die Gebilde seiner Phantasie abstach."

„Es steht geschrieben," fuhr der Alte fort, „du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen, so ging es auch ihm. Wir müssen aber glauben, daß dennoch die Muse zuweilen freundlich den sauren Schweiß von seiner Schläfe weggewischt habe, denn sonst wäre es unerklärlich, wie seine Kompositionen ihm bald nach jener Zeit die Stelle eines Professors mit einem Gehalte von 450 Thalern an der Akademie zu Berlin verschafften; man mochte wohl aus denselben erkennen, wozu ihn die Natur berufen hatte."

„Man muß es höhern Orts doch nicht genugsam erkannt haben," sagte der Inspektor, „denn sonst hätte man ihm außer diesem kleinen Gehalte doch irgend eine große Arbeit bestellt, welche seiner Entwickelung förderlich gewesen wäre."

„Dies geschah leider nicht," fuhr der Alte fort, „und so wanderte er nun mit dieser kleinen Pension versehen nach Rom, woselbst er sehr einsam lebte und eine Fülle wunderschöner Erfindungen hervorbrachte. Sein Geist, gleich andern großen Geistern seiner Zeit, nahm eine durchaus antike Richtung; denn der orthodoxe Protestantismus hatte bei diesen Männern seine Geltung verloren, der Katholicismus war ihnen noch fremder, und so fanden sie sich nur zurecht auf dem Boden der Philosophie, welcher sich den denkenden Künstlern besonders in den orientalisirenden und poetischen Werken Platos eröffnete; auch

kenne ich nichts schöneres, als Carstens Komposition des platonischen Gastmahls, wo Alcibiades den Sokrates krönt. Die antike Mythe nach platonischer Auffassungsweise war der eigentliche Tummelplatz seines Geistes. Seine Barke des Charon, sein Argonautenzug, sein Perseus mit der Andromeda, seine Vorstellung der Nacht mit Schlaf und Tod sind insgesammt unsterbliche Ideen, und wären würdig von einem wahren Mäcen zur Ausschmückung großer Räume benutzt zu werden."

„Ich hege immer einigen Zweifel," fiel der Inspektor ein, „ob ein so großer Geist, wie du ihn schilderst, nicht auch selbst einige Schuld an seiner mangelhaften Entwickelung trägt."

„Kann sein," versetzte der Alte, „ein Geist, dem eine solche Fülle poetischer Erfindung zu Gebote steht, mag mehr zu kämpfen haben, um die nöthige Ausdauer zu gewinnen, welche ein gründliches und tief eindringendes Studium erfordert, denn es ist meist unbequem und zuweilen sogar langweilig, ein Modell von allen Seiten nachzuzeichnen und nachzumalen. Dieses ist recht eigentlich eine Arbeit und dennoch unerläßlich, wenn man seinen Ideen eine vollkommene kunstgerechte Form und Farbe geben will. Zu solcher Anstrengung haben Geister, wie Carstens, gerade am wenigsten Lust, sie verlangen immer, ihre Gedanken sollen wie Pallas völlig gerüstet aus dem Haupte des olympischen Zeus hervorspringen. Wer einige Erfahrungen im künstlerischen Schaffen besitzt, der weiß sehr wohl, daß es für den Berufenen keinen glücklichern Moment giebt, als wenn er unabhängig von aller äußern Einwirkung über dem Kinde seiner Einbildungskraft brütet; er lebt dann in einer innern Welt, ein König in dem selbstgeschaffenen Reiche. Seine Unterthanen sind die Gestalten, die er sich nach seinem Gutdünken zurechtsetzt, sein Scepter ist der Griffel, womit er sie so oder

anders hinstellt, verändert, wegputzt, alles nach seinem Belieben, ohne Widerrede und höchstens auf die Gefahr hin ein Stück Papier verdorben zu haben."

„Du schilderst dies allerliebst," bemerkte der Inspektor, „nur schade, daß man dabei verhungern kann."

„So ging es auch unserm Carstens," fiel der Alte ein, „er starb im Jahre 1798 arm, ziemlich verlassen und nur von einigen tiefblickendern Geistern anerkannt, wozu besonders der gelehrte Fernow, der später sein Biograph wurde, gezählt werden muß. Die Hauptsammlung seiner trefflichen Originalzeichnungen befindet sich im Schlosse zu Weimar, doch sind auch mehrere derselben in der Akademie zu Berlin. Unser Freund Koch gab zu Rom, wie du weißt, später seinen Argonautenzug in radirten Blättern heraus."

„Man kann nicht ohne eine gewisse Wehmuth," äußerte der Inspektor, „das Geschick eines solchen Geistes betrachten."

„Das ist nicht so schlimm, wie es scheint," entgegnete der Alte, „denn sag' mir mal, wer hat denn Amerika entdeckt? War es Columbus, der nur bis zur Havannah kam, oder war es Amerigo Vespuci, dessen Namen es trägt? Ist der erste Funke, der eine Feuersbrunst in sich trägt, nicht eigentlich entscheidender, als diese selbst? Durch Carstens wurde es allen bessern Geistern, die ihm folgten, klar, daß eine poetische Idee zur Erschaffung eines Kunstwerkes eine unerläßliche Nothwendigkeit ist; dies, einmal festgesetzt, rief nach logischer Folge eine bessere Kunst ins Leben."

„Ging denn nur unter den Deutschen seiner Zeit diese fruchtbringende Idee auf?" fragte der Inspektor.

„Nein," erwiederte er, „auch England gebar zu gleicher Zeit einen ähnlichen Geist, der aber unter bessern Bedingungen ins

Leben trat, es war der Bildhauer John Flaxmann*). Sein Vater war ein schlechter Bildhauer, was ihn wahrscheinlich veranlaßte, einen Handel mit Gipsabgüssen, sowohl antiker als moderner Skulpturen in London anzufangen. Dies verschaffte aber unserm Künstler von jung an Gelegenheit, das Beste zu sehen; auch war er keineswegs so arm, daß er nicht seinem Studium hätte nachleben können. Die Kunst war damals in England noch weniger beachtet, als in den übrigen Ländern Europas."

„Jederzeit hat es mich gewundert," bemerkte der Inspektor, „daß bei dieser mächtigen Nation weder die bildenden Künste noch die Musik eine bedeutende Epoche hervorgerufen haben."

*) geb. zu York 1755.

„Die Frage, warum dies so sei," begann der Alte von Neuem, „ist schon mehreren Denkern in den Sinn gekommen: sie wird auf zweifache Weise beantwortet und nach meiner Ansicht hat jede dieser Antworten ihr Recht.

„Als England im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts mit Italien in nähere Verbindung kam, hätte es, wie die übrigen Staaten Europas von dort her den Antrieb zur Entwicklung der schönen Künste empfangen können. Diese naturgemäße Befruchtung wurde jedoch durch den Sieg der calvinistischen Lehre, welche die bildenden Künste aus der Kirche verbannte, gänzlich gestört. Eine jede große Kunstepoche aber, sowohl in der antiken, als in der modernen Welt, beginnt mit dem Schmucke ihrer Tempel und es ist, als ob man nur auf diesem Grunde ein Kunstgebäude erbauen könne, welches sich in seinen höchsten Stockwerken auf die mannigfaltigste und reichste Weise ohne Gefahr zu entwickeln vermag. Am anschaulichsten wird diese Behauptung in den Niederlanden. Dort lebte eine große kirchliche Kunst, als der Calvinismus die Bevölkerung trennte; diejenigen Provinzen, welche ihm huldigten, verbannten folgerecht die Künste aus den Mauern ihrer Gotteshäuser und der Trieb zum Bilden sank herab zur Behandlung von Gegenständen aus dem wirklichen Leben, meistens von der trivialsten Art. So entstand eine bisher noch nie gesehene Gattung, nämlich die holländische Kleinmalerei. Diese hat zwar auch klassische Werke geliefert, doch wäre es abgeschmackt, diese Kunstsphäre mit ihrer idealen Mutter auf gleiche Höhe zu stellen. Rembrandt und seine Schüler aber, wenn sie gleich religiöse Gegenstände keineswegs auf ideale Weise behandelten, würden doch mit Unrecht als trivial bezeichnet werden. Im Gegentheil zeigt sich namentlich bei diesem großen Meister

jederzeit eine Innigkeit der Empfindung, die häufig gepaart mit einem Anfluge satirischer Laune ihn zu einer der originell sten Erscheinungen in der Kunstgeschichte macht. Ihre Werke sind der Ausdruck eines geistreichen Naturalismus und daher kann diese Richtung der Kunst und noch viel weniger die hol ländische Kleinmalerei mit der alten kirchlichen Kunst in gleichen Rang gestellt werden."

„Dennoch thut es unsere Zeit," fiel der Inspektor ein, „und der Zahl nach möchte es mehr Liebhaber für Bilder von Teniers, Ostade, Wouwermann, Ruisdael und Paul Potter geben, als für Bilder von van Eyck, Hemling und anderen alten niederländischen Meistern."

Der Alte fiel lächelnd ein: „Auch die sind jetzt noch dünn gesäet, denn die meisten Liebhaber von Kunstwerken beten jetzt nur das goldene Kalb an."

„Laß uns nicht von unserm Thema abkommen," sagte der Inspektor, „was ist dann der zweite Grund der unentwickelten Künste in England?" „Der läßt sich ebenfalls hören," ent gegnete jener, „und ich glaube, daß auch er nicht wenig mit gewirkt hat. Man vergleicht den politischen und praktischen Geist der Engländer häufig mit dem Geiste der antiken Römer, denn die Bildung der hohen und begüterten Klassen geht rein auf das praktische Leben, und es sind entweder Staats- oder Handelszwecke, die mit Eifer verfolgt werden. Wie die Römer die Ausübung der Kunst, die sie höchstens eines Freigelassenen würdig fanden, den Griechen überließen, so denkt kein alter Lord, kein reicher Kaufmann daran, seinen Sohn, auch bei dem größten Talente, zum Künstler erziehen zu lassen, er weist im Gegentheil die Wahl eines solchen Berufes, theils als eine Erniedrigung, theils als müßiges Geschäft zurück, und nur die

in der Nothwendigkeit gegründete Baukunst möchte hiervon eine Ausnahme machen. Die Haupttendenz dieser weltbeherrschenden Insulaner geht auf irdische Macht und Reichthum, die idealen Zwecke treten dagegen sehr in den Hintergrund. In der neusten Zeit hat sich dies insofern geändert, als sie aus Prachtliebe den modernen Kunstwerken anderer Nationen einige Aufmerksamkeit schenken. In der Musik verhält es sich gerade so, wie in der Malerei und Bildhauerei, und wenn auch hin und wieder unter ihnen einzelnen Talente auftauchen, so kann von einer namhaften Schule in diesen drei Künsten nicht die Rede sein."

„Es ist sonderbar," bemerkte der Inspekter, „daß dieses Volk, welches eine so reiche poetische und originelle Literatur besitzt, und in dieser Beziehung die Römer, deren Poesie nur eine Nachahmung der Griechen war, doch weit übertrifft, auf die übrigen Künste so wenig Gewicht gelegt hat." — „Dennoch ist es erklärlich," erwiederte der Alte, „denn die angemessene Behandlung des körperlosen Wortes wird bei ihnen von Jugend auf mehr geübt, als bei anderen Nationen. Dazu zwingt sie schon ihr politisches Leben; das Medium, die Sprache, worin sie ihre poetischen Gedanken ausdrücken, ist ihnen geläufig, es bedarf dazu keiner sonstigen technischen Vorübungen, welche bei anderen Künsten so zeitraubend sind. Mißlungene Gedichte oder Novellen hindern nicht einen anderen Lebensberuf zu verfolgen. Selbst ihre talentvollen Staatsmänner finden noch Muße, ihre ernsten und heiteren Begriffe poetisch einzukleiden, und belletristische Werke tragen häufig dazu bei, ihnen eine glänzende politische Laufbahn zu eröffnen."

„Diese Abschweifung," sagte der Inspector, „hat uns von Flaxmanns Leben und Kunst abgebracht, und ich möchte noch gern mehr von ihm erfahren."

Der Alte fuhr fort: „Dieser Mann, schwächlich, klein, verwachsen, aber mit einem seelenvollen Ausdruck im Gesicht, kann ähnlicher Weise, wie Carstens, mehr ein dichtender Plastiker, als ein Bildhauer ex professo genannt werden, denn seine Erfindungen machen ihn unsterblich, nicht seine ausgeführten Werke. Die Zeichnungen zur Ilias und Odyssee, zu Hesiods Theogonie, zu den griechischen Tragikern, welche mehrfach gestochen, in Heften herauskamen, finden und verdienen gerechte Bewunderung. Weniger anziehend scheinen mir die Kompositionen aus Dantes divina commedia, denn die christliche Sphäre war den Männern jener Zeit mehr oder minder fremd.

„Flaxmann ging im Jahre 1787 nach Rom und kehrte erst 1794 nach London zurück, wo er eine Reihe plastischer Werke ausführte. Da ich letztere nicht gesehen, so habe ich kein Urtheil darüber, jedoch theilte mir Thorwaldsen, der seine Erfindungen überaus hoch schätzte, mit, seine im Großen ausgeführten Arbeiten ständen keineswegs mit den Erfindungen in gleichem Range. Solche Geister lebten damals zu vereinzelt, die Berührung mit Malern, wie West und Reynolds, konnte für Flaxmann nicht sehr anregend sein, und sein hoher poetischer Geist fand ohne Zweifel mehr Gemeinschaft mit den Dichtern und Philosophen seines Vaterlandes, als mit Jenen. Er starb, seines liebenswürdigen Charakters halber allgemein betrauert und hochverehrt zu London 1826."

„Wenn er die, ihm in London ertheilten Aufträge," begann der Inspektor, „zur Ausführung größerer Bildhauerwerke in Rom selbst erhalten hätte, so würde er vielleicht in Bezug auf plastische Vollendung mehr geleistet haben."

„Ohne Zweifel," erwiederte der Alte, „Rom hat jederzeit

die größten Bildhauerwerkstätten der Welt besessen, die höhere Technik ist daselbst nie ausgestorben; überdies strebt jedes junge Kunstgenie dorthin zu kommen, und man findet daselbst immerfort einen fruchtbaren geistigen Austausch.

„Der gleichzeitige Canova*) hatte in dieser Beziehung ein günstigeres Loos. Obgleich mit Ideen weniger reich ausgestattet, bezeichnet dennoch sein Erscheinen einen Aufschwung in der Bildhauerkunst. Sein erstes Studium begann er auf der Akademie zu Venedig, wo er einen Preis gewann und von der Signeria mit einem Gehalte von 300 Dukaten jährlich nach Rom gesandt wurde. Hier zeichnete er sich bald durch

*) geb. zu Possagno im Venetianischen.

eine Gruppe des Theseus mit dem Minotaurus aus, welche mit Recht seinen spätern großen Ruhm begründete; für mich gehört sie sogar zu dem Schönsten, was er überhaupt in seinem Leben gemacht hat. Hier ist ihm das Heroische gelungen, obgleich das Anmuthige, Leichte, Graziöse seinem individuellen Kunstgenius am meisten zuzusagen scheint. Wenige Künstler haben wie er eine vom Glücke so begünstigte Laufbahn durchlebt, doch muß man ihm das große Verdienst zuerkennen, daß er der erste war, welcher dem traurigen und ganz manierirten Zopfstil ein Ende machte. Außerdem besaß er eine vollendete Meisterschaft in der Behandlung des Marmors. Seine größten Arbeiten sind das Grabmal der Erzherzogin Christine zu Wien und des Papstes Benedict XIV. in St. Peter zu Rom.

„Man muß anerkennen, daß kein Künstler mehr und so ausschließlich seiner Kunst gelebt, als eben Canova. In einer Zeit, wo Europa von beständigen Kriegen erschüttert wurde, Italien den andern Nationen mehr oder minder durch die Herrschaft Napoleons verschlossen war, beschäftigte Letzterer auf das großartigste den berühmten Bildhauer und es hat etwas Rührendes, daß wiederum Canova seinen unbeschäftigten Kunstgenossen, besonders den Kupferstechern, Arbeit und Unterstützung nach besten Kräften zukommen ließ; überhaupt hat sein Charakter etwas Großes, und zeigte sich jederzeit besonders leutselig gegen junge aufstrebende Talente.“

„Sein Ruhm erfüllt die Welt!“ rief der Inspektor, „auch scheint es mir immer bemerkenswerth, daß das überlegene Genie Thorwaldsens ihn während seines Lebens nicht aus dem Sattel heben konnte.“

„Gewiß ist es erfreulich,“ erwiedert der Alte, „daß sein

künstlerischer Ruhm, während seines langen Lebens nicht sank. Er starb, nachdem er kurz vorher zu Possagno, seinem Geburtsorte, eine Kirche gestiftet hatte, im Jahre 1822.

„Ein anderer Bildhauer dieser Zeit hat in seinem Vaterlande für den Aufschwung der Kunst Aehnliches geleistet. Es war Gottfried Schadow*).

„Er trat unter viel weniger günstigen Umständen in die Kunstlaufbahn ein, denn seine Eltern waren arm und nur ein glücklicher Zufall verschaffte ihm die Protektion des damaligen Hofbildhauers Tassaert. Da dieser sein besonderes Talent, als er sich noch in den untern Klassen der Akademie befand, so-

*) geb. 1764 zu Berlin.

gleich erkannte, nahm er ihn in sein Haus und Atelier auf. Friedrich der Große hatte, wie alle großen Geister, die Bedeutung der Künste vollkommen erkannt, und wenn man ihm verwirft, daß er mit Begeisterung dem französischen Geschmacke anhing, so muß man doch zugeben, daß in dem nun einmal herrschenden, verderbten Geiste, die Franzosen immer noch das Beste leisteten. Konnte man aber von ihm, als Staatsmann, als Feldherr, eine Reform im Geschmacke der bildenden Künste verlangen? Dem herrschenden Geiste folgend, ließ der große König um das Bassin vor den Terassen von Sanssouci, die von den damals in der Bildhauerei berühmten Gebrüdern Adams und dem noch berühmtern Pigal gefertigten Götterstatuen aufstellen, die, obgleich manierirt, in Bezug auf technische Behandlung des Marmors Meisterwerke waren. Ja, ich erinnere mich als Knabe an einer Statue der Thetis ein sehr künstliches Fischnetz in Marmor gesehen zu haben, dessen Anfertigung für ein Wunderwerk galt. Durch den erleuchteten Sinn des gegenwärtigen Herrschers aber sind die Gärten und öffentlichen Anlagen der Residenzen von den plastischen Ungeheuren, die sie bevölkerten, befreit worden. — Friedrich der Große begnügte sich keineswegs diese Arbeiten in Frankreich zu bestellen, sondern er zog auch den schon erwähnten Bildhauer Tassaert nach Berlin, beschäftigte vielfach die französischen Maler Van Loo und Watteau, und suchte überhaupt französische Kunst und Bildung in seine Hauptstadt zu verpflanzen.

„Wie sich jedoch im Bereiche der Kunstlitteratur durch Männer wie Lessing und Winkelmann eine Opposition gegen den herrschenden Geschmack geltend machte, so fanden sich bald auch bildende Künstler hierdurch veranlaßt, diesem Beispiele zu folgen. Wenn man bedenkt, daß G. Schadow, dessen

Geistesbildung ganz durch Tassaert geleitet wurde, schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre, nachdem er kurze Zeit in Rom zugebracht hatte, das Monument des Grafen von der Mark anfertigte, so muß man über die Größe seiner natürlichen Anlage erstaunen. Es stellt die drei Parzen (lebensgroße Figuren) in einer Nische vor; unterhalb derselben befindet sich der mit analogen Basreliefs geschmückte Sarkophag, auf dem die Portraitstatue des jungen Grafen liegt. In der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin ist es aufgestellt und man darf wohl behaupten, mit dem Erscheinen dieses Monumentes wurde dem Zopfstil der Sculptur, in der Residenz ein Ende gemacht, da alles Spätere von einem gereinigteren Geschmacke Zeugniß giebt. Auch fand diese Arbeit eine so gerechte Würdigung, daß dem jungen Künstler die Anfertigung der Modelle zu der broncenen Victoria mit der Quadriga auf dem Brandenburger Thore übertragen wurde. Die in diesen Bauwerken befindlichen Basreliefs, sowie eine Statue des Mars rühren ebenfalls von ihm her. Alle diese in jener Zeit durch ihn entstandenen Arbeiten scheinen mir den Beweis zu liefern, daß, wenn G. Schadow in Rom geblieben, Canova einen bedeutenden Nebenbuhler an ihm erhalten hätte. In Berlin aber stand er ganz vereinzelt, denn außer dem Zeichner und Kupferstecher Chodowiecki möchte sich dort schwerlich der Name eines geistreichen Künstlers finden lassen. Außerdem war der herrschende Geist jener Zeit einer erhabnen und ernsten Kunst nichts weniger als förderlich, und die Aufträge, die der Künstler erhielt, beschränkten sich auf die Portraitstatuen Friedrichs des Großen und anderer berühmter preußischer Kriegshelden. Doch auch hier bewährte sich sein Genie, denn wenn man die Statuen des Königs, Ziethens und des

alten Dessauers mit den unter Friedrich dem Großen gearbeiteten preußischen Heldenstatuen vergleicht, so wird man zugeben, daß er dem ungünstigen Stoffe die poetische Seite abgewann und einen Stil schuf, dem der treffliche Bildhauer Rauch vielleicht nur noch eine größere Ausbildung verlieh. Das eherne Standbild Blüchers zu Rostock, sowie die Statue Luthers zu Wittenberg vollendeten seinen großen Künstlerruf.

„Höher noch als alles Dieses ist seine persönliche Einwirkung auf die ganze künstlerische Jugend seines Vaterlandes zu schätzen, weil er viele Jahrzehnde hindurch an der Spitze der Berliner Akademie den Unterricht leitete, unzählige Talente durch sein Urtheil und seinen höchst wohlwollenden Sinn glücklich entwickeln half, und so ein ächter Reformater des Kunstgeschmacks wurde. Aber auch über die engeren Grenzen seines Vaterlandes hinaus dehnte sich sein unbestrittener Einfluß aus, und wenn der poetische Geist seiner Jugendarbeiten noch zu größeren Erwartungen berechtigte, als in Erfüllung gegangen, so muß dies lediglich dem prosaischen Gehalte der ihm später ertheilten Aufträge beigemessen werden. Mehr oder minder bleibt der Mensch Produkt seiner Zeit, und es enthält schon ein großes Lob, von ihm sagen zu können, daß er dieselbe um ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Diesen Ruhm aber wird Niemand dem Meister G. Schadow jemals streitig machen.

„Wenige Worte mögen nun hier noch über seine sociale Einwirkung Platz finden, durch welche es ihm gelang, dem Künstlerstand in den höheren Kreisen der Gesellschaft Achtung zu verschaffen. Seine Persönlichkeit hatte etwas so einnehmendes, so gescheutes und natürliches, daß er sich nicht nur der Gunst zweier Monarchen erfreute, sondern daß auch seine

Vorgesetzten und Kunstgenossen ihn achteten und liebten, und seine Untergebnen mit begeisterter Anhänglichkeit an ihm hingen. In einer Residenz findet man stets eine Anzahl charakteristischer Erscheinungen, die aber oft einen Anstrich von Karikatur haben; das war jedoch bei G. Schadow nicht der Fall; so allgemein bekannt ihn seine Eigenthümlichkeit machte, eben so allgemein geehrt war er auch. Wer erinnert sich nicht in Berlin des alten kräftigen Herrn im changeanten Leibpelz und später bei seinem langen Augenleiden mit der Mütze und dem ungeheuer breiten grünen Schirm? Er galt mit Recht als der Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, zuweilen etwas derb, jedoch jederzeit wohlwollend. Seine Kunstgenossen und Schüler, die Dies wohl fühlten, ließen sich deßhalb von ihm eine Kritik gefallen, die sie bei Anderen mit Entrüstung zurückgewiesen hätten. Er starb in dem hohen Alter von 86 Jahren, nicht allein von den Seinigen, die seine großen und liebenswürdigen Eigenschaften genauer kannten, sondern von der ganzen Stadt allgemein betrauert."

„Es ist sonderbar," bemerkte der Inspektor, „daß es der Mehrzahl nach grade Bildhauer waren, welche der damaligen Kunst einen neuen Aufschwung verliehen haben."

„Die Franzosen möchten dies wohl in Abrede stellen," erwiederte der Alte, „sie werden im Gegentheil behaupten, Louis David*) habe am meisten dazu beigetragen, dessen Kunst aber eigentlich nichts Anderes zeigt, als den sehr unkünstlerischen Geist seiner Zeit.

„Es giebt überhaupt drei Klassen von Künstlern: Die erste, jederzeit in der Minderzahl, bringt durch ihre Werke die Kunst

*) geb. zu Paris 1748.

vorwärts; allein in der Regel, nur von einem kleinen Kreise der edelsten Zeitgenossen verstanden, gleichen sie einem, in ein ruhiges Wasserbecken geworfenem Steine. Dieser kleine Kreis bildet den zweiten u. s. w., bis das ganze Wasser dieselbe Bewegung annimmt. Mehr oder minder werden Geister so erhabener Art, da sie über ihrer Zeit stehen, Märtyrer ihrer besseren Ueberzeugung. Die zweite Klasse besteht aus Künstlern, die, weil ihre Werke den höchsten Ausdruck des Geistes ihrer eigenen Zeit wiedergeben, gleichsam an die Spitze des herrschenden Geschmackes treten; sie schmeicheln, bewußt oder unbewußt, der Gegenwart, fördern oft noch mehr den falschen Schein als das wahrhaft Gute ihrer Zeit, ernten Ruhm und Reichthümer, wirken zwar für den Augenblick, sind jedoch fast immer ephemere Erscheinungen. — Außerdem giebt es noch eine dritte Klasse und zwar der schlimmsten Art; denn es sind oft Männer vom größten Talente, welche die Kunst nicht wie eine Himmelstochter, sondern wie eine melkende Kuh betrachten; sie ist ihnen ausschließlich ein Mittel zu Geld und Ruhm zu gelangen, daher schmeicheln sie den absurdesten Launen des frivolen Haufens, und ziehen die Himmelstochter in den Koth. Das Große in allen Geistesrichtungen wird nur durch sittliche Opfer erlangt; Männer, die ihr Fach vorwärts gebracht haben, sind daher auch jederzeit mit einzelnen hohen moralischen Eigenschaften ausgestattet gewesen.

„Louis David gehört, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, in die zweite Kategorie. Seine Kunst war recht eigentlich der Ausdruck des herzlosen, grausamen und kalten Fanatismus derjenigen republikanischen Partei, deren begeisterter Anhänger er war. Sie bildet den schärfsten Gegensatz zu der formlosen, in die schlechteste Sinnlichkeit versunkenen Kunst seiner unmittel-

baren Vorgänger; geradezu phantasielos möchte ich jedoch seine Bilder nicht nennen. Wie in der damaligen Politik begreift sie die theatralische Nachäffung antiker römischer Größe in sich: Kompositionen wie Brutus mit seinen Söhnen, die Horatier und Curiatier sind ächte Symbole jenes Zeitgeistes. Allein wie die Epoche des Terrorismus bald der Kaiserzeit Platz machte, so beugte sich auch bald die Muse Davids vor dem Weltherrscher, trat in dessen Dienste und er malte mehrere große Begebenheiten aus dessen thatenreichem Leben. Es sind dies meist Staatsactionen, bei welchen der Mangel an Gefühl am wenigsten vermißt wird, und so ist in diesen Arbeiten, da David mit einem großen nachahmenden Talente und sehr tiefem Wissen ausgestattet war, auch viel Bewundernswerthes zu finden. Jedenfalls muß man ihm das Verdienst zuschreiben, daß er, so kalt und verwerflich seine poetische Richtung auch war, ein strenges Studium nach der Natur und der Antike wiederum geltend gemacht hat. Seine jüngeren Zeitgenossen und Schüler haben den besten Vortheil daraus gezogen, denn Männer wie Gros, Gérard und Girodet haben im Portraitfache oft ausgezeichnete Werke geliefert.

„Charaktere seiner Art erscheinen nur in den Tagen gewaltiger Umwälzungen; in der Kunstgeschichte aber ist mir kein ähnlicher bekannt. Praktische Politik liegt so sehr außer dem Bereiche des bildenden Künstlers, ist so gefährlich für seine Zwecke, daß ich fast glaube, Davids großes Kunsttalent sei an dieser Klippe gescheitert. Man erzählt eine Begebenheit aus seinem Leben, welche auf seltsame Weise die künstlerische Begeisterung mit einer völlig unkünstlerischen Gemüthslosigkeit verbindet. Als er Mitglied des Konvents war, stürzte eine Frau mit ihrem Kinde in der größten Verzweiflung in seine

Werkstatt, warf sich in leidenschaftlichem Schmerze ihm zu Füßen, und flehte ihn um Fürsprache für die Begnadigung ihres zum Tode verurtheilten Mannes an. Was aber thut David? Er tritt mehrere Schritte zurück, ergreift sein Skizzenbuch, befiehlt der Frau ganz still in dieser Bewegung zu verharren, und erklärt ihr, nachdem er sie gezeichnet, mit der äußersten Kälte, er sei nicht gesonnen, sich für einen Royalisten zu verwenden. Kann ein solcher gemüthloser Künstler durch seine Werke die Gemüther der Menschen rühren? Kalt und korrekt befriedigt er in Einzelheiten die Kenner der Korrektheit, rührt aber Niemanden. Auch hat die neuere Schule der Franzosen, unter welchen sich treffliche Talente befinden, von Davids Richtung sich längst abgewandt, und ist in ihren guten Erzeugnissen vom falschen Ideale zu einem edeln Naturalismus übergegangen, von welchem allein ein Aufsteigen zum wahren Ideale möglich wird.

„Wie edel, gefühlvoll und erhaben ist im Verhältniß zu den Davidschen Werken die kleinste Zeichnung des verachtet gestorbenen Carstens! Wie viel fruchtbringender und segensreicher seine begrenzte Thätigkeit für die nach ihm lebenden Künstler! David, der sich für einen Heros seiner Zeit hielt, hatte noch den Schmerz seinen künstlerischen Ruf zu überleben, indem er die besten jungen Talente eine, von der seinigen abweichende, Richtung einschlagen sah. Der äußere Glanz seiner Stellung wurde überdies durch die Rückkehr der Bourbons vernichtet, welche ihn als Königsmörder aus Paris verbannten. Er suchte ein Asyl in Brüssel und starb bald darauf, vielfach angefeindet als Künstler sowie als öffentlicher Charakter im Jahre 1826.“

„Wir haben viel geschwätzt,“ sagte der Inspektor, indem

er die Pfeife ausklopfte und seinen Hut nahm, „doch, wenn ich wiederkomme, mußt du mir noch mehr aus dem Schatze deiner Erfahrungen mittheilen."

„Recht gern!" sagte der Alte, „ich recapitulire auf diese Weise dasjenige, was ich niederzuschreiben gedenke; ich bin wie ein alter Invalide, der die Kriegsereignisse vor und zu seiner Zeit erzählt und der Helden gedenkt, welche theils schon im Grabe ruhen, theils noch auf dem Kampfplatze nach dem Siegeskranze ringen."

Zweites Kapitel.

Der König kommt, der Ruf ergeht,
Was können wir beginnen,
Und wie die Gunst der Majestät
Für unsere Stadt gewinnen?

Die Ehrenpfort' nach altem Brauch,
Ein Abendschmaus, ein Ball,
Die weißgekleid'ten Jungfern auch,
Das hat er überall.

So discutirt der Rath der Stadt,
Verwirrt sich immer mehr,
Bis einer es gefunden hat:
Die Künstler rufet her!

Sie haben früher uns gezeigt
Manch' herrlich lebend Bild,
Dies macht den König uns geneigt,
Den Kunstsinn ganz erfüllt.

Ein Hauptvergnügen der modernen Gesellschaften sind die lebenden Bilder geworden. Es ist sehr bequem, eine Darstellung geistvollen Inhalts zu geben, wenn der Anordner wenig und die Darsteller fast gar nicht darüber nachzudenken haben. Während der Schöpfer des Bildwerks eigentlich das ganze poetische Verdienst hat, bedarf es für den Anordner nur des Talentes einer geschickten Nachahmung, und der Darsteller wird vollkommen genügen, wenn er sich in den Ausdruck des darzustellenden Charakters hineinzudenken vermag. — Gut darstellbare Bilder sind hinlänglich vorhanden, gute Anordner sind schon seltner, am seltensten jedoch eine hinreichende Anzahl von Personen, die den Charakter des Darzustellenden richtig empfinden und geschickt wiedergeben. Der alte Maler erinnerte sich, daß er einst bei Hofe ein Bild von Uhland: „Des Sängers Fluch" stellte, nämlich, wie der eifersüchtige König den jungen Sänger mit dem Schwerdte durchbohrt. Er hatte die Dame, welche die Königin machte, gebeten, die Miene des Entsetzens anzunehmen und das beständige graziöse Lächeln zu unterlassen, allein sie erwiederte ganz naiv: „Dann sehe ich ja ganz häßlich aus." In den Proben that sie es endlich ihm zu Gefallen, bei der Ausführung aber schaute sie nicht mit Entsetzen ihren durchbohrten Liebling, sondern das Publikum mit holdseligem Lächeln an, und keineswegs aus Dummheit, sondern aus Eitelkeit. Solche Damen meinen, wenn sie sich mit der Last ihrer Familienjuwelen bedeckt hinstellen, ein Kunstwerk wiederzugeben.

Dergleichen sind Curiosa, dachte er bei sich selbst, aber nicht Kunsterscheinungen und mehr oder minder trifft dies bei allen derartigen Vorstellungen zu. Und doch ist dies am Ende ein Glück, denn, wenn lebende Bilder ganz vollkommen dargestellt würden, so könnten die gemalten Originale nicht dagegen Stich halten.

Obgleich diese Vorstellungen der modernen Welt angehören, so ist deren Ursprung doch nicht ganz neu. Zuerst begann die Lady Hamilton, Geliebte des berühmten Nelson, mit ihren sogenannten Attitüden die vornehme Welt zu entzücken; später unternahm eine Schauspielerin, die Haendel-Schütz, eine Reihe historischer Charaktere in gewissen Momenten aufgeregter Leidenschaft wiederzugeben; endlich versuchte man ganze Gruppen ähnlicher Art; und jetzt reist ein sogenannter Professor mit einem Harem allerliebster Mädchen in ganz Europa umher, der bei aller Unfähigkeit irgend etwas künstlerisch anzuordnen, nichtsdestoweniger alten und jungen Herren das Geld aus der Tasche zu locken weiß.

Es ist unglaublich, wie vieler Mühe und Noth der Mensch sich zur Erreichung eines entzückenden Momentes unterzieht! Wie viel Proben, wie viel Dekorationen, wie viel Kostüme gemacht werden müssen, um eine Minute des Erstaunens hervorzurufen! Alles ist flüchtig in unserer Zeit, und von einem tiefsinnigen und innigen Genusse, dessen Eindruck auf längere Zeit vorhält, ist wenig mehr die Rede. Die bessern Künstler sind daher Gegner der lebenden Bilder, und zwar mit vollem Rechte, indem der momentane Effekt hier Alles gilt; das Publikum, welches sein Geld giebt, denkt nicht weiter darüber nach, es will nur genießen, und daher sind lebende Bilder an der Tagesordnung. Die Anordner solcher Festabende geben im

Allgemeinen nur einen allerliebsten Guckkasten, wo ohne innern Zusammenhang, oft nicht einmal mit geschmackvoller Auswahl die verschiedenartigsten Gegenstände zusammengewürfelt sind. Theatralische Darstellungen von Dilettanten oder das sonst übliche Verlesen dramatischer Werke durch mehrere Personen ist aus der Mode gekommen, das verlangt schon zu viel Geistesanstrengung, sowohl von Seiten des Sprechenden, als des Hörenden.

Obgleich nun der invalide Maler über lebende Bilder auf diese Weise dachte, so wünschte er dennoch solchen Vorstellungen, weil sie nun eben im Geiste der Zeit lägen, den möglichst bedeutenden Inhalt zu geben. Auch waren mehrere junge Künstler, welche einen Festabend der Art beabsichtigten, bei ihm gewesen, und hatten sich in dieser Beziehung seinen Rath erbeten, und da einige von ihnen ein ganz hervorragendes Talent, sowohl für die Anordnung, als die dekorative Ausführung solcher Bilder besaßen, so hatte er ihnen versprochen über die darzustellenden Gegenstände nachzudenken; auch war es ihm in den Sinn gekommen, gleichsam einen Abriß der Kunstgeschichte in lebenden Bildern, untermischt mit jedesmal vorausgehenden erklärenden Zwischenscenen zu erfinden, um die langweiligen Pausen, welche das Stellen neuer Bilder verursacht, einigermaßen abzukürzen.

Wir wollen ihn nun über seinem Festprojekt brüten lassen und uns in die Wohnung des Regierungssekretärs R., welcher sich eifrigst nach dem Hofrathstitel sehnte, für einige Augenblicke versetzen. Dieser hatte zwei allerliebste Töchter, von denen die jüngere ausrief: „Jette, weißt du schon, daß der König kommt?“

Die schmachtende blondlockige Henriette erwiderte: „Was

geht das mich an, Gustchen? Ich denke an einen andern, als den König."

„Das weiß ich wohl," erwiederte Gustchen, „aber dein Schatz hilft bei den lebenden Bildern, welche zu Ehren Sr. Majestät gestellt werden."

„Ach, was du sagst!"

„Ja und ich weiß noch mehr, gestern Abend im Singverein war von nichts Anderem die Rede; die Julie S. steht, die Mina N. steht und auch die beiden P.'s, und denk' dir mal an, sogar die alte dicke M. soll heran."

„Na, wenn die aufgefordert sind, da wären wir beide doch wahrhaftig noch mehr werth. Wenn ich nur meinen Gustav Dolph sprechen könnte, das würde ich ihm eintränken."

„Ereifre dich nicht unnütz, mein Schätzchen, ich weiß, daß wir beide „Auroren", ich wollte sagen, „Horen" vorstellen sollen. Doch weiß ich nicht, was das für eine Komödie ist."

„Was du sagst! was sind denn das für Dinger?"

„Ja ich weiß noch mehr; gestern Nachmittag ist der Bürgermeister und sein Beigeordneter mit einer langen Liste umhergefahren und heute Morgen ist er auch hier gewesen; schon gestern Abend ließ ich die Mama etwas davon merken. Erst wollte sie gar nichts davon wissen, sie sagte, es wäre eitel und mache Unkosten. Als sie aber hörte, daß Julie, Minna, die P.'s zugesagt hätten, gab sie klein bei und meinte, es würde Mühe kosten, den Papa dazu zu bewegen. Dieser war eben aus dem Verein gekommen und hatte dort von dem Fest reden hören, nach dem Abendessen sondirte sie ihn, doch wurde er ganz wild und wollte nichts davon hören."

„Wenn der Dolph mitsteht, so möchte ich von Herzen gern dabei sein. Mama muß auch klug agirt haben, denn

als heute Morgen gleich nach dem Frühstück der Bürgermeister kam, stellte ich mich an die Thür und lauschte. Papa wollte erst gar nichts davon wissen, bis Jener endlich sagte, daß der Herr Regierungspräsident den größten Werth auf das glänzende Gelingen des Empfangsfestes Sr. Majestät lege und es ungern sehen würde, wenn irgend ein Beamter seine Mitwirkung verweigere."

„Aha," rief Henriette, „das wirkte! nicht wahr Gustchen?"

„Allerdings," erwiederte sie, „er besann sich, meinte, er wollte darüber nachdenken und dem Bürgermeister bis Mittag Antwort ertheilen."

„Papa hat Geld, und wünscht nach seiner langen Dienstzeit auch einen Rathstitel; er ist ehrgeizig, ich bin es auch; wenn ich mitstehe, wünsche ich dem König so zu gefallen, um Muth zu haben, für meinen Dolph den Professortitel zu erbitten. Seine Genrebilder gefallen ungemein, mir hüpft das Herz, wenn ich an den Aushängefenstern der Kunsthandlungen die Kupferstiche nach denselben und die Masse Volkes sehe, welche sie angafft. Wenn er nur den Titel hätte, dann könnte er dreist bei Papa um meine Hand anhalten."

„Was hilft der Titel ohne Gehalt?" seufzte Gustchen, „mein lieber dicker Schatz, Franz, gilt für den geschicktesten Landschaftsmaler, auch er macht viel Glück, aber doch sagt er immer: „Wenn ich nur zu einem sichern Gehalte bei der Akademie kommen könnte, den Professortitel wollte ich gern entbehren."

„Das ist doch auch eine recht schlechte und falsche Einrichtung!" rief Jettchen aus, „bei solchen Akademien auf fünf bis sechs Historienmaler nur ein einziger Landschaftsprofessor und gar kein Genremaler, und das sind doch die Einzigen, welche das Publikum für sich haben."

„Vielleicht eben darum," erwiederte Gustchen, „die Genremaler können vom Publikum leben, für die Historienmaler aber muß der Staat etwas thun, sonst verkümmern sie ganz."

Indem trat die Mutter ins Zimmer und machte ihnen bekannt, daß sie zu Horen auserwählt seien, welche personifizirte Stunden vorstellten. Als sie nun nicht begreifen konnten, wie eine Person eine Stunde oder eine Stunde eine Person vorstellen könne, sagte sie, solcher Unsinn käme in keines Regierungsbeamten Kopf, und könne nur von alten Heiden und jungen Malern erfunden werden. Was sie aber besser verstanden, war, daß der junge Maler Dolph zu näherer Erklärung sowie zur Angabe des Kostüms heute gegen Abend seinen Besuch machen würde, worüber sich denn Mutter und Töchter ungemein erfreuten.

Die ganze Stadt war wegen der bevorstehenden Ankunft des Königs in großer Aufregung. Dekorateure, Vergolder, Schneider hatten die Hände voll zu thun, und namentlich waren die Modehandlungen überfüllt, indem alles, was einigermaßen reich und vornehm war, in den brillantesten Toiletten erscheinen wollte.

Während aller dieser Bewegungen hatte der alte Maler sein Festprojekt beendigt. Er war aber zweifelhaft, in wie weit ihm dies gelungen sei, denn seiner leidenden Augen halber hatte er seine Dichtung diktiren müssen, auch nicht selbst nachlesen können und deshalb einen begabten Freund gebeten, ihm dieselbe vorzutragen und zwar in Gesellschaft mehrerer urtheilsfähiger Personen. Dieser begann:

Festspiel.

Erste Scene.

(Die Poesie im antiken Kostüm, Lorbeerkranz und Lyra).

Herab zu Euch, ihr mühbelad'nen Menschen
Steig' ich im Fluge, Poesie genannt;
Wehrt ab alltägliche Gedanken, schwingt Euch auf!
Empor zum Himmel sei der Sinn gewandt!
Denn angehaucht von mir, der Gotterzeugten,
Ist jeder, der im künstlerischen Streben
Singt, dichtet, malet oder bildet.
Ich bin's allein, die ihm verleiht das Leben.

Das Schönste, was im Laufe der Geschichte
Mein Geist dem Maler, Bildner einst verlieh,
Euch gäb' ich's gern, jedoch die traurige Bedingung
Von Zeit und Raum sind Fesseln des Genie's.
So kann ich einen Theil des großen Ganzen
In wen'gen Bildern eurem Blick nur zeigen,
Beginnend mit den Griechen, welchen Schönheitssinn
Vor allen andern Völkern war zu eigen.
Was uns bei diesen scheint ein kindisch Lallen,
Dem geben sie das Ebenmaß der Form;
Sie schufen in der Rede, Dichtung, Plastik
Für alle Zeiten eine feste Norm;
Sie dienen uns als Muster der Vollendung
In Ihrer Sphäre wahrlich ohne Gleichen!
Ex ungue leonem; Gebet Raum dem Geiste
Und mit den Griechen öffnen wir den Reigen.

(Sie verschwindet).

Zweite Scene.

(Der Vorhang geht auf, man sieht einen griechischen Jüngling, welcher den Schattenriß seiner Geliebten zeichnet).

Er. Ich bitt' dich, halte still, denn wenn du schwankst,
Schwankt auch dein Schatten auf dem weißen Blatt.
So, nun ist's fertig, sieh nur einmal her,
Erkennst du wohl dein liebliches Profil?

Sie. Wie sollt' ich? Sah ich doch mein Antlitz
Im Bache nur, im Spiegel von Metall,
Die Seitenansicht kann man da nicht seh'n. —

Er. O sieh nur her, wie schön ist die Erfindung,
Und eine Kunst seh' ich daraus entsteh'n,
Die wie Musik und Dichtung uns ergötzt.
Doch ach! geliebte Braut, nun muß ich scheiden. —

Sie. Du gehst? O kehre bald zurück Geliebter!

Er. Beruh'ge dich, der süße Zauber Hymens
Zieht mächtig mich in deinen Kreis zurück!

Sie. Bereitet wird indeß das Hochzeitmahl,
Die Gäste sammeln sich, sie jubeln laut,
Empfangen uns im reich geschmückten Saal.

Er. Was du hier schilderst, treibt mich nicht zur Eile,
Nicht dies, ein and'res Bild, wo ich dich sehe,
Verschleiert auf dem Ruhbett neben Dir
Die junge mütterliche Freundin dich belehrend,
Sie deutet klug des Ehebunds Geheimniß,
Sie lehrt dich, wie den Gatten, wie die Kinder
Du pflegen müssest, daß die Laren
Beschützen segnend unseres Hauses Heerd.

Sie. Gar willig werd' ich hören, was sie spricht.

Er. Mich selbst erblick' ich da zu deinen Füßen,
Den üpp'gen Kranz der Reben in dem Haar,
Ich horche eifrig zu, mein Theil mir nehmend
Von Sorg und Lust, und freu' mich meines Looses.

Sie. O Seligkeit des Bundes, der uns winkt!

Er. Aglaja, deine Zofe, steht daneben,
Das Kästchen hält sie mit dem Perlenschmuck,
Und and're Frauen seh' ich, deren Eine
Emsig bemüht das Brautgemach zu sprengen
Mit lieblich duftenden Essenzen. —

Sie. Der schöne Tag, ach, wär er erst erschienen,
Wo dieses Bild zur Wirklichkeit sich wandelt!

Er. Zur Linken von uns seh' ich andre Frauen,
Sie öffnen eines Rauchgefäßes Deckel
Und opfern Weihrauch uns'res Hauses Laren.
Auch zu der Lyra Ton, der fünfgesaiteten,
Singt Eine uns'rer Hochzeit Feierlied.

Sie. Es ist genug, o mehre nicht mein Sehnen!

Er. Bald soll es enden, denn ich kehre schleunig,
Dies Bild begleitet mich auf meinem Pfad.

Sie. Die Sonne scheint schon dort am Bergesgipfel,
Schnell, ich geleite dich bis zu dem Fluß.
Vergiß mein nicht und kehre bald zurück.

Er. Der Fluß ist nicht der Styx, die Lethe,
Wie könnt' ich dich vergessen, da dein Bild
In jedem Augenblick' ich jetzt beschauen kann.

Sie. So komm, damit ich bald dich wiederseh'. —

(Sie gehen ab, hierauf folgt das Bild der Aldobrandinischen Hochzeit).

Zweite Zwischenscene.

(Werkstatt eines Bildhauers, vor demselben steht der Hausfreund der Familie des Verstorbenen).

Bildh. Und wie ihr sagtet, Ephialtes starb!
Hausfr. Starb an der Wunde, die er jüngst erhielt,
Als Thebens Feinde uns're Mauern stürmten.
Dem Anteus, der zuerst den Wall erklomm,
Zerschmettert er mit Riesenkraft den Schild,
Womit das Haupt er deckt, und im Begriff
Die Leiter mit dem Feinde umzustürzen,
Packt jener in Verzweiflung seinen Fuß
Und zieht ihn mit sich in des Walles Graben.
So fanden wir ihn nach des Kampfes Ende
Betrübt, doch äußerlich fast unverletzt.
Bildh. So hört' ich es, ich glaubte ihn gerettet.
Hausfr. Auch wir, doch innerlich war die Verletzung,
Wohin des Arztes Kunst weit schwerer dringt.
Mich schickt man nun zu Euch, berühmter Meister,
Daß ihr des Epitaphes Plan entwerft.
Bildh. Und wollt Ihr, daß ich diesen Kampf Euch schildre,
Der seiner Jugend früh das Ziel gesteckt?
Hausfr. Mit Nichten, Meister, gebt ein andres Bild!
Geschildert auf des Hauses Sarkophagen
Sind viel der ältern Krieger Siegesthaten.
Er war zu jung zu diesem blut'gen Lorbeer;
Daher der Wunsch, daß euer Bildwerk zeige,
Wie er im Kreise seiner Lieben stirbt.
Zwar darf der Schild, zwar darf das Schwert nicht fehlen,
Bezeugend, daß in ihm ein Krieger starb;
Ich bitt' Euch, stellt ihn dar, wie ich ihn sah.

Sein Haupt umfaßt noch liebend seine Schwester,
Die Aelteste, und reicht ihm eine Stärkung,
Die schon sein brechend Auge nicht mehr sieht.
Die zweite Schwester beugt sich über ihn
Die Thränen hemmend mit den zarten Händen,
Zu Häupten steht die Jüngste, fast ein Kind,
Die Mutter fehlt, die längst von hinnen schied.
Der greise Ahn, auf seinen Stab gestützt,
Schaut unverwandt dem Sterbenden ins Antlitz,
Wohl wissend, daß der ew'gen Götter Schluß
Dem kurz, dem lang, des Leben Faden spinnt;
Und hinter ihm der schmerzerfüllte Vater
Mit vorgebog'nem Haupt! —
Doch über Alles rührend war die Jungfrau,
Die Jagdgespielin des geliebten Todten,
Ach, sie verlor ihn, die verlobte Braut!
Mit abgewandtem Haupte saß sie da
Und barg die Augen, die mit salz'gem Naß
Das herbe Weh des Herzens uns verrathen.
Auch zeigt des Windspiels hochgereckter Kopf
Im Thiere selbst der Treue Rührung uns.
Dies, Meister, bildet auf dem Sarkophag,
Ihr werdet Dank und Lob Euch so bereiten.

Bildh. Kommt aus der Werkstatt in mein Wohngemach,
Dort will ich dieses Bild sogleich entwerfen.

(Sie gehen ab, hierauf folgt das zweite lebende Bild. Basrelief).

Der Alte unterbrach den Vorleser mit der Bemerkung, daß diese beiden Bilder die antike Kunstepoche bezeichnen sollten, worauf der Kunstfreund lächelnd bemerkte: „Phidias

und Zeuxis würden dir sehr verbunden sein, daß du die Kunst der Griechen deinem Publikum mit solchen Kleinigkeiten klar zu machen denkst."

„Was ist denn von Phidias und Zeuxis übrig?" fiel der Alte ein, „das Verhandne ist überhaupt nur eine Kleinigkeit im Vergleich zur großen griechischen Kunst, und ich kann nicht dafür, daß das moderne Publikum solche oberflächliche Erleuchtung am meisten liebt."

Der Vorleser fuhr fort, übergehend zur zweiten Abtheilung.

Die Kunst des Mittelalters.

Die Poesie erscheint, über der weißen Tunika angethan mit reichen, farbigen Stoffen, einen vollen Blumenkranz im Haar und statt der Lyra eine goldene Harfe.

Im reichen, farbigen Gewand, geschmückt mit Blumen,
Und statt antiker Lyra zeig' ich mich
Die Harfe tragend jetzt in eurer Mitte.
Ich künde Euch der Menschheit zweite Aera,
Erleuchtet durch die große Offenbarung,
Auf die, was vor, was nachher, Alles zielet.
Begeistert griff die Welt nach diesem Glauben,
Der Quelle ward von jeder großen That,
Denn seine Offenbarung wirkte fort
Auf jede Wissenschaft und jede Kunst.
Was nie bisher erschienen, ward dem Maler,
Der Farben Zauber, die Gewalt der Wirkung
Gesellt sie zu der plastisch festen Form.
Dies mystisch Ahnungsvolle, Ungreifbare
Ward wie Unendliches dem Endlichen verknüpft;
In meinem Kranze, merkt es, blüht der Lorbeer,

In meiner Harfe sind der Lyra Saiten,
Und unter farb'gem Stoff die Tunika.
Nichts fehlt, was die Antike schon besessen,
Es öffnet sich der Dichtkunst Wunderknospe
Und läßt uns schauen in den myst'schen Kelch,
Der uns gebar die drei erhab'nen Meister,
Den Michel-Angelo, den Raphael und Eyck.

(Bild der heiligen drei Könige)

Dritte Zwischenscene.

Eyck (matt). Die Züge rein und klar, der Augen Glanz,
Sie geben wieder deine Hoheit ganz.
Anton von Messina (tritt auf). Verzeiht, wenn ich Euch
störe, großer Meister.
Im Vorgemache fand ich Niemand. —
Eyck. Thut nichts!
Kommt näher, junger Freund, was wollt ihr?
Anton. Dies Schreiben Balthasars von Mecheln, weiland
Zu Napel jetzt, nennt meinen Namen Euch
Und mein Begehr. —
Eyck. Gebt her den Brief, mein Kind,
Von ihm zu hören freut mich über Maßen.
(Liest). So! Antonello von Messina heißt ihr?
Die edle Malerkunst ist euer Fach?
Von mir zu lernen, kommt ihr her nach Flandern?
Anton. Ja, edler Jan van Eyck, der Wunderruf,
Der Euch voranging, ließ uns viel erwarten,
Doch nichts war Alles, bis wir selbst es sahen,
Das Bild, das unserm König ihr gesandt.
Eyck. Alfonso hat mich reich dafür belohnt!

Anton. Der Farben Schönheit, zarter Schmelz und Stärke,
O lehrt mich, guter Meister, eure Mischung!
Denn neu und ungeseh'n ist eure Art.
Eyck. Neu wohl nicht ganz; der Mönch Theophilus
Spricht schon von Farben, die mit Oel gemischt.
Doch ist das Maß von meiner Mischung neu.
Mich freut's, daß meine Kunst euch so gereizt,
Daß ihr Italiens sonn'ge Küste ließ't
Und herkommt zu der Nordsee eis'gem Strand;
Und wenn ihr die Orangen hier vermißt,
So findet ihr den schön gefärbten Apfel.
Anton. Und schön're Farben auch bei euren Frauen,
Nur in Venedig sah ich wohl ein Gleiches.
Eyck. Das macht die See, die Wasserstaaten sind's,
Die liefern stets die besten Koloristen;
Doch sagt mir Freund, was macht Italiens Kunst?
Wer schmückt die Kirchen, wer der Städte Hallen?
Anton. Ihr wißt es selbst, wie Giottos großer Geist
Byzanz's hinfällig todte Kunst verdrängt;
Einhaucht er seiner Schule neues Leben,
Und prächtig schmücken sich der Kirche Hallen
Mit Bildern aus der heiligen Geschichte:
Erhaben, unerschöpflich an Motiven,
Sind diese Werke mehr noch Poesien,
Als Malerei'n im wahren Sinn zu nennen:
So schön sie auch gedacht, Vollendung fehlt.
Eyck. Und fühlte dies kein Geist, der ihm gefolgt?
Anton. Es währte lange, denn ein großer Geist
Wirkt so gewaltig auf die Folgezeit,
Daß Jeder scheut, die eb'ne Bahn zu lassen.

Eyck. So war es gut, daß ich nicht bei Euch war,
Die Meister Kölns, sie konnten mich nicht fesseln.
Frei war mein Geist, ich fand mir meine Kunst.
Anton. Du fandst sie in Ergründung der Natur.
Der Farben Reichthum und der Wirkung Macht
Hast du uns dargestellt in größerm Glanz,
Als je ein Italiener es vermocht.
Eyck. Und schaut ihr denn nicht tief in die Natur?
Anton. Nicht wie der Bildnißmaler, wen'ger tief.
Das Frescomalen ist dazu nicht eigen,
Die Tempera ist trocken, grau und dürftig,
Ihr aber habt die Weise jetzt gefunden,
Die die Natur vollkommen wiedergiebt.
Ich wünschte nichts, als daß Masaccio,
Der in Florenz die eig'ne Bahn sich bricht,
Ein großes Licht! bei Euch das Malen lernte.
Eyck. Ist er ein großer Geist, so find't er seine Weise.
Was in uns lebt und uns gewaltig drängt,
Die Knospe sprengt's, die Blüthe muß erscheinen!
Anton. Ganz eigenthümlich treu und frommen Sinns
Gebt ihr, was Euch umgiebt, vollkommen wieder,
Natur ist Euch die einz'ge Tradition,
Und Innigkeit des Ausdrucks euer Streben;
Bei uns ist's anders, aus den Gräbern steigt
Der Griechen große Schöpfung zu uns auf.
Der Schönheit mächt'ges Element beherrscht
Seit jener Zeit bei uns das Reich der Geister;
Und wer den Zauber einmal nur gekostet,
Dem genüget nichts, wenn sie dem Kunstwerk fehlt.
Eyck. Wenn Ihr so denkt, wozu kommt Ihr hieher?

Anton. Wozu? Bewundern wollt' ich Euch und lieben,
Bei Euch, erhab'ner Meister, vieles lernen.
Denn nicht ein Mangel macht ein Kunstwerk klein,
Sowie die Richtigkeit es noch nicht groß.
Was uns mit fortreißt, ist der große Wurf,
Die Innigkeit des Ausdrucks, des Gefühls,
Dies Alles ist in hohem Maß Euch eigen.
Eyck. Da ihr so ernst gedacht in eurer Kunst,
Schaut Euch dies Bild hier der drei Kön'ge an,
Die unserm Herrn die erste Huld'gung bringen.
Dies Werk vollende ich im Auftrag Philipps,
Genannt der Gute, Herzog von Burgund.
Anton. O Meister, welch' ein wunderbares Werk!
Ihr übertrefft Euch selbst und alle And're.
Hier dieser knie'nde König ist es Bildniß?
Eyck. Gewiß, er ist es selbst, Philipp der Gute.
Anton. Und dieser trotz'ge, braune, junge König?
Eyck. Des Herzogs Sohn und Erbe, Karl der Kühne.
Anton. Demüthig bittend scheint er wahrlich nicht,
Sieht er doch aus, als ob er sich verwundert,
Daß er vor irgend wem den Hut noch zieht.
Eyck. Ich fürchte selbst, sein Stolz wird einst unmäßig.
Er lacht, wenn wir von freien Städten sprechen,
Und sagt, das erste, wenn er herrsche, sei
Mit goldnen Sporen Schweizer Bauern stechen.
Anton. Sah er dies Bild, und sah er diese Jungfrau
So voll von Demuth, Milde, Majestät,
So groß und so gering sich selber dünkend?
Wo ist ein Stolz, der diesem widersteht?
Anbetend muß ein Jeder niedersinken,

Vom Hauch des heil'gen Bildes angeweht.
So groß, erhaben ist nach meinem Dünken
Was durch des Glaubens Wunderkraft entsteht.

Hier erscheint das lebende Bild der heiligen drei Könige von van Eyck).

Vierte Zwischenscene.

Rafael, Giulio Romano und il Fattore.

Giulio. Erwarten sollen wir ihn hier, die Zeichnung holte er
Zum neuen, großen Bild im Vatikan.
Fattore. O, welch' ein Mann ist dieser Rafael!
In einem Wesen Alles zu vereinen,
Was so bezaubernd Geist wie Körper macht!
Kaum sproßte ihm der Bart im jungen Antlitz,
Und schon erscholl sein Ruf durch ganz Italien.
Giulio. Nimmt dich dies Wunder? Oefter ist's gescheh'n,
Die Jahre nicht, Genie gilt in der Kunst.
Allein, was wunderbar und überraschend,
Den Michel-Angelo, den alten Meister,
Warf er herab vom wohlerworb'nen Platz.
Fattore. Und das mit Recht, nach meiner schwachen Meinung.
Giulio. Nach deiner schwachen, ja! Doch wisse eins,
Wenn beide Künstler einen Vorwurf nahmen,
Blieb stets des Rafael Genie im Rückstand.
Man biß den alten Murrkopf weg von hier,
Denn dem gemeinen, wie dem hohen Pöbel
Ist nichts verhaßter, als ein großer Geist.
Fattore. Du sprichst ja wie ein Feind des Rafael,
Als ob hier Neid und nicht Verdienst gesiegt?
Giulio. War denn nicht Platz in Rom für beide Männer?

Muß man zu Eines Ruhm den Andern kränken?
Für mich ist dumm der Streit, wer wohl der Größre:
Einseitig kann man Buonarotti nennen,
Doch in der einen Seite riesengroß,
Und jeder meide, wenn er kann, sein Thema.
Dagegen Rafael umfaßt die Welt.
Was in ihr lebt an Schönheit, Reiz und Anmuth,
An Lieb' und Lust, an Leiden jeder Art,
Weiß er zu schildern, wie ein großer Meister,
Und Jeder muß sich beugen außer Einem.

(Rafael tritt ein mit der Zeichnung).

Rafael. O liebe Freunde! Werthe Kunstgenossen!
Ich hatt's verlegt, ich ließ euch lange warten.
Nun aber kommt und urtheilt frei und offen,
Was ihr von dem Entwurf wohl halten mögt.
Einmal thut's mir, und dann euch selbst zu Liebe,
Denn eure Hülfe ist's, worauf ich zähle,
Um in bedungner Frist das Werk zu enden.
Und ist die Grundidee nicht recht energisch,
So würdet ihr nur Müh und Zeit verschwenden.
Giulio. Mein Rafael, du ehrst uns über Maßen,
Daß unserm Urtheil du dich unterwirfst.
Mit Adlerschwingen pflegt dein hoher Geist
Den Gegenstand, den er erwählt, zu fassen.
Rafael. Seht Freunde hier, dies ist's, was ich erdacht.
Giulio. Wie schöne Gruppen, welche Lichtvertheilung!
Fattore. Wie ist der Raum bedeutsam ausgefüllt!
Giulio. Verzeih, mein Rafael, wenn ich dich frage,
Wie die Geschichte Heliodori war?
Vergessen hab ich's! Sieh, die Juden Roms

Sie machen's Einem sauer an dies Volk
Und seinen Bund mit Gott so recht zu glauben.
Fattore. Man sagt dir nach, daß du noch mehr vergessen,
Denn Christus oder Zeus, es gilt dir gleich.
Rafael. O laß den alten Zank und höre, Julius!
Seleucus, König von Kleinasien vernahm,
Daß in dem Tempel Salomonis Schätze
An Geld und Silber in der Fülle seien.
Und ob er gleich die Juden mild beherrschte,
Ward ihm doch lüstern nach dem vielen Geld.
Freiwillig aber wollt' es ihm nicht geben
Onias, der als Hohepriester, zeugte:
Es sei der Wittwen und der Waisen Gut.
So sandt er Heliodor, der mit Gewalt
Das Heiligthum erbrach, die Schätze raubte.
Entheiligt war das Sanctuarium,
Es floh'n entsetzt die Weiber und die Kinder,
Und Männer trauerten in Sack und Asche.
Allein der Hohepriester, fest im Glauben,
Da keine ird'sche Abwehr mehr vorhanden,
Streckt seine Arme flehend aus zum Himmel,
Daß er beschütze armer Waisen Gut.
Und siehe da! ein Engel sprengt hervor
Auf weißem Roß, geschmückt mit goldner Rüstung,
Ein Bote Gottes, herrlich anzuschauen.
Zu Boden stampft das Roß mit seinen Füßen
Den wilden Krieger, dem der Schatz entfällt;
Zu beiden Seiten dieses Gottgesandten
Zwei Jünglinge mit Geißeln in der Hand,
Sie peitschen wacker dieses Räubervolk

Hinaus zum Tempel, während eng gedrängt
Die Weiber, Kinder, flücht'gen Hirschen gleich,
Auf dieser Seite angsterfüllt entflieh'n.
Giulio. Recht brav, mein Rafael, das Ding hat Leben —
Fattore. Und mit Begeist'rung biet' ich meine Hülfe.
Giulio. Doch sprich, was soll Papst Julius bedeuten,
Der in dem Sessel hier getragen wird
Von Männern, welche mir und Marc Anton
Ganz sprechend ähneln. —
Rafael. Doch, mein Julius!
Die Huld'gung darf die Kunst sich wohl erlauben.
Du weißt, wie Frankreichs Ludewig der Zwölfte
Mailand genommen, wie er Napel zwang
Und wie er drohend hinzielt auf Venedig;
Durch schlaues Unterhandeln, scheinbar Bündniß
Beschwichtigt Julius Frankreichs Räuberfaust,
Errettend Rom, des Kirchenstaates Grenzen,
Bis der Moment gekommen, wo im Bündniß,
Im starken, mit Venedig und dem Kaiser,
Er Frankreich fortjagt aus Italiens Tempel.
Giulio. Wie weit nun sein Gebet dazu gewirkt,
Das woll'n wir lieber unerörtert lassen.
Rafael. Ich hab' ihn auch nicht betend dargestellt.
Scharf blickt er hin, ob Onias, der Priester,
Die Pflichten seines Amtes recht erfüllt.
Es weiß die ganze Welt, daß Julius
Ein großer Staatsmann und ein Krieger mehr,
Als grad' ein Priester Gottes ist; jedoch
Uns schätzt er hoch, uns öffnet er ein Feld.
Giulio. Wir lohnen's ihm, verew'gen seinen Namen

Für die Paar Scudi, die er uns gezahlt,
So daß beim Himmel! ich noch nicht recht weiß,
Wer in der Ewigkeit der Schuldner bleibt.
Rafael. Wir alle schuldigen dem ew'gen Gott,
Der uns die Kunst, die herrliche, verlieh;
Giulio. Die uns geleitet durch das trübe Leben.
Erlaube mir, mein Rafael, den Spott,
Ich wag' es dreist zu sagen, weil's noch nie
Mäcene ohne Eitelkeit gegeben.
Rafael. Nun, geh'n wir, Freunde, hin zum Vatican,
Beseh'n den Platz noch vor des Abends Grauen.
Giulio. Ans große Werk, wir setzen Alles dran.
(Zum Publicum). Geduld ein Wenig, Schönes sollt ihr schauen.

(Hier folgt das Bild des Heliodor von Rafael).

Fünfte Zwischenscene.

(Michel-Angelo in seiner Werkstatt.)

Dem Felsen gleich,
Einsam stehend im Meere,
Versenkt in Dich,
O mein Gott!
Und in mich,
Bild' ich Gestalten!

Helden der Vorzeit sind es,
Voll des prophetischen Geistes,
Schauend den, der da war,
Ehe die Welt noch erschaffen,
Und der endlich gekommen,
Die Welt zu erlösen!

Auch die Sibyllen seh' ich,
Riesengestalten!
Größe, mehr noch als Anmuth,
Macht, mehr noch als Reiz,
Heidinnen zwar, doch erleuchtet!

Und es drängt meinen Sinn,
Zu finden die Form
Für den erhabenen Inhalt.
Was mich umgiebt von Menschen
Scheint mir klein nur und dürftig,
Mir ist es zuwider!

O Phantasie, fruchtbare Göttin!
Laß sie erscheinen,
Bilde sie aus mir im Geiste!
Laß sie die Wirklichkeit schauen!

Deutlich seh' ich sie jetzt,
Ja, sie kommen, sie kommen!
Aus dem Nebel des Nichts
Steigen sie glänzend empor,
Ein leuchtend Gestirn!

Selbst ergreift mich prophetischer Geist
Und ich künde den Künstlern
Kommender Zeiten!
Wehe euch, wenn ihr es wagt
Anzuziehen das Rüstzeug,
Welches ich schuf
Meinen Heroen!

Kann ich dafür, wenn ihr stürzt
Schwaches Pygmäengeschlecht!
Welches frevelnd gewagt
Die Waffen zu tragen,
Die ich, der Starke, geführt?

Gott hat mich auserwählt
Als Maler des alten Bundes,
Schauet selbst die Propheten!
Schaut der Sibyllen Geschlecht!
Gott, den Allmächtigen, preiset,
Der mich zum Werkzeug erseh'n!

(Hier folgen die Bilder der Propheten und Sibyllen Michel-Angelo's.)

Als hierauf der Alte bemerkte, daß nun die moderne Zeit erscheinen werde, sagte der Kunstfreund: „Du scheinst diese Epoche mit mehr Vorliebe, als die erste behandelt zu haben?"

„Allerdings," erwiederte jener, „denn sie liegt uns Malern näher; der Geist des Christenthums eröffnet der Phantasie ein reicheres Feld. Das Element der Perspektive, Farbe und Wirkung gesellt sich zur plastischen Form und giebt der Einbildungskraft einen bis dahin unbekannten Aufschwung. Die einzelne Gruppe und das Basreliefartige in der antiken Vorstellungsweise verschwindet immer mehr aus der Kunst und sie entfaltet sich zu einem dramatischen Reichthum, der in den Tapeten Rafaels den höchsten Ausdruck gefunden hat."

Hierauf ließ er den Vorleser übergehen zur dritten Abtheilung.

Moderne Zeit.

(Die Poesie erscheint mit einem Speer.)

Der Speer in meiner Rechten zeugt vom Streit,
Dem großen, den die Neuzeit unternommen,
In welchem angeborne Kraft des Denkens
In Kampf mit Glauben jeder Art gekommen,
Und wie ein Kind in heit'rer Jugendfrische
Bewußtlos schafft mit Phantasie, Gefühl,
Dem ähnlich schufen frühere Geschlechter
Bedeutungsvollen Inhalts wahrlich viel.
Was man als wahr nur fühlt, genügt noch nicht.
Begreifen will der Geist, der männliche!
Die Menschheit strebt nach Lösung jener Frage,
Ob Glauben, Wissen nimmer zu vereinen!
Doch ist das Losungswort der Zeit: Begreifen!
Der wahre Glaube aber ist von Gott,
Und jedes Wissen falsch, was ihm entgegen.
Der Elemente Kraft und ihr Gesetz,
Wie sie zu nützen für das ird'sche Wohlsein,
Hat der Verstand jetzt klüglich ausgedacht.
Wen nimmt es Wunder, daß er weiter dringt,
Und von der Schöpfung zu dem Schöpfer steigt?
Doch wird dem Icarus der Flügel schmelzen,
Und fühlen wird er bald, wie weit er reicht;
Erkennen wird er, wo das Wissen endet,
Und wo des Glaubens ew'ges Recht beginnt;
Und beide Sphären wird er richtig scheiden,
Da beide wahrlich gleich berechtigt sind.

Die wahre Klugheit, sie gebiert die Demuth,
Und der Verstand wird erst durch sie vernünftig.
Es endet jener unheilvolle Zwiespalt,
Der seit Jahrhunderten die Welt bewegt.
Eintreten wird sodann der Zeiten Fülle,
Der Menschheit herrlichste Gewalt beginnt,
Was sich noch barg in unvollkommner Hülle,
In ihr vollendete Gestalt gewinnt.
Dem, was phantastisch schafft des Geistes Wille,
Verstand die kunstgerechte Form ersinnt.
Nur dann kann das Vollendetste erscheinen,
Wenn Phantasie, Verstand, Gefühl sich einen.
Dann wird die Kunst, die bildend ich beseele,
Ihr Ziel erringen und ihr Lebensrecht;
Sie schaffe Großes, Kleines ohne Fehle,
Ausschließen soll sie nur, was sittlich schlecht.
Gott schuf sie, daß dem Menschen sie erzähle,
Wie er aus Nichts zu schaffen auch vermöcht,
In ihr soll sich die Schöpferkraft enthüllen,
Der Menschheit Drang nach Poesie zu stillen.
Auch jetzt nach heißen, schwer bedrängten Tagen
Tritt sie mit Werken neuster Zeit vor Euch,
Seid ihnen hold, verstummen laßt die Klagen,
Die laut ertönen in des Künstlers Reich.
Ja, mildert, wenn ihr könnt, sein banges Zagen,
Stark ist sein Geist, doch sein Gemüth ist weich.
Hört mich, die Göttin, die Euch hergerufen,
Schaut an, was Euch die Zeitgenossen schufen.

Erste Zwischenscene.

Napoleon.

Einsam und starr,
Gleich dem Prometheus,
Sitz' ich hier,
An den Felsen geschmiedet,
Und an der Leber
Naget der grimmige
Furchtbare Geier
Verlorner Größe!

Aber Viele der Meinen
Jammern und klagen
Ferne mit mir,
Viele jauchzen und jubeln,
Nennen mich schmählich
Die Geißel Gottes!

Was ich gethan
In der Fülle der Kraft,
Auf dem Gipfel des Glücks,
War es ein Frevel?
War es die Sünde?
Welcher der Sterblichen
Könnte sich rühmen
In der Versuchung
Fester zu steh'n?

O meiner Jugend
Großes Gefühl!
Wer giebt es zurück mir? —
Da im Donner der Schlacht,
Während der grausige Tod
Spielte mit eisernen Würfeln,
Sich erweitert' die Brust!
Ein männlich Vergnügen!
Als Fortuna,
Die trugvolle Göttin
Auf Italiens Gefild
Zuerst mir geboten
Den Feldherrnstab,
Da im Durste nach Ruhm,
Mit Adlerschwingen
Faßt mich Begeistrung!

In der Feldschlacht von Lodi
Schlug ich den Feind,
Kaum dem Jüngling entwachsen
Und es staunte die Welt!

Um meine Schläfe wand sich
Der Lorbeeren erster;
Seitdem brannt' er sich ein
Tief ins Gehirn,
In das Mark des Denkens.
Mich erfaßte der Durst,
Der unauslöschbare,
Nach irdischer Größe!

Ungeheuerlich, welterobernd
Waren alle Gedanken,
Durch des Kampfes Gewalt,
Der meine Lust war,
Schaut' ich die Herrschaft der Welt!
Arcoles Brücke
War mir die erste
Brücke zum Ziel.
Als es galt, sie zu nehmen,
Mähte der Tod
Mit furchtbarer Sense
Die Reihen der Stürmenden,
Gleich dem reifenden Korn.
Vor dem Feuer des Feinds
Wichen zurück selbst
Die Sieger von Lodi.

Da ergreife ich
Feurigen Muthes
Schreitend voran
Selber die Fahne;
Zu den Soldaten gewandt
Schreie ich laut:
Seid ihr die Sieger von Lodi?
Um mich sammelten sich
Alle Helden der Schlacht,
Augereau, Belliard, Lannes,
Sie deckten mit ihren Leibern
Meine Brust, das Ziel der Croaten.
Fürchterlich wüthet der Kampf,

Schmal war der Damm,
Zur Seite Moräste.
Vernet, der große Meister,
Malte zu seinem
Und meinem Ruhme
Einst mir das Bild.
O meiner Jugend
Großes Gefühl!
Wann im Donner der Schlacht,
Während der grausige Tod
Spielte mit eisernen Würfeln
Sich erweitert die Brust!

Einsam und starr
Sitz' ich gefesselt
Schauend ins Meer,
In das ewige,
Und ich denke das Ewige.
Im Getümmel der Welt
Fehlte die Zeit und der Sinn
Solchem Gedanken!
Aber es ahnet der Geist
Den Zweck des liebenden Gottes,
Was den Thoren der Welt Strafe erscheint und Buße,
Ist nur die rettende That der unsterblichen Seele.

(Folgt das Bild von Vernet: Napoleon auf der Brücke von Arcole).

Nibelungen.

(Der Dichter der Nibelungen tritt auf).

Von Königinnen sing' ich und von der Helden Streit,
Wie diese hart gekämpft und jene sich entzweit,
Der Nibelungen Hochfahrt damit hab' ich begonnen,
Als Siegefried, ihr Fürst, Kriemhild zum Weib genommen.
Die schöne Schwester war es des Königs von Burgund,
Günther wurd' er genannt, es war zur bösen Stund.
Durch List und durch Gewalt zwingt Siegefried Brunhild,
Daß sie dem König Günther zu freien sei gewillt.
Brunhild war stark und stolz als Islands Königin,
Doch ihren Stolz und ihre Stärke brach Siegfrieds Heldensinn,
Er nahm ihr Ring und Gürtel, gab sie der Herrin sein,
Dies flößte wilden Haß in Beider Herzen ein.

Kriemhild, sie konnt' nicht schweigen, wie billig sie gesollt:
Als Beide nun im Münster zur Mette geh'n gewollt,
Da schalt sie Brunhild Kebsweib, zeigt ihr den goldnen Ring,
Da fielen gar viel Helden jäh in des Todes Schling'.
Der grimme Hagen war's, gehört zu Günthers Mannen,
Der meuchlings Siegfried traf, daß er nicht kam von dannen:
Kriemhild dem Hagen hatte den wunden Fleck vertraut,
Weil sie auf seinen Schutz, nicht auf Verrath gebaut.
Bringen ließ er Siegfried von Nibelungenland
Vor eine Kemenate, worin sich Kriemhild befand.
Da ließ er ihn heimlich ihr legen vor die Thür,
Daß sie ihn finden solle, so sie käme herfür,
Zu der Mette ginge, eh' es würde Tag,
Deren Frau Kriemhilde wohl selten eine verlag.

Da hörte man, wie immer, im Münster das Geläut:
Kriemhild, die viel schöne, weckte manche Maid.
Ein Licht ließ sie sich bringen und auch ihr Gewand;
Da kam ein Kämmerer hin, wo er Siegfrieden fand.
Er sah ihn roth von Blute, all sein Gewand war naß,
Daß sein Herr es wäre, mit Nichten wußt' er das.
Er trug zur Kemenate das Licht in seiner Hand,
Bei dem die leide Mähre die Frau Kriemhilde fand.
Als sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte geh'n,
„Fraue," sprach der Kämmrer, „ihr mögt noch stille steh'n,
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter todtgeschlagen." —
„O weh," sprach Frau Kriemhild, „was willst du solche Mähre sagen?"
Bevor sie recht erkundet, daß es wäre ihr Mann,
An des Hagens Frage zu denken sie begann,
Wie er ihn schützen solle, da fühlte sie ihr Leid.
Mit seinem Tod entsagte sie aller Lust und Freudigkeit.
Sie sank zur Erde hin, und nichts mehr sprach sie da;
Die schöne Freudenlose man da liegen sah.
Frau Kriemhildens Jammer so gewaltig schwoll,
Sie schrie mit solchen Kräften, daß all die Kammer erscholl.
Da sprach das Gesinde: „Ist's wohl ein fremder Mann?"
Das Blut ihr aus dem Munde vor Herzensjammer rann.
Da sprach sie: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann,
Das hat gerathen Brunhild, und Hagen hat es gethan. —
Kriemhilde ließ sich zeigen, wo sie den Helden fand.
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand.
So roth er war von Blute, sie hat ihn gleich erkannt:
Da lag so jämmerliche der Held von Nibelungenland.
Da rief trauerlichen die Königin mild:
„O weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild

Mit Schwertern nicht verhauen, du fielst durch Meuchelmord.
Wüßt ich, wer es gethan, so würd' ich's rächen immerfort."
All nun ihr Gesinde wehklagte laut und schrie
Mit seiner lieben Fraue; heftig schmerzte sie
Der Tod des edelen Herren, der da war verlor'n.
Gar übel hatte Hagen gerochen Brunhildens Zorn.

(Hierauf folgt das Bild nach Cornelius Kompositien: Siegfrieds Leiche vor der Kammer der Kriemhilde).

„Was sagt ihr hiezu? Freunde!" fragte der Alte, „erwartet ihr eine günstige Wirkung von solcher Vorstellung?"

„Ja und Nein!" erwiederte einer der Anwesenden, „wenn die geeigneten Personen gefunden werden, wenn die Darstellenden überhaupt auf den Geist des Gedichtes einzugehen vermögen, so könnte es Beifall finden."

„Was mir am wenigsten behagt," sagte ein Anderer, „sind die antiken Zwischenscenen, indem die Auswahl der Gegenstände wenig Interesse darbietet."

„Ja wohl," erwiederte der Alte, „ich fühle dies selbst und kann zu meiner Entschuldigung nur anführen, daß mir hier wenig Material zur Auswahl geboten war. Wir besitzen leider nicht so reiche Sammlungen, wie in der Residenz, und doch muß man dem, welcher die Vorstellung anzuordnen hat, eine Zeichnung oder einen Kupferstich in die Hand geben."

„Du scheinst eben nicht sehr begeistert gewesen zu sein von dem, was verlag," erwiederte Jener, „denn diese Zwiegespräche leiden an einiger poetischen Mattigkeit."

„Ich glaube ihr habt den wunden Fleck getroffen!" rief der Alte mit einiger Empfindlichkeit: „auch gestehe ich, nur das Bedeutendste aus der antiken Welt vermag mich alten Mann

zu begeistern. Die schöne Linie allein, die anmuthige Gruppirung, die selbst den mittelmäßigen griechischen Schöpfungen eigen ist, kann mir das oft Leere und Unbedeutende des Grundgedankens nicht ersetzen."

Einer der Anwesenden rief: „Aengstige dich nicht! das Ganze macht ja nur Anspruch auf ein Gelegenheitsgedicht, eine Aufgabe, woran häufig die größten Dichter scheitern."

„So ist es!" versetzte der Alte, „auch möcht' ich überhaupt den Dichtern und Kritikern zurufen: „Gönnt mir altem augenkranken Manne einen kleinen Platz auf dem Parnaß, daß ich meinen Geist an der Sonne der Poesie zu erwärmen vermag. Tretet mir nicht zu hart auf die Füße, ich hoffe und sehne mich danach, euch nicht mehr lange lästig zu fallen."

„Du warst jederzeit ein Melancholikus," bemerkte ein Anderer, „und hast mit deinen vier und sechzig Jahren die Empfindlichkeit eines jungen Literaten; schaff' dir doch das dicke Fell an, welches du als Maler so merkwürdiger Weise besitzest. Laß sie reden und erwiedere durch immer vollkommnere Geistesprodukte."

Der Alte rief aus: „Du hast Recht, man muß nicht rückwärts sehen, es sei denn, um die gemachten Fehler künftig zu vermeiden; darum Wein her! und laßt uns auf die glückliche Durchführung des Festes eins trinken!" Der Alte gab ein gutes Beispiel, die Gesellschaft wurde belebt und munter und der Abend verging unter geistreichen und gehaltvollen Gesprächen, welche vielleicht mehr der Aufzeichnung würdig wären, als dieses ganze Kapitel.

Drittes Kapitel.

'Ne neue Zeit, 'ne neue Zeit!
Ein neues Licht bricht an!
Die ganze Welt schreit: O wie weit
Sie uns noch führen kann!

Ein Jeder muß für seinen Theil
Rasch fördern ihren Lauf,
Ob sie uns führt zum wahren Heil,
Da denket Keiner d'rauf.

Fortschritt! So schreit die ganze Welt,
Fortschritt mit aller Macht!
Wohin des Fortschritts Ziel gestellt,
Hat Niemand recht bedacht.

Doch was entscheidet, ist das Ziel,
Ob dieses gut ob schlecht?
Des Irrthums Bahnen sind gar viel
Und ein Ziel nur ist recht.

Denn wicht'ger als der Fortschritt noch
Bleibt immer das: „Wohin?"
Dies, Freundchen, dies bedenke doch,
Prüf' es mit tiefem Sinn!

Die lebenden Bilder und der Ball waren glänzend vorübergegangen; der König hatte Allem die äußerste Aufmerksamkeit geschenkt, sich seinen Operngucker geben lassen und Alles auf das genaueste geprüft, ja sogar, was sonst selten geschieht, von dem Festgedicht Notiz genommen und es gelobt. Von der ganzen Herrlichkeit war bereits nichts mehr übrig geblieben, als unbezahlte Rechnungen, und vielleicht ein halbes Dutzend angefangener Liebes- und Ehrenhändel, so unbedeutend aber, daß selbst das Lokalblättchen der Stadt keine Erwähnung davon gethan hatte. Bald war Alles vergessen, und nur die Leutseligkeit, welche Se. Majestät gezeigt, lebte noch in den Herzen der guten Bürger der Stadt. Unser Maler-Invalide und sein alter Freund, der Inspektor, saßen wieder mal eines Abends bei einem Glase Wein zusammen und sandten ungeheuere Rauchwolken an die Decke des Zimmers.

„Es ist doch ein merkwürdiges Ding," begann der Alte, „mit einem Künstlernaturell, welches bei seiner Geburt das große Loos mitbekommen hat. Gleichsam spielend durchläuft es seine Bahn und erringt auch ohne viele Arbeit und Mühe den Siegerkranz wie ein geborener Fürst, dem Alles freiwillig huldigt."

„Du schilderst seltene Vögel," bemerkte der Inspektor.

„Ja, solch' ein seltener Vogel," fuhr der Alte fort, „dessen Mängel man erst bei näherer Bekanntschaft kennen lernte, war jener Bildhauer **Albert Thorwaldsen***). Sein Vater, ein Schiffsbildschnitzer, soll der kalten Nordostwinde wegen zuweilen ein Gläschen über den Durst getrunken haben; er nahm sein Söhnchen Albert, welches ihm sein Handwerkszeug tragen mußte, jeden Morgen mit in den Hafen. Als der Knabe anfing ihm bei der Arbeit zu helfen, bemerkte der Vater bald, sein Sohn mache es besser, als er. Der große Künstler erzählte mir später selbst, wie er als Junge von seinem Hänge-

*) geb. zu Kopenhagen 1772.

brett fast alle Tage ins Wasser gefallen sei, und deshalb so vortrefflich schwimmen gelernt habe; sein Vater habe dies gar nicht beachtet, denn der See- und Branntweinnebel hätten ihn nie dergleichen bemerken lassen. Der Nebel muß doch nicht so dick gewesen sein, denn er schickte das junge Genie früh genug in die Akademie, wo es im Kunstmeere ebenso rasch schwimmen lernte, als im wirklichen, und bald so überraschende Fortschritte machte, daß ihm kurz nach seines Vaters Tode ein Ehrenpreis, verbunden mit einem Stipendium zu einer Reise nach Rom zuerkannt wurde. Ich habe ihn daselbst genau kennen gelernt, denn ich habe zehn Jahre mit ihm in einem Hause gewohnt und an einem Tische gegessen. Er war der Typus des Naturmenschen nach dem Sündenfalle, eine Mischung großer und kleinlicher Eigenschaften, nur dadurch erklärbar, daß er außer seiner künstlerischen, keine Art wissenschaftlicher Bildung erhalten hatte. Wenn dies in mancher Beziehung bedauerlich erscheint, so war es für seine Kunst doch ein Glück, denn er blieb von der falschen Bildung seiner Zeit unberührt, gleichsam ein Naturkind, bei dessen Wiege die Hexen wie die Grazien sich eingefunden hatten. Dies reichte hin, um den größten Bildhauer seiner Zeit aus ihm zu machen, denn besser gar keine, als eine falsche Bildung. Auch war er so arm, daß er zur Ersparung der Reisekosten auf einer dänischen Fregatte, welche den Raubstaaten den jährlichen Tribut brachte, über Tripolis, Tunis, Algier, Malta und Palermo nach Neapel kam. Das vagabunde Seeleben war ihm so zuwider geworden, daß er sich nach Kopenhagen zurücksehnte, doch sollte Rom ihn bald das Heimweh vergessen lassen."

„Er ist von hinten ins Künstlerparadies gekommen," sagte der Inspektor, „aber dies macht keinen Unterschied."

„Bei aller Begeisterung für sein Fach," fuhr der Alte fort, „war er doch so mißtrauisch gegen die Zukunft, daß er seine Stipendiengelder unter der Diele seines Zimmers verbarg, indem er dachte: Wenn ich nach vier Jahren nach Kopenhagen zurückkehren muß, dann hab' ich dort Nichts. Er begnügte sich nach der Antike im Museum des Vatikans zu kopiren, wo ihn bald der damals berühmte englische Landschaftszeichner Wallis bemerkte. Dieser erkannte und benutzte sogleich sein großes, erfinderisches Genie und ließ ihn in seine landschaftlichen Compositionen im Charakter des Poussin mythologische Gruppen hinein componiren, wodurch dieselben zu einem ungeheueren Preise verkauft wurden. So erwarb sich Thorwaldsen täglich einen Dukaten, unterließ jedoch keineswegs sein tiefes Studium nach der Antike. Als sein Reisestipendium abgelaufen war, und es ihm in den Sinn kam, bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen der Akademie doch etwas vorzeigen zu müssen, nahm er endlich ein Atelier und begann das Modell seines weltberühmten Jason. Zu geizig, um einen Schlosser, welcher das Gerippe von Eisen und Draht zu solchem Modell zu machen pflegt, anzunehmen, glaubte er, es selbst anfertigen zu können, was aber den Zusammensturz des fast vollendeten Thonmodells zur Folge hatte. Energisch, wie er war, machte er es mit Hülfe des Schlossers von neuem und ließ es in Gips abformen, um es zur See nach Kopenhagen zu senden. Obgleich dieses Werk eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregte, so fand sich doch nicht gleich ein Ankäufer und es war am Vorabend seiner Rückreise nach Kopenhagen, als der reiche Banquier Hope dasselbe zur Ausführung in Marmor bestellte. Dieser Umstand war entscheidend für das ganze Leben des Künstlers, sein Ruf wuchs wunderbar schnell, die Rückreise

gab er auf, blieb dreißig Jahre in Italien und schuf dort eine Fülle der ausgezeichnetsten Bildwerke."

Der Inspekter rief: „Wer weiß, was aus ihm geworden, wenn der Banquier nicht zur rechten Stunde erschienen wäre."

„Ich lernte ihn," fuhr der Alte fort, „im Jahre 1810 in der unbeschäftigtsten Periode seines Lebens kennen. Der Papst Pius VII. war so eben von Napoleon aus Rom weggeführt, das fortgesetzte Kriegselend in Europa hinderte den sonst üblichen Zusammenlauf reicher Fremden in dieser Weltstadt, und Niemand außer Canova, der Liebling Napoleons und seiner Familie, hatte etwas zu thun. So anerkennend Thorwaldsen auch sonst für Arbeiten anderer Künstler war, so besaß er doch zu sehr den Egoismus des Naturmenschen, um Canovas Arbeiten auch nur einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn hier kreuzten sich die Interessen beider Künstler zu sehr; doch muß man zu seiner Entschuldigung anführen, daß er seine angeborene Ueberlegenheit fühlte. Er that damals gar nichts und lebte gleichsam so, wie man von den Indianern erzählt; diese sollen nämlich bei hinlänglichem Vorrathe eine Zeitlang nichts thun, als Rauchen und Schlafen, sobald aber Mangel fühlbar wird, auch wiederum eine längere Zeit unermüdlich jagen. Geizig und freigebig, faul und ungeheuer thätig, wie die Umstände es erforderten oder die Laune es ihm eingab, war sein damaliges Treiben, bis der glückliche Zeitpunkt eintrat, wo Napoleon den Pallast des Quirinal für den kleinen König von Rom neu einzurichten beschloß. Hier erhielt Thorwaldsen den Auftrag einen Fries, den Einzug des siegreichen Alexander in Babylon vorstellend, anzufertigen. Es war, als ob ein hungriger Löwe nach langem Schlafe erwacht und auf seine Beute stürzt; nie habe ich einen ähnlichen Grad

von Aufschwung gesehen; auch gehörte seine isländische Natur dazu, um dies auszuhalten."

„Man hat mir erzählt," unterbrach ihn der Inspektor, „daß er zehn Stunden hintereinander arbeiten konnte, ohne irgend etwas zu genießen."

„Ganz richtig," versetzte der Alte, „so wie er auch acht Stunden hintereinander schlief, ohne durch den stärksten Lärm erweckt zu werden. Jene Arbeit, welche seinem Genius ganz angemessen war, ist, meines Erachtens, sein schönstes und originellstes Werk; es ist ein großes plastisches Epos, und da es später mehrmals in Marmor ausgeführt worden, so wird es, obgleich er selbst wenig daran gemeißelt, seinen Ruhm für alle Zeiten bewahren. Er hatte das Modell in unglaublich kurzer Zeit gemacht und die Composition zwar sehr geistreich, aber ganz flüchtig und klein mit Bleistift gezeichnet. Auf einer sehr großen Schieferplatte entwarf er mit dem Griffel ganz roh zwei, drei Figuren, etwa zwei Drittel Lebensgröße, warf dann die Ballen Thon an die Tafel und war regelmäßig jeden Abend mit einer solchen Gruppe fertig. Ohne weitere vorbereitende Studien, vollendete er ganz ununterbrochen das kolossale Werk. Die Gipsformer gossen bei Nacht, was er am Tage modellirt hatte und nur zwei solcher Schiefertafeln waren in Gebrauch. Solche Klarheit der Vorstellung, solche Kenntnisse, solche vollendete Meisterschaft und zugleich solche Körperkraft setzen Männer von Fach in Erstaunen, und man wird dabei unwillkürlich an Michel Angelo erinnert, welcher die Decke der Sixtina in zwei und zwanzig Monaten gemalt haben soll."

„Was der begeisterte Künstler leisten kann," unterbrach ihn der Inspektor, „wenn ihm die Gelegenheit geboten, wenn er vom Publikum getragen wird, ist unglaublich."

„Leider sehen wir meist das Umgekehrte," fuhr der Alte fort, „namentlich unter den Deutschen, sie schlagen zuweilen viel Lärm über ein aufkommendes Talent, mehr jedoch um ein ebenstehendes und anerkanntes zu ärgern und, wo möglich, herabzustürzen, als aus wahrer Begeisterung für das neu em porsteigende; dann aber sind sie bald ebenso treulos gegen das hinaufklimmende und hätten nicht geringe Lust, Beide in den Koth zu ziehen."

„Es ist immer die alte Fabel," bemerkte der Inspektor, „von Gellerts Pez, dem Bären, welcher tanzen gelernt hatte."

Der Alte trank lachend sein Glas Wein aus und fuhr fort: „Wenn auch von den vielen und schönen Werken Thorwaldsens nichts Anderes übrig bliebe, als dieser Fries des Alexander, die Statue des Merkur, welcher den Argus zu tödten beabsichtigt, und sein ruhender Hirt, so wäre dies genug, um ihn unsterblich zu machen."

„Die Menge der Werke," sagte der Inspektor, „entscheidet freilich Nichts, jedoch ist es interessant, davon zu wissen."

„Wer sich darüber näher unterrichten will, der mag sich den Katalog der Gipsabgüsse aller seiner Arbeiten, die er seiner Geburtsstadt Kopenhagen geschenkt, kommen lassen; überdies sind die meisten in Umrissen gestochen vorhanden; mir scheint eine Charakteristik des Mannes, sowie seiner vorzüglichsten Werke das Wissenswertheste. Was seine christlichen Darstellungen betrifft, und seine Grabmonumente, von welchen die Denkmäler des Vicekönigs Eugen zu München und Pius VII. in St. Peter zu Rom die umfassendsten sind, so gestehe ich, daß wohl Schönheit der Linien, sowie Fülle und Anmuth der Formen darin enthalten sein mögen, jedoch fehlt für mich in der Anordnung die Tiefe des Gedankens und in der Aus-

führung die Innigkeit des christlichen Gefühls, mit einem Worte: der Hauch des heiligen Geistes. Ich würde bei solchen Werken weit leichter äußerliche Mängel ertragen, wenn nur mehr Glaube, Liebe und Hoffnung daraus hervorleuchtete."

„Die Bildhauer des Mittelalters besaßen dies bei sehr unvollendeter Form," fügte der Inspekter hinzu.

„Die Vereinigung beider Qualitäten, der erhabensten christlichen Gefühlsweise, verbunden mit einer vollendeten Form ist der Zukunft noch vorbehalten!" sagte der Alte. „Mag man auch immerhin ein Genie sein, man kann nur richtig wiedergeben, was man richtig empfindet; Thorwaldsen empfand richtig, was im Bereiche der Natur liegt; was im Bereiche der Gnade liegt, war ihm vielleicht nicht aufgegangen. Wer die Vorurtheile und die Verbildung kennt, welche in seiner Jugendzeit herrschten, wird milde urtheilen, ja sich sogar noch wundern, daß wahre Natur und eine daraus entspringende wahre Kunst ihm Alles galt. Dies waren seine Gottheiten und sind wahrlich nicht die schlechtesten.

„Nichts geschieht plötzlich in der Entwicklung, es giebt immer Durchgangsepochen, sowohl beim Aufschwunge, als beim Verfall irgend einer geistigen Richtung des Menschen. So muß man auch Thorwaldsen als großen Koryphäen einer bessern Kunstepoche begrüßen, durch ihn wurde die Blume poetischer Plastik wiederum auf ihren natürlichen Boden versetzt, und er selbst war der Gärtner, welcher sie der staunenden Welt in den mannichfaltigsten Exemplaren darzubieten vermochte."

„Selbst die Künstler seiner Zeit haben dies anerkannt," erwiederte der Inspektor, „und dies will nicht wenig sagen. Mit Ausnahme seiner Portraitstatuen habe ich alle seine Werke mehr oder minder nur loben hören."

„Allerdings!" fuhr der Alte fort, „das streng durchgeführte Bildniß erscheint als seine mangelhafte Seite, doch vielleicht nur deshalb, weil es ihm am wenigsten Interesse einflößte; überdies läßt sich ein vollendetes und ganz befriedigendes Bildniß nur in Marmor wiedergeben, dessen sorgfältige Ausarbeitung seinem schöpferischen Geiste zu langwierig sein mochte."

„Ich möchte wohl wissen," unterbrach ihn der Inspekter, „ob ein so hoch gefeierter Geist völlige Befriedigung in der Ausübung seiner Kunst fand?"

Der Alte entgegnete: „Kein Sterblicher hat mich so sehr wie Thorwaldsen überzeugt, daß großer Ruhm und Reichthum das menschliche Herz nicht zu befriedigen vermögen. So lange er arbeitete, mag er den Genuß des künstlerischen Schaffens gekostet haben, in der übrigen Zeit aber sah ich ihn meist übel gelaunt, oft sogar in einer bitteren Stimmung gegen die ganze Welt. Man sagt zwar, er sei später als Greis weniger Misanthrop geworden und habe milder über die Menschen geurtheilt."

„Hatte er denn keine Familie, keine Freunde, die ihm Vertrauen einflößten?" fragte der Inspektor.

„Er hatte eine Frau, die nicht seine Frau war, und Kinder, an deren Aechtheit er zweifelte," versetzte jener; „sein mißtrauischer Geist hielt wenig von der Redlichkeit der Männer und noch weniger von der Tugend der Frauen, zu Letzterm vielleicht veranlaßt durch das ungeheuere Glück, das er bei ihnen machte. Er war von schönem und einnehmendem Aeußern, noch in männlichen Jahren mager, später wurde er stark, besaß aber noch als Greis eine Fülle schneeweißer Haare. Im Bewußtsein seiner hohen geistigen Stellung kannte er nichts von dem Hochmuthe mittelmäßiger Künstler, war im Gegen-

theile äußerst liebenswürdig und leutselig gegen jüngere Männer, ja er ging sogar bei Künstlerfesten auf jeglichen Spaß ein und wurde oft der Lustigste von Allen."

„Man hat mir gesagt," äußerte der Inspekter, „daß er grade kein besonderes Gewicht auf den Besuch vornehmer Personen gelegt habe."

„Er behandelte in dieser Beziehung Jedermann gleich," erwiederte der Andere, „seine Denkweise hatte etwas Republikanisches; die Masse hoher Ordenszeichen, welche er von Souverainen erhielt, behandelte er sehr naiver Weise, wie eine Dame die sich mit diesem oder jenem allerliebsten Schmucke oder Schleifchen dekorirt, jedoch legte er größeres Gewicht auf jede Auszeichnung, die von irgend einer künstlerischen Korporation herrührte."

„Ist es denn wahr, daß oft eine babylonische Verwirrung in seiner Art sich auszudrücken stattfand?" fragte der Inspekter.

„Diese Verwirrung kam lediglich daher," erwiederte Jener, „daß er keine Sprache mehr vollkommen verstand. Seine Begriffe waren im Gegentheil völlig klar, seine Kunsturtheile jederzeit äußerst treffend; seine Muttersprache aber hatte er aus Mangel an Uebung so sehr verlernt, daß er sich häufig deutscher Ausdrücke bediente. Im Italienischen wußte er zwar Alles zu sagen, doch sagte er Alles falsch; dasselbe galt von dem deutschen Idiom. Deshalb ließ er die Geschäftsbriefe an die verschiedenen hohen Besteller seiner Arbeiten von seinen Freunden schreiben, und ich selbst habe damals mehrere Briefe an einen sehr hochstehenden deutschen Mäcen für ihn schreiben müssen. Wir befanden uns einmal über die Form der Anrede an diese hohe Person in einigem Zweifel. Thorwaldsen sagte lachend zu mir: Ich habe wohl gehört, der hohe Herr

macht selbst nicht viel Umstände mit der Form in seinen schriftstellerischen Arbeiten! — Und seine Kritiker lassen ihn dies zuweilen fühlen, sagte ich. — Er legt nun desto mehr Gewicht auf die reizenden Formen in der Wirklichkeit, fuhr er fort, und würde um einer schönen Helena willen ebenfalls wie die trojanischen Greise die Herrschaft von Ilium dafür aufs Spiel setzen. Lachend fügte ich noch hinzu: Wenn Herkules der Omphale erlag, wenn Simson durch die schöne Delila mit dem Haarschopf seine Stärke verlor, und Beide dennoch ihren Ruhm bis auf unsre Zeiten erhalten haben, so muß in dieser Schwäche noch etwas Verzeihliches liegen."

„War er selbst nicht bei diesem Urtheil interessirt?" fragte der Inspektor.

„Allerdings!" erwiederte Jener, „Thorwaldsen war eigentlich nur schwach gegen Frauen; Männern gegenüber war er ein arger Streithahn; sein Hauptunglück war das ungerechtfertigte Mißtrauen gegen Jedermann, welches ihn zu gar keinem Genusse seines großen Besitzthums gelangen ließ; er hielt nicht einmal einen Bedienten, weil er das Schicksal Winckelmanns fürchtete, der seiner vortrefflichen Gemmensammlung wegen von seinem Begleiter ermordet wurde. Thorwaldsen hat seine kostbare Sammlung geschnittener Steine, sowie seine werthvollen modernen Bilder seinem Vaterland vermacht; nichtsdestoweniger hinterließ er seiner einzigen Tochter noch ein ansehnliches Vermögen. Er hatte das seltene Glück bis zum Ende seines Lebens in seiner Kunst Treffliches zu schaffen, und starb plötzlich zu Kopenhagen am 24. März 1843."

„Ein merkwürdiger Mann!" sagte der Inspektor, „dessen Einwirkung auf seine Nachfolger gewiß bedeutend ist!"

„Allerdings," fuhr Jener fort, „ließe sich eine ganze

Reihe tüchtiger Bildhauer nennen, welche durch ihn angeregt, Europa unaufhörlich mit guten heidnischen Götterbildern bevölkern; ob diese Richtung aber zu mehr dient, als die Prachtsäle vornehmer und reicher Leute zu schmücken, oder ob sie zu etwas mehr führen kann, als etwa den Sinn für angenehme Formen zu erhalten, möchte ich sehr bezweifeln. Einer seiner Schüler, der berühmte Bildhauer Tenerani zu Rom macht jedoch von der bezeichneten Richtung eine bemerkenswerthe Ausnahme. Obgleich auch er, und zwar auf sehr sinnreiche Weise antike Gegenstände behandelt, so kenne ich doch von ihm christliche Darstellungen und Grabmonumente in so gläubigem Sinne, wie sie mir bisher in modernen Bildhauerarbeiten nicht vorgekommen sind. Jedenfalls giebt dieser Künstler den Weg zur Erreichung einer großen christlichen Plastik an und man muß hoffen, daß nach ihm folgende Talente christlichen Sinn besitzen und christliche Mäcene finden werden, damit man endlich von den ewig wiederholten, das Leben abschneidenden Parzen, dem Todesengel mit der umgekehrten Fackel, dem Merkur, der die Seelen dem Charon zuführt, und anderen heidnischen Symbolen loskommt."

„Thorwaldsen war wohl in einiger Beziehung ein alter Heide?" fragte der Inspektor.

„Leider!" erwiederte Jener, „jedoch wie die meisten geistreichen Männer seiner Zeit in dem Sinne eines Aeschylus, Sophokles, Phidias und Praxiteles; von dem eiskalten, abgeblaßten, hochmüthig trockenen und sophistischen Heidenthume unseres Zeitalters aber war in ihm keine Spur."

„Es ist doch Schade," bemerkte der Inspektor, „wenn so großen Geistern die christliche Offenbarung verschlossen bleibt."

„Gewiß!" erwiederte der Alte, „und zwar leiden sie selbst am meisten darunter; auch Thorwaldsens Leben wäre ohne Zweifel weit glücklicher und ruhiger gewesen, wenn er ein festes Glaubens- und Sittengesetz gehabt hätte; sein Einfluß auf die ihm Nahestehenden hätte segensreichere Folgen gehabt und er würde ihnen nicht so oft das Leben sauer gemacht haben."

„Nimm dich in Acht!" fiel der Inspektor ein, „de mortuis nil nisi bene!"

Der Alte erwiederte lachend: „Gerade umgekehrt, Freundchen! Dem Lebenden muß man nichts Uebles nachreden, denn dem kann es noch schaden, der Todte aber hat einen einsichtsvolleren und gerechten Richter und bei dem großen Geist, von dem wir reden, war soviel Licht, daß wir uns schon einigen Schatten gefallen lassen müssen; im Ganzen erlaube ich mir aber noch die Bemerkung: das Ziel, wohin Geister seiner Art streben, ist bei allem Außerordentlichen ihrer Leistungen ein falsches und kann dem Menschen keinen Frieden geben."

„Mag sein!" sagte der Inspektor, „ich habe selbst manchen hochgefeierten und reichen Sterblichen gesehen, der wie von den Furien gepeitscht, in steter Unruhe umhergetrieben wurde, und manchen äußerlich Unglücklichen, der zwar traurig, aber vollkommen friedlich und gefaßt erschien."

„Viel mehr als Letzteres läßt sich überhaupt auf dieser Erde nicht erreichen," fuhr der Alte fort, „denn wer ist wahrhaft glücklich? Der unbefriedigte Drang nach Glückseligkeit, so tief in des Menschen Brust eingepflanzt, ist für mich der stärkste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Es muß ein Moment kommen, wo diese Befriedigung wirklich eintritt, und da nach aller menschlichen Erfahrung dies hier nicht

der Fall ist, noch sein kann, so muß es im Jenseits geschehen, denn es wäre widersinnig, sich einen Schöpfer zu denken, der seiner Kreatur eine unauslöschliche Sehnsucht nach einem nie zu erlangenden Gute eingepflanzt hätte. Ich habe sogar nicht einmal die Erfahrung gemacht, daß Gott einem mit einem großen Kunstgenie ausgestatteten Menschen zugleich die Augen, das Gehör und die Sprache genommen hätte, so daß alle poetischen Bilder, die seiner Seele vorgeschwebt, auf keine Weise zur Erscheinung hätten gebracht werden können. Denn jeder Geist strebt darnach seine Ideen zu verwirklichen, der bildende Künstler also in Form und Farbe; je höher aber die Sphäre dieser Ideen ist, um so schwieriger wird deren Manifestation.

„Zu der Zeit, wovon wir sprechen, trat unter den Deutschen eine Epoche ein, welche die christliche Kunst, nach meiner Ansicht das Höchste, wiederum zur Geltung bringen wollte. Es war dies Bestreben keineswegs ein äußerliches, keine Modesache, wie man wohl indische, ägyptische oder isländische und sonst nordische Mythen und Sagen behandelt, sondern es war ein Drang hoch begeisterter Herzen, denen die ewig wiederholten matten Reflexe griechischer Bildwerke nicht mehr genügten, und eben dieser Drang rief die anfangs so verspottete Schule der Nazarener ins Leben, die sich dieses Ehrentitels noch in ihren alten Tagen nicht schämt. Ueberdies wurden die Mitglieder derselben so kenntnißreich, daß sie in der praktischen Ausübung der Kunst als Lehrer und Vorsteher der jüngeren Künstlergeneration dienten. Wie es aber bei jeder neuen lebenskräftigen Richtung geschieht, so mischten sich auch Irrthümer derselben bei; nicht was man wollte, war falsch, nur wie man es wollte.“

„Setz' mir das ein wenig weiter auseinander," sagte der Inspektor.

„Ich gebe hier nur meine individuelle Ansicht," erwiederte Jener. „Die beiden größten Geister, die sich an die Spitze dieser neuen Richtung stellten, hatten wohl erkannt, daß die zu ihrer Zeit behandelten idealen Darstellungen nicht vielmehr enthielten, als eine geschickte Gruppirung mehr oder minder hübscher Modelle, mit Attributen ausgestattet, die etwa den speziellen Gegenstand deutlich machen sollten. Es waren gleichsam von Außen in das Gehirn des Künstlers eingedrungene Compositionen. Diese Künstler kamen daher auf den naheliegenden Irrthum, der Gebrauch des Modells, von welcher Art es auch sei, könne bei der Schöpfung idealer Kunstwerke nur schädlich einwirken. Sie behaupteten, daß man die Natur lediglich nur im großen Ganzen studiren, und sich aus derselben ein so reiches Material aneignen müsse, um ihrer selbst bei der Ausführung nicht mehr zu bedürfen. Es war dies der viel edlere aber umgekehrte Irrthum, welcher bei Männern, die mit einem immensen Gedächtnisse für Formen ausgestattet waren, nie so grell hervortrat. Um jedoch dieses allgemeine Naturstudium ins Werk zu setzen, wurde in den Abendstunden ein Altsaal eröffnet, auch Gewänder auf dem lebenden Modelle gezeichnet. Große, ganz ausgeführte Naturstudien und Portraits hielt man für überflüssig anzufertigen. Andrerseits suchte man umfassende Compositionen ganz aus der Imagination zu entwerfen. Man gab zu wenig auf die Ausführung und legte alles Gewicht auf die Erfindung, und dies bewirkte die entschiedenste Reaktion gegen die unmittelbar vorhergehende Epoche der Malerei. Wer nun mit einem großen malerischen Gedächtniß ausgestattet ist, der wird auch bei dieser Methode

des allgemeinen Naturstudiums einen erhabenen und schönen Gedanken bis zu einem gewissen Grade verständlich wiedergeben, etwa bis zu einer schönen Handzeichnung in mäßiger Größe, allein er wird sicherlich nicht bis zu einer guten Vollendung eines Oelgemäldes gelangen, und das ist der eigentliche Grund, weshalb wir in der neuern Zeit häufiger gute Cartons als gute Bilder sehen.

„Beide Methoden, sowohl die absolut äußerliche der unmittelbar vorhergehenden Epoche, als auch die absolut innerliche dieser neuen Epoche scheinen mir Irrthümer; nur ist letzterer viel edler und der Wahrheit viel näher liegend. Das Kunstwerk ist eine verwirklichte Idee, fehlt die ideale Vorstellung, so verdient es nicht den Namen eines solchen, fehlt aber die naturgemäße Wirklichkeit, so bleibt es mindestens ein unvollkommenes Kunstwerk; daher nur diejenige Methode die völlig richtige sein kann, welche beide Bedingnisse zu vereinigen strebt."

„Worin besteht aber diese alleinseligmachende Methode?" fragte der Inspektor.

„Ich will sie auseinander zu setzen versuchen," erwiederte der Alte lächelnd, „ich befürchte nur, es wird etwas receptmäßig herauskommen.

„Vor Allem muß einem jeden Kunstwerke, ja selbst einem einfachen Bildnisse eine Idee vorausgehen; bei letzterem wenigstens der Gedanke einer, der zu malenden Person angemessenen Stellung. Diesen ersten Gedanken muß der Künstler, so gut er eben kann, aus der Imagination, ohne weitere Studien nach der Natur aufzeichnen, und diese Fähigkeit wenigstens nebenbei von jung an üben. Diese erste Aufzeichnung ist gleichsam der Säugling, den sein Geist zum völlig ausgebildeten Manne entwickeln soll. Sodann wird es zweckmäßig

sein, wenn er geschickte Modelle aufsucht, welche die von ihm beabsichtigten Stellungen seiner Figuren begreifen und nachstehen können; findet er solche nicht unter den bezahlten Modellen, so bitte er einen seiner jungen Kunstgenossen, sei es auch in Kleidern, ihm die Bewegung behufs einer flüchtigen Skizzirung zu machen. Denn die charakteristische und lebendige Bewegung ist das erste und wichtigste Bedingniß, sodann folgt die dem darzustellenden Charakter angemessene Proportion und hiezu findet man an Orten, wo Kunstakademien sind, immer hinreichende Modelle. Da nun die meisten Gegenstände bekleidete Figuren enthalten, so gewöhne er sich früh daran, Drapirungen auf dem lebenden Modelle rasch in kleinem Maßstabe zu zeichnen, weil sie durch die augenblickliche Bewegung des Modells weit lebendiger als auf dem Gliedermann herauskommen. Es ist jedoch auch nützlich, einige ganz ausgeführte Gewandstudien nach dem Gliedermann zu zeichnen, um das Eigenthümliche der verschiedenen Stoffe kennen zu lernen. Hat man nun Akte, welche die ganze Bewegung und die Proportion der Figuren geben, sowie Gewänderstudien gezeichnet, hat man ferner zu den nackten Theilen, namentlich zu den Köpfen, Armen und Füßen große und ausgeführte Studien gemacht, so übertrage man dreist seine kleine Handzeichnung in die Größe des zu malenden Bildes, und man wird mit dem Schatze des gesammelten Materiales etwas in sich Zusammenhängendes und Vernünftiges zu Stande bringen. Will man aber ganz sicher zu Werke gehen, so versäume man nicht zwischendurch, da wo die innere Vorstellung über einzelne Theile des Bildes noch nicht ganz klar ist, immer wieder neue Studien zu machen. Wenn man diese auch nicht geradezu copiren kann, wie dies namentlich bei Gewändern sehr oft vorkommt, so ist nichts-

destoweniger die innere Vorstellung von den Gesetzen der Bewegung und der Beleuchtung um so viel klarer geworden, so daß man sie, ohne Gefahr ins Unnatürliche zu fallen, weit eher aus dem Kopfe machen kann. Hat der Frescomaler auf diesem Wege einen Carton zu Stande gebracht, welcher ihm der Ausführung würdig scheint, so muß er der Farbengebung halber wenigstens ein Aquarell oder Temperabild im Kleinen malen, auch thut er ungemein wohl, einige Studien der bedeutendsten Köpfe oder sonstigen nackten Theile groß in Oelfarben zu machen, weil er sich des lebenden Modells bei der Ausführung im Großen nicht bedienen kann.

„Man würde mich aber gänzlich mißverstehen, wenn man glaubte, ich hielte die gute Colorirung nicht ebenfalls für einen wesentlichen Theil dieser Malerei, da sich in derselben der feine Sinn für Farbengebung ebenso bewährt, wie in jeder anderen Gattung. Auch bemerke ich ausdrücklich, daß nach meiner Ansicht die umfassendsten poetischen Erzeugnisse, ja das Höchste, was die Malerei überhaupt geleistet, grade in der Frescomalerei entstanden ist. Aber ich habe auch die Erfahrung gemacht, daß diejenigen Künstler, welche unausgesetzt in Fresco- oder Aquarellfarben malen, sehr leicht in ein langweiliges Schema von Colorirung gerathen und den feinen Sinn für die Farbe einbüßen. Wer bei Frescobildern die Wirkung von Oelgemälden beabsichtigt, verfehlt den besonderen Zweck dieser Gattung. — Bei der Ausführung in der Oelmalerei ist es jedoch verschieden; ich möchte sie die Malerei ex professo nennen; hier erlaubt, ja fordert, nach meiner Meinung, das Material eine ganz naturgemäße Farbe und Wirkung und hier tritt das Bedürfniß des Malers, unmittelbar nach der Natur zu arbeiten, recht eigentlich in den Vordergrund. Der aus-

geführteste Carton läßt den Oelmaler nach einer sorgfältigen Untermalung im Stich, weil es in der Oelmalerei ein viel helleres Licht und einen viel tieferen Schatten giebt, als irgend Kreiden hervorbringen können, und so fehlen ihm im Carton viele Modellirungen, die er doch zur völligen Abrundung seiner Figuren braucht, abgesehen von den unendlich feinen Nüancirungen des Colorits, welche er nur durch die beständige Anschauung der Natur zu erkennen vermag."

„Das Material der Freskomalerei verhält sich wohl zum Material der Oelmalerei, wie in der Bildhauerei das Material des Thons zum Marmor?" fragte der Inspektor.

„So scheint es mir!" versetzte der Alte, „der Bronceguß muß in Bezug auf Vollendung befriedigen, wenn er das Thonmodell wiedergiebt und das Freskobild, wenn es einen sorgfältigen und gut durchgeführten Carton erreicht; wenngleich Arbeiten, wie diejenigen in den Stanzen Rafaels und anderer alter Meister noch mehr leisten. Dagegen ist für die Oelmalerei ein so durchdachter und sorgfältig ausgeführter Carton nicht so nöthig, wie für die Freskomalerei, welche eine überaus schnelle und präcise Ausführung bedingt. Der Oelmaler kann sein Bild unzählige Male übergehen, er vermag zu ändern, zu bessern, er kann immer wieder von Neuem studiren und man macht in Bezug auf die Durchführung an ihn mit Recht viel größere Anforderungen. Will man z. B. einen ganzen Cyclus großer Darstellungen in weiten architektonischen Räumen, welche theilweise wenig beleuchtet sind, geben, so thut man sowohl wegen der Schnelligkeit, als auch wegen der Glanzlosigkeit und Helligkeit, der eigenthümlichen Vorzüge dieser Malerei, sehr wohl daran, die Freskomalerei zu wählen, da es bei derartigen Arbeiten weder auf die Ausführung im Einzelnen, noch auf den voll-

endeten Farbeneffekt ankommt, vielmehr Composition, Charakteristik und Stil der Formen das wesentlichste Erforderniß ist. — Diese Art der Malerei bildet gleichsam einen Uebergang von der Plastik zur Oelmalerei. Dagegen wird man bei einzelnen, für sich bestehenden Gemälden, sowie bei Portraits die Oelmalerei vorziehen, weil man denselben größere Vollendung im Einzelnen geben und sie an jede beliebige Stelle versetzen kann."

„Beide Arten der Malerei scheinen mir gleich gut, wo sie hinpassen," warf der Inspektor ein, „die erfindungsreicheren und mehr zeichnenden Talente werden ihrer Natur nach die Freskomalerei vorziehen, sowie die geborenen Coloristen die Oelmalerei. Hälst du nun diese von dir angegebene Methode für die allein richtige?"

„Hierauf kann ich nur," erwiederte der Alte, „eine Antwort im Allgemeinen geben. Ich glaube, daß es gut ist, wenn man ein junges Talent auf diesem Wege führt, halte jedoch die richtige Anwendung der Naturstudien für das Schwierigste bei der Ausführung eines Bildes. Hat nun ein solches auf diese Weise ein Werk zu Stande gebracht und kennt es mithin sein Ziel, so wird es sich später ganz seinem Naturell gemäß eine eigenthümliche Methode schaffen, denn der schöpferische Geist bildet sich unwillkürlich die ihm angemessene Ausdrucksweise. Eine Kunstlehranstalt aber muß nach einer bestimmten in sich abgeschlossenen Methode unterrichten. Das Kunstgenie wird sich ohnehin, wenn es an der Zeit ist, emancipiren."

„Man sieht Bilder der größten Meister," bemerkte der Inspektor, „woran man weiß, daß sie auf die verschiedenste Weise begonnen worden sind."

„Ganz richtig!" erwiederte Jener, „selbst Leonardo da Vinci hat sein ganzes Leben lang herumprobirt, doch glaube ich, er

würde mehr gemacht haben, wenn er eine feste Methode angenommen hätte; übrigens versteht es sich von selbst, daß, wenn Jemand eine größere Meisterschaft erlangt hat, er sich auch expeditiverer Mittel bedienen kann, und hier entscheidet das angeborene Talent in hohem Maße."

„Talent muß allerdings vorausgesetzt werden!" rief der Inspektor aus, „dies ist die conditio sine qua non, ohne welche Niemand Künstler werden sollte."

„Aber auch dies vorausgesetzt," fuhr Jener fort, „fragt es sich noch, wie viel überhaupt in der Kunst gelehrt werden kann. Die Antwort würde nach meiner Ansicht ungefähr so lauten: Da ein Kunstwerk eine Dichtung in Formen und Farben sein soll, so muß man die Grammatik und Prosodie dieser Formen- und Farbensprache auf das genaueste kennen lernen, und diese Kunstsprache ist wahrlich die schwerste aller Idiome. Wie nun aber Jemand noch nicht zum Dichter wird dadurch, daß er die Grammatik und Prosodie einer Sprache kennt, ebenso wenig wird auch Jemand ein bildender Künstler im wahren Sinne des Wortes, welcher nur eine genaue Kenntniß der Formen und Farben besitzt, ja er wird nicht einmal zum guten Bildniß- oder Landschaftmaler, weil ihm die dichterische Auffassung des darzustellenden Gegenstandes mangelt. Das Allerwesentlichste muß also schon von Natur vorhanden sein; der Unterricht kann nur dazu dienen, dies ursprünglich Vorhandene vernünftig zu entwickeln, und vor Ausschweifung ins Unnatürliche zu bewahren. Im Anfange muß das Nachzeichnen der mannigfaltigsten Gegenstände in einer reinlichen und zweckmäßigen Methode gelehrt werden und sodann auf eben dieselbe Weise das Nachmalen; hat der Kunstschüler einen Reichthum innerer dichterischer Vorstellungen, so

wird sich das bald zeigen, und er wird nicht darauf warten, bis man ihn zum Componiren antreibt; er begreift schnell, daß die Kenntniß der Formen und Farben ihm nur dazu dient, seine inneren Vorstellungen zu verwirklichen. Dies ist die ideale Kunstrichtung; doch nicht jedes wahre Kunsttalent ist für dieselbe geschaffen, denn es giebt große und in der Kunstgeschichte hochberühmte Geister, welche mehr einer naturalistischen Richtung folgten. Der Naturalismus, von dem ich hier rede, bezeichnet jedoch durchaus keine verwerfliche Geistesrichtung, sondern die oft großen Geistern angeborne und eigenthümliche Eigenschaft, die äußern Erscheinungen im glänzenden Lichte der Poesie zu sehen. Diese Künstler nehmen ihre Motive mehr aus der sie umgebenden Sinnenwelt, als aus dem lediglich in ihrer Einbildungskraft lebenden Bilde. Ein van Dyk, ein Rembrandt, ja selbst ein Titian, dieser edelste aller Naturalisten, ein Giorgone und die Masse vortrefflicher Portraitmaler sowohl der venetianischen, als der niederländischen Schule scheinen mir mehr der naturalistischen, als der idealen Kunstrichtung anzugehören. Auch möchte man aus dieser, ihnen eigenthümlichen Richtung, die von den idealen Künstlern befolgte, ganz verschiedene Methode erklären. Wenn die Idealisten ihr Werk mit einer strengen Handzeichnung und dem Carton beginnen, so werden die Naturalisten eine Farbenskizze machen und sich sodann bei der Ausführung im Großen fortwährend des lebenden Modells bedienen. Eine merkwürdige Erscheinung ist es aber, daß in den allerbesten Werken dieser, von einem so ganz verschiedenen Prinzipe ausgehenden Künstler, beide Richtungen auf überraschende Weise zusammentreffen. Selbst der geistreiche Genre- und Landschaftmaler muß seiner Anlage nach, mehr der naturalistischen Richtung angehören, denn die

Natürlichkeit bis ins Einzelne scheint mir bei Bildern der Art ein nothwendiger Beding."

„Alles, was du sagst," bemerkte der Inspektor, „setzt immer voraus, daß dem Künstler die poetische Ideenfähigkeit angeboren sein müsse."

„Allerdings," erwiederte Jener, „und daher ist mir nichts unerklärlicher, als die bei verschiedenen Akademien errichteten Componirklassen und die Art, nach welcher man Preisbewerbungen zu Reisestipendien eingerichtet hat; erstlich begreife ich nicht, wie man Jemandem Ideen d. h. innere künstlerische Vorstellungen von Bildern eintrichtern soll; ist das Kind einmal geboren, so kann man allenfalls nachsehen, ob es todt oder lebendig geboren sei, ob es gesunde oder kranke Glieder hat, ob es als Mann seine Bestimmung erfüllen wird. Aus einer kleinen Handzeichnung läßt sich ersehen, ob die Handlung, die Charaktere des dargestellten Gegenstandes richtig aufgefaßt sind, dies aber vermöchte ein gebildeter Laie, der den Geist des Gegenstandes kennt, oft besser, als ein ungebildeter Professor. Außerdem kommt nach meiner Erfahrung durch diese Componirklassen ein gewisses Schema zum Componiren heraus, zumal wenn der Lehrer selbst ein bedeutender Componist ist; er zwingt seine Art von Auffassung unwillkürlich seinen Schülern auf, vernichtet ihre Originalität, und macht sie endlich nur zu matten Reflexen seiner eigenen Denk- und Gefühlsweise. Alle auf solche Weise entstehenden Compositionen tragen dasselbe Gepräge, und der geistreiche Clemens Brentano nannte dies, bei einer sonst viel gerühmten Schule, auf eine damals berühmte Töpferwaarenfabrik anspielend: Butzbacher Façon."

Der Inspektor lachte und sagte: „Diese Bemerkung mag nicht ganz unwahr gewesen sein."

„Was nun die Preisbewerbungen betrifft," fuhr Jener fort, „so scheint doch nichts unzweckmäßiger, ja der Entstehung eines wahren Kunstwerkes entgegengesetzter, als wenn man einen jungen Mann Morgens acht Uhr in ein Zimmer der Akademie einschließt, nachdem man ihm einen Gegenstand aufgegeben, dessen Bedeutung ihm vielleicht bisher gar nicht bekannt war, der weder seine Seele begeistert, noch ihm überhaupt irgend ein Interesse einflößt; unbekannt mit der Situation, mit den darin handelnden Charakteren und mit allen Erfordernissen, welche der Gegenstand bedingt, wird er gezwungen bis zum Abend seine Composition fertig zu haben. Hier möchte man ausrufen: Alles kann man befehlen, aber keine lebensfähige Ideen! Ein großes Talent, welches die nothwendige Vorübung besitzt, wird allenfalls eine schönlinige Gruppe hervorbringen, den Charakter des Gegenstandes nichtsdestoweniger in den meisten Fällen verfehlen. Das ärgste scheint mir jedoch, daß ein Concurrent, dem man etwa vier Monate zur Ausführung seines Entwurfes gönnt, gezwungen ist, sich streng an seine erste Composition zu halten, mag er auch später, nach sorgfältiger Erforschung des Gegenstandes viel bessere und richtigere Ansichten über dessen Auffassung gewonnen haben. Sein eigenes Werk wird ihm sodann zum Ekel, er verliert allen Schwung der Begeisterung und es erklärt sich leicht daraus, wie meist nur die mittelmäßigen Talente den Kampfpreis erringen."

„Meinst du denn die Concurrenzen seien ganz zu verwerfen," fragte der Inspektor, „oder tadelst du nur die Art ihrer Ausführung?"

„Ich tadle lediglich die Letztere," fuhr Jener fort, „und würde zum Ersatz etwa Folgendes vorschlagen: Man wähle eine Anzahl junger Leute aus, welche alle Vorbereitungsklassen

glorreich durchgemacht, auch schon durch mehrere Handzeichnungen bewiesen haben, daß sie ein schöpferisches Talent besitzen und überlasse ihnen sodann die freie Wahl eines Gegenstandes, welcher ihre Phantasie anregt und ihr Herz begeistert. Man gebe ihnen etwa ein Jahr Zeit bis zur nächsten öffentlichen Ausstellung und verspreche dann dem gelungensten Werke den Preis."

„Wer soll aber nun über die fertigen Arbeiten zu Gerichte sitzen?" fragte der Inspektor.

„Die bei der Preisbewerbung betheiligten Künstler," erwiederte Jener, „mögen selbst sich drei Richter wählen: einen Bildhauer, einen Maler und einen Kunstgelehrten, der auch zugleich, was keineswegs immer zusammentrifft, ein Kunstkenner ist."

„Nur drei?" fragte der Inspekter.

„Ja," erwiederte Jener lebhaft, „denn nach meiner langjährigen Erfahrung verderben viele Köche den Brei."

„Wie kann man aber," fuhr der Inspekter fort, „wissen, wenn die Concurrenten nicht sorgfältig bei ihrer Arbeit überwacht werden, ob das unter ihrem Namen ausgestellte Werk auch ganz von ihnen allein gefertigt sei?"

„Dies erscheint als die einzige nachtheilige Seite meines Vorschlages," sagte Jener, „jedoch setze ich voraus, daß, abgesehen von der Ehrlichkeit der Concurrenten die drei Jurymänner so urtheilsfähig sind, um eine fremde Hand, welche hinein verbessert und nachgeholfen hat, sehr leicht zu entdecken; außerdem müßten Letzteren sowohl die Studienmappen, als auch die früheren Compositionen der Concurrenten vor ihrer Entscheidung völlig zu Gebote stehen. Zur größeren Sicherheit muß es den Jurymännern ferner freistehen, den einen oder

andern Concurrenten, dessen Redlichkeit in Zweifel gezogen wird, bei verschlossenen Thüren einen Akt oder sonst ein Studium nach dem lebenden Modell zeichnen oder malen zu lassen; denn so wenig man befehlen kann, daß einem Künstler zu einer festgesetzten Stunde eine glückliche Idee komme, so kann doch der gut vorbereitete Künstler, insofern er sich nur wohl befindet, jederzeit ein gutes Studium nach der Natur zeichnen oder malen. Der erste Gedanke zu einem Kunstwerke ist ein Geschenk, eine Intuition, deren Ursprung immer unerklärlich bleibt und steht Niemandem jederzeit zu Gebote. Bei der Ausführung beginnt die eigentliche Arbeit und man kann sehr wohl erkennen, ob Jemand ein tüchtiger und langgeübter Arbeiter ist."

„Nach deiner Ansicht," begann der Inspektor, „sind also jene ersten Gedanken (Intuitionen) reine Naturgaben und fliegen dem Künstler gleichsam wie gebratene Tauben ins Maul."

Der Alte entgegnete lachend: „Erstlich giebt es noch sehr verschiedene gebratene Tauben, fette und ungemein dürre und unschmackhafte; ferner ist aber auch noch in diesem Falle eine Geistesthätigkeit, ja ein entschiedener Wille nothwendig, denn auch der begabteste Künstler muß, um bei deinem Bilde zu bleiben, das Maul oft weit aufsperren, damit die gebratenen Tauben hineinkommen. — Die Gedanken lieben es ihrer Natur nach von dem zu schaffenden Gegenstande abzuschweifen. Der Künstler muß sie vermöge seines Willens gewaltsam auf diesen zurückführen, bis die innere Anschauung seiner Seele so klar wird, daß er den Griffel zu ihrer Verwirklichung ergreifen kann. Diese Geburten sind oft schwerer, als man denkt und selten kommt das Kind völlig gesund zu Tage. Nichtsdestoweniger ist grade diese Art von Thätigkeit dem Künstler von wahrem Berufe die liebste; er arbeitet gleichsam in seiner

geheimsten Werkstatt, die ganze übrige Welt kümmert ihn wenig; er schafft sich ein Reich in der Phantasie, in welchem er unumschränkter Herrscher ist. Viele sind in derartiger Thätigkeit untergegangen und zu wahren Componirmühlen geworden, weil es ihnen zu unbequem und zu lästig war, die ungeheuren Schwierigkeiten einer gediegenen Ausführung zu überwinden, da diese, wie bei so vielen anderen Lebenszwecken, die Forderung enthalten, daß der Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen soll."

„Das will Keiner gern!" rief der Inspektor, „und am wenigsten das Künstlergenie."

„Ja!" entgegnete Jener, „diese wollen immer, das Werk solle, wie Minerva völlig gewaffnet aus Jupiters Haupt, hervorspringen; dies Wunder ist aber den Göttern vorbehalten und der Sterbliche soll nur mit Mühe und Anstrengung das Kind seines Geistes ausbilden. In dem Genie ist die innere Vorstellung so klar, daß es sich der Last der Naturstudien überheben glaubt, und dies ist der Grund, weßhalb aus trefflichen Handzeichnungen sehr häufig so krüppelhafte Bilder entstehen, die den ursprünglich ausgezeichneten Gedanken kaum wiedererkennen lassen. — Die erste Linie kann vortrefflich sein und das Bild wird doch schlecht."

„Sollte dies nicht Manchem der berühmtesten Talente unserer Zeit widerfahren sein?" fragte der Inspektor.

„Allerdings," erwiederte Jener, „und es ist meine ernste Ueberzeugung, daß viele ihrer Arbeiten in der Kunstgeschichte nicht den Rang behaupten werden, den sie gegenwärtig einnehmen. Ferner glaube ich, daß hierin allein der Grund liegt, weßhalb ihre oft erhabnen Intentionen von einem großen Theil des Publikums, sowie besonders von fremden Nationen, welche

ein vorherrschendes Gewicht auf die Ausführung legen, weder richtig verstanden, noch gehörig gewürdigt werden. Solche Genies wollen sich, mit einem Worte, mit der Kunst eigentlich nur amüsiren."

„Aus einer solchen Richtung," bemerkte der Inspector, „kann daher auch schwerlich eine langdauernde große Kunstepoche hervorgehen."

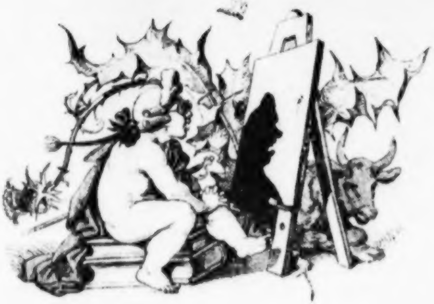
„Geringere Talente," fuhr Jener fort, „werden vielmehr durch solche Vorgänger irre geführt und nehmen nur die Mängel ihrer großen Vorbilder an. Letztere verdecken allerdings durch ihren Geist die Fehler ihrer Richtung, die später in den Arbeiten ihrer Nachfolger erst recht ans Licht treten."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Die Poesie ist recht eigentlich das Element der Kunst. Die durch sie in der Seele des Künstlers angeregten Vorstellungen, Gedanken und Gefühle offenbaren sich, den besonderen Gaben gemäß, welche diese zu deren Manifestation von Natur erhalten haben. Dem Einen ist die Zunge gelöst, und er wird ein Dichter, in eines Andern Seele gestaltet sich Alles zu Farben und Formen und er wird ein bildender Künstler, der Dritte hört unwillkürlich, gemäß der Verschiedenheit seiner Seelenstimmung, bald heitre, bald ernste oder melancholische Melodieen in seinem Innern erklingen, und er wird ein Musiker; kurz es ist dieselbe schöpferische Kraft, welche gleichsam, wie durch ein Prisma, sich verschiedenartig bricht.

„Ich möchte noch hinzufügen, daß es auf diesem Gebiete zweierlei Arten von Erscheinungen giebt, von denen die eine mehr producirender, die andere mehr reproducirender Natur ist. Zu der ersteren gehört der Dichter, wie der selbstständig bildende Künstler, und der Componist, ohne welche der repro-

ducirende Künstler, der Schauspieler, Kupferstecher und Virtuos gar nicht denkbar ist. Bei alledem möchte ich ihren ausgezeichneten Individuen eine gewisse schöpferische Fortbildung der ihnen überkommenen Werke nicht absprechen, weil wir denn auch zuweilen mittelmäßige Dramen und musikalische Werke so vortrefflich gespielt sehen und hören, daß wir sie eben dadurch für besser halten, als sie wirklich sind. Dasselbe trifft sich auch wohl bei Kupferstichen und Lithographien im Bereich der bildenden Künste. Obgleich nun beide Gattungen von Künstlern nicht absolut streng zu sondern sind, so möchte ich doch den ersteren vorzugsweise das Prädikat Genie zuschreiben, indem diese die eigentlich schöpferischen Geister sind, die anderen aber mehr oder minder größere Talente nennen, um wenigstens einige Klarheit in diese so oft verwechselten Bezeichnungen zu bringen."

„Ich fürchte, daß du mit deiner Auseinandersetzung," bemerkte der Inspektor, „unsere modernen Kunstphilosophen doch nicht ganz befriedigen wirst. Es fehlt darin etwas von dem vornehm duftenden Nebel, worin sich diese Olympier zu verhüllen pflegen." — Hierbei klopfte er lachend seine Pfeife aus und empfahl sich.



Viertes Kapitel.

O Kennerschaft! O Kennerschaft!
Wer einmal die sich angeschafft,
Der wird gar häufig wirr.
Wenn er den Schnaase und Rumohr
Gelesen, kommt es ihm so vor,
Als ob er nimmer irr.

Die Bücher sind mit Recht geehrt,
In allen Stücken wohlgelehrt
Und voll Philosophie.
Doch ist es noch nicht ausgemacht,
Was die Anderen ausgedacht,
Verleihe das Genie.

Mit festem Blick und klarem Sinn
Was man zum Urtheil stellet hin,
Zu richten mit Geschick,
Hiezu will es ein kluges Haupt;
Jetzt aber jeder Dummkopf glaubt
Sich Meister der Kritik.

Ein Narr voll hoher Kennerschaft,
Der dies und jenes Werk begafft,
Spricht keck sein Urtheil aus.
Ein Hund, wie ihn der Dichter nennt,
Ei, schlagt ihn todt den Recensent
Wiegt nicht mehr als 'ne . . . . . .

Der ganze Künstlerkreis sang nach beendeter Generalversammlung dies Lied auf die bekannte Melodie: O Tannenbaum, o Tannenbaum! wobei der leicht verständliche letzte Vers von der hoffnungsvollen Jugend enthusiastisch hervorgehoben wurde. — Eine solche Generalversammlung zur Zeit des Völkerfrühlings würde, obgleich sie von dem edlen Motive der gegenseitigen Unterstützung ausging, den Dante, wenn er sie geschaut, zur Schöpfung eines neuen Höllenkreises begeistert haben. Um so mehr mußte man den kleinen, wegen seiner hohen philosophischen Einsicht gewählten Präses bewundern, der eine Debatte über die Summen leitete, welche durch Ausstellungen, Skizzenverloosungen und dergleichen für den genannten Zweck noch zu erwerben standen. Besondere Schwierigkeiten verursachte der Punkt: wie nach Absterben der Theilnehmer dieses Unternehmens der Pensionsetat für ihre Wittwen und Waisen regulirt werden könnte. Alles wurde mit dem Ernst und der Wichtigkeit betrieben, wie bei der Frankfurter Nationalversammlung. Es fehlte nicht an Sekretären, Säckelmeistern, Parteien rechts und links und wie das in Künstlergesellschaften bisher noch unerhörte Namensverzeichniß heißen mag. Die ganze Scene fand in einem von Tabaksqualm angefüllten Gemache statt, in welchem noch, da es ein regnichter kalter Abend war, eine Menge Mäntel und Röcke hingen, die ihre eingesogene Feuchtigkeit ausdampften. Allerlei Fahnen deutscher

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staaten, welche an hölzernen, vergoldeten Stangen befestigt waren, schmückten die Wände.

Da der Völkerfrühling zu Ende ging, und die schwüle Sommerhitze der Mobilmachungen begann, welche freiheitstrunkene Köpfe stutzig und die Beutel etwaiger Kunstbeschützer leer machte, so war anfangs die Stimmung düster gewesen, wozu die mit schwarzem Flor bedeckte colossale Büste der Germania nicht wenig beigetragen hatte; allein, wo so viel wirkliche Genialität und frischer Jugendmuth sich vereint findet, da wandelt sich, insofern Bacchus und Ceres nicht zu kärgliche Gaben spenden, zuletzt auch die düsterste Stimmung immer in eine heitre um, und so war es auch hier. Es wurden einige glückliche Witze gerissen über die verthierten Söldlinge, die Polizei, die Schergen der Tyrannen, und im kühnen Aufschwunge erhob sich ein bemoostes Studentenhaupt, der Schrecken der Gastwirthe und die Wonne der Schenkmädel, von dem man sagte, daß er die Seife nur dem Namen nach kenne und gleich den Wilden für ein Nahrungsmittel halte. Dieser schrie: „Mitbürger und Kunstgenossen! Mich drängt und quält ein unabweisbares Bedürfniß" . . . . „Bravo! Bravo!" schrieen Einige; „Nehmt Euch in Acht!" riefen Andere, die dem Kerl wegen seiner bekannten Langweiligkeit das Maul stopfen wollten. — „Unsere Wittwen und Waisen" hub er von neuem an. — „Du hast ja nicht 'mal eine Frau" — schrie ein Anderer — „halt's Maul!"

Der alte bemooste Bursche, der aus Jedermanns Glase trank und niemals mitbezahlte, kam nicht aus der Fassung, er schlug auf den Tisch und schrie wiederum: „Mitbürger und Kunstgenossen!" — Darüber wurde der Lärm noch toller und heftig schellend lispelte der schmächtige Präsident: „Stille meine

Herren! Redefreiheit! Sprechen Sie weiter! Stille meine Herren, ich bitte!" Obgleich geachtet und ein Männchen von vielen Kenntnissen half es ihm bei der aufgeregten Stimmung jedoch wenig. So zimperlich er aussah, so festgefahren war er in seinen Principien, daß er aus lauter Vernunftgründen ein Robespierre hätte werden können. Endlich nahm er sich zusammen und schrie so laut er konnte: „Die Generalversammlung ist bereits geschlossen und ich muß den edeln Redner in allgemeinem Interesse ersuchen, seine Bemerkungen für die nächste Session aufzusparen." — Alle Andern stimmten dieser Resolution bei und drückten den immer noch heftig gesticulirenden Redner auf seinen Stuhl nieder, der in der Zerstreuung seines Nachbars Biertrug ergriff und indem er sich den Schweiß abwischte, mit einem Zuge ausleerte. Zum Glück war dieser ein Fuchs, auch ließ er ihm zu keiner Reclamation Zeit, denn er schrie immer: „Freiheit Mitbürger, Freiheit bis zur Raserei!" Sein anderer Nachbar, ein Mann von einigen dreißig Jahren, hielt ihn endlich bei beiden Armen fest und brachte ihn zum Schweigen.

Letzterer war eine Respectsperson in der Gesellschaft und wurde zur Rechtfertigung seiner Derbheit von Allen „Papa" getauft. Da er in der That sehr talentvoll und gerechtigkeitsliebend war, so gelang es ihm jedesmal den Ausbruch wilder Leidenschaft zu verhüten. Er sagte: „Halts Maul, edler Jüngling! Auf den Thronen und unter den Herren giebt es auch sehr gute Leute und ich könnte sie sogar lieben, wenn sie nur nicht Könige wären; ich hasse die Tyrannen, wegen ihrer historischen Abkunft, wegen ihres verfaulten Erbrechts, allein die ganze Welt ist so voll alten Plunders, daß man sich noch eine Weile damit herumschleppen muß." — Der Genremaler

Dolph, der neben ihm saß, bemerkte: „Weßhalb gehen Sie nicht in die nächste Handelsrepublik?" — „Da sei Gott für!" rief er heftig aus, „da ist jeder Jud ein König!"

Der alte bemooste Bursche hatte sich bereits beruhigt, da ein gegenübersitzender Kamerad ihm eine neue Cigarre hin überreichte, er sog mit solchem Eifer daran, wie ein Kind an der Mutterbrust, und schickte so ungeheure Dampfwolken in die über ihm hängende Gasflamme, daß man sie kaum mehr sah. — Jener sagte mit lachendem Tone: „Ungeheure Heiterkeit! Das ist mein Wahlspruch! Ungeheure nicht zu vernichtende Heiterkeit schafft meine Bilder! So sehr mich das öffentliche Wohl interessirt, so opfere ich demselben diesen Grundsatz nicht auf." — „Du hast Recht Brüderchen! Laß uns darauf trinken!" — versetzte Ersterer, und hierbei ergriff er dessen Glas und trank es halb leer. Der Andere, der überaus gutmüthig und auch nicht mehr sehr durstig war, murmelte nur: „Der Kerl wird mir zu communistisch!" Uebrigens hatte dieser Genremaler einen wohlverdienten Ruf, und wenn er auch Gegner hatte, so war doch die ganze Künstlerschaft darüber einig, daß er in der Darstellung von Trinkgelagen von Niemand übertroffen wurde. Er war voll witziger Einfälle, und sein Ruf als Jakobiner ganz unverdient, denn die Politik galt ihm eigentlich nur als unschuldiger Zeitvertreib.

Der kleine Präsident mit seinem milden Blicke und seinen feurigen Maximen über Menschenrechte hatte, da er Alles beruhigt sah, sich in dem befriedigten Gefühle seiner Aufopferung für das Wohl des Ganzen in eine dunkle Ecke zurückgezogen, wo ein Schachspiel aufgestellt stand, und erwartete ungeduldig seinen Partner. Er stand so hoch in der Kritik, daß ihm nichts gefiel, nicht einmal seine eigenen Bilder. —

Einer seiner Freunde, ein berühmter Landschaftsmaler, rief ihm nachschielend spöttisch: „Wenn ich es nur dahin bringen könnte, diesen trefflichen kleinen Kerl zu einem dummen Streiche zu verleiten! was ihn ruinirt, ist seine Tugend, so eine rechte verrückte Liebschaft mit allerlei unglücklichen Folgen würde ihn retten."

Man sprach nun im Allgemeinen über den bevorstehenden Bilderankauf von Seiten des Kunstvereins, sowie über die Ankunft eines zur Zeit berühmten Kunstkritikers, der von den Künstlern ebenso gehaßt, als gefürchtet wurde. Letzterer würde wohl noch heute Abend in ihre Gesellschaft kommen, meinten Einige.

„Was die Statuten dieses Kunstvereins betrifft," begann der Landschaftsmaler, „so liegt ihnen ein altes verrottetes Princip zu Grunde, es ist ganz dasselbe, was unser bisheriges politisches Leben so elend machte. Das anbrechende Morgenroth einer neuen Kunst, hervorgegangen aus den zeitgemäßen Bedürfnissen, wird von den Verwaltern dieses vaterländischen Instituts mißbraucht. Alles kommt darauf an, die Statuten von dem albernen Kapitel „der Kunstwerke zu öffentlichen Zwecken" zu reinigen. Soll das schöne Geld denn noch immerfort unnütz verschwendet werden? Wozu Kirchenbilder? frage ich." „Sollen denn aber die Kirchen aussehen wie Scheunen?" warf Einer sehr bescheiden ein.

Jener war nicht gewohnt sich unterbrechen zu hören, denn er glaubte sich noch gescheuter, als er war, und rief daher mit gehobnem Tone: „Wozu, mein Werthester, überhaupt noch Kirchen im neunzehnten Jahrhundert? Die vorhandenen mag man als historische Denkmale des Aberglaubens stehen lassen; aber immerfort noch das schöne Geld verschwenden, um alten

Weibern und Kindern und einigen Männern, die ihnen gleichen, die tausendmal abgeleierten Gegenstände von neuem vorzuführen, das ist mehr als lächerlich, das ist frevelhaft!" Hierbei leerte er sein Bierglas bis auf den letzten Tropfen und rief: „Gustel, Bier her! Die Kehle ist mir trocken!"

„Was ist das, historische Ueberlieferung?" hub er von neuem an, „jede Zeit hat ihr eigenthümliches Bedürfniß und dem Himmel sei Dank! die unsrige hat solche Fortschritte gemacht, daß sie hauptsächlich nur Landschaften und zuweilen auch noch Genrebilder zu ihren Kunstgenüssen zählt. Das dümmste Zeug ist die sogenannte symbolische Malerei, nach ihr kommt die historische, und einige lustige Volkswitze in Figuren abgerechnet, bleibt doch am Ende nur die Verherrlichung der nicht zu verderbenden Natur in der Landschaft übrig."

Die geringschätzige Behandlung der Genremalerei ärgerte seinen Nachbar Dolph, der seine Kunstansichten keineswegs theilte und daher äußerte: „Abgesehen von den idealen Bildern scheinen Sie die Darstellung des Menschen überhaupt zu hassen, denn ich sehe nie Figuren in Ihren Landschaften."

„Wenn wir sie ihm nicht hineinmalen," rief der aus seinem Traum erwachende gegenübersitzende Genremaler lachend, „so kämen nur Landschaften vor Erschaffung des Menschen zu Stande. Er protestirt gegen alle Staffagen, weil er weder Thiere noch Menschen malen kann."

Diese kecke Beschuldigung verletzte die Eitelkeit des geistvollen Mannes, welcher daher erwiederte: „Was ist denn dran an dieser Kreatur, dem Menschen? Hat doch Gott selbst bei Gelegenheit der Sündfluth gesagt, es gereue ihn sie gemacht zu haben; das hat er von keinem Baumstamm, von keiner

Wiese, von keinem Wasser gesagt. Wenn ihr mehr Vergnügen daran habt, Schneiderlumpen auf zweibeinige Kreaturen zu malen, so ist das euer Geschmack und ich beneide euch nicht, halte euch wenigstens für vernünftiger, als die Idealisten mit ihrem abgedroschenem Zeuge; ich aber will mich versenken in das, was unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, den ich auf meine Weise in der Natur anbete, denn ich hasse den Atheismus und halte Jeden für einen Esel, der nicht an einen überweltlichen Gott glaubt." — Hier setzte er seine trotzige Papamiene auf, und wer ihm in diesem Augenblicke widersprochen, dem wäre es übel ergangen.

„Du brauchst hier auf so etwas gar keinen Trumpf zu setzen," sagte ein Genremaler, „so herabgesunken ist sein Ebenbild, der Mensch, noch nicht, daß wir bei der Betrachtung desselben den Schöpfer nicht ebenso gut herausfühlen, wie du bei dem Baumstamme."

Während dieses ernsteren Gespräches hatte die hoffnungsvolle Jugend den bemoosten Studenten dermaßen geneckt, daß er wild geworden und aufgesprungen war. — „Hol der Teufel eure Kritiken! Wie könnt ihr verlangen, daß ich mich alle Tage waschen soll, das ist auch nur ein Ergebniß moderner Verbildung. Im Naturzustande wusch sich kein Mensch, der Regen spülte ihn ab, wenn Gott ihn für zu schmutzig hielt!"

Alle lachten und er fuhr fort: „Dahin müssen wir zurückkehren: Gemeinschaft des Genusses aller Güter und Arbeit nur soviel, als zum Unterhalte absolut nothwendig ist." Er begann nun eine Fülle philosophischen Unsinns auszukramen, die lediglich darauf ausging, seine Scheu vor Arbeit und Seife und übertriebene Neigung zum geistigen Naß zu rechtfertigen, wurde aber dabei so grob gegen seine Opponenten, daß bereits

mehrere seine unfreiwillige Entfernung beabsichtigten. Als der Papa dies bemerkte und vergebens seine Stentorstimme erschallen ließ, um den Aufruhr zu beschwichtigen, fand er endlich keinen anderen Ausweg, als die ihm zunächst Sitzenden zu bitten, mit aller Kraft noch einmal die Schlußstrophe: „Ein Narr voll hoher Kennerschaft“ anzustimmen, wohl wissend, welchen Anklang dies bei allen Anwesenden fand, indem Keiner unter ihnen war, der nicht ein oder das andere Mal von der öffentlichen Kritik hart mitgenommen worden wäre.

Kaum hatten sie die letzten Worte dieses trefflichen Liedes beendet, als ihr Haupthahn, ein berühmtes Talent in der Malerei, hereinstürmte mit den Worten: „Um Gott's willen, halts Maul! Er folgt mir auf dem Fuße.“

„Wer denn?“ riefen mehrere.

„Der berühmte Dr. Wüst,“ erwiederte Jener, „der große Kritiker, er kömmt mit dem schönen Heinrich.“

Der Schreck machte Alle so stumm, daß man eine Fliege an der Wand hätte laufen hören können. Der eben Eingetretere, ein Hauptspaßmacher, welcher im Bewußtsein seines Genies ihre Furcht nicht theilte und meisterhaft allerlei kleine Kunststückchen zu produciren verstand, machte sogleich einer Brummfliege nach, welche auf die große Nase des Landschafters anstoßend sich darauf zu setzen schien. Darüber mußten Alle lachen und der eintretende Doctor merkte nichts von ihrer Verlegenheit; er wurde im Gegentheil von einigen Vorstehern der Gesellschaft höflichst empfangen, man rückte zusammen, ließ auf Kosten der Gesellschaft Wein bringen und gab ihm einen Ehrenplatz. Der Dr. Wüst machte seinem Namen Ehre: er war eine etwas schwammig breite Gestalt mit einem so behaarten Gesichte, wie Mutter Natur es nur in ihrer besten

Laune zu schaffen vermag. Auch trug er einen damals gebräuchlichen, freischärlichen Anzug mit dem Schlapphut, alles war harmonisch, nur die große Brille stand in auffallendem Contrast mit seiner Kleidung, und ließ ahnen, daß er mehr ein Mann von der Feder als vom Leder sei.

„Unendlich freut es mich," begann er, „mich in der Mitte derjenigen hoffnungsvollen Männer zu befinden, die auf dem, von mir gewünschten Ruin des bisher Vorhandenen in ihrem Fache dasjenige aufrichten helfen, was allein der Menschheit frommt. Dummheit und Aberglauben haben bisher die Welt verfinstert, uns war es vorbehalten, aller historischen Ueberlieferung ein Ende zu machen und dem menschlichen Geiste, welcher Gott ist, die ihm gebührende Stelle anzuweisen."

Der Landschafter stutzte bei diesen Worten und selbst der kleine Präses kam aus seiner dunkeln Ecke hervorgekrochen. Die Jüngeren staunten den großen Mann an und er fuhr fort: „Ja, meine werthen Brüder, es kommt alles darauf an, sich auf die wahre Höhe der Philosophie zu schwingen, von welcher man erst die Welt mit ihrem Treiben richtig zu beurtheilen vermag. An Ihrer verschleierten Büste der Germania sehe ich, daß die letzten Ereignisse in unserem Vaterlande Sie betrübt machen. Wir, die wir auf einem höheren Standpunkte stehen, freuen uns darüber; wir halten dafür, alle nationalen Unterschiede müssen wegfallen, so daß es ferner keine Grenzen mehr für die Menschheit geben dürfe, ja, daß im Zustande vollkommner Ausbildung nur eine Sprache für Alle übrig bliebe."

„Das wäre sehr schön," riefen einige Jüngere, die sich mit Französisch-Lernen quälten.

„Wozu all dieses Erlernen der verschiedenen Sprachen und

Fächer?" rief der begeisterte Philosoph, nachdem er mehrere Gläser Wein hinuntergestürzt, „wozu diese unnütze Quälerei? Nichts bleibt übrig als die Philosophie. Wenn die angeborne Kraft des Denkens völlig ausgebildet und zum Gemeingut geworden ist, dann braucht man weder Theologie, noch Jurisprudenz, noch Medicin, da ein Jeder ein hinlänglich reifes Urtheil besitzen wird, um das zu seiner Befriedigung Nothwendige sich selbst herauszufinden."

„Mit ihrer Erlaubniß," unterbrach ihn Dolph, „wird für uns Maler doch immer etwas Anatomie, Perspektive und ein richtiger Begriff von den natürlichen Formen und Farben der Menschen zu erlernen nothwendig bleiben."

„Auch werden wir Bäume, Felsen, Himmel, Wasser und Erde eifrig nachmachen müssen, um alles richtig wiedergeben zu können," setzte der Landschafter hinzu.

„Dies ist am Ende doch nur äußerlich," wandte der Philosoph lebhaft ein, „und bei Männern Ihres Talentes gleichsam angeboren. Sie malen wie eine Ente schwimmt!"

Der Landschafter machte eine Verbeugung über dieses Compliment und der Doctor fuhr fort: „Ich wünsche nichts, als Sie auf die Höhe hinaufzuziehen, auf welcher ich mich befinde. Wenn ich, wie Sie, nur einige Fertigkeit besäße meine Vorstellungen bildlich zu verwirklichen, so würde ich eine Composition entwerfen, welche Sie über die neusten Ereignisse vollkommen beruhigen sollte."

Da einige unter den Künstlern waren, die sehr nach zeitgemäßen Ideen jagten, so baten sie den Doctor ihnen die seinigen mitzutheilen.

„Sehen Sie," begann er, „diese deutsche Nationalversammlung, deren Zusammenbrechen Ihre Büste der Germania umflort

hat, würde man am besten charakterisiren, wenn man die Figur der Germania auf einem prächtigen offenen Wagen darstellte, an dessen vier Seiten muthige Rosse angespannt wären und von ihren Führern aufs heftigste angetrieben würden. Diese Führer mögen es ehrlich meinen, allein sie sind beschränkte Köpfe. Man sieht durch die gewaltige Anstrengung der Rosse den Wagen in Stücke reißen und die edle Germania in den Koth stürzen. Alles klagt und weint darüber und sieht nichts als eine chaotische Verwirrung voraus. Nur der wahre Philosoph erblickt den erlösenden Genius der Menschheit, der sich in wahrer Freiheit aus diesen Trümmern erhebt, die Schranken aller Nationalität niederreißt, die Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen verwirklicht, und sie auf Erden diejenige Seligkeit finden läßt, die sie bisher nur in einem geträumten Jenseits erwarteten."

Diese communistische Anschauung gefiel dem schönen Heinrich, der den Doctor eingeführt hatte, ungemein wohl und er versprach ihm sogleich einen Entwurf davon aufzuzeichnen. Dolph aber, der aufgestanden war, sagte zu Franz, dem Landschaftsmaler: „Ich bitte dich, laß uns gehen, ich halte den Unsinn nicht länger aus." Dieser, Dolphs Meinung bekräftigend, erhob sich ebenfalls und beide verließen das Zimmer. Noch auf der Straße hörten sie, wie dem großen Philosophen ein Toast gebracht wurde, und Dolph äußerte: „Gut, daß wir fort sind, wir brauchen doch nicht mit den Wölfen zu heulen. Es sind keine Zwei unter ihnen, die es von Herzen thun, die Meisten verstehen nichts von seiner Saalbaderei, Andere fürchten seine Feder, und nur ein Paar sind wirklich so verrückt, ihn zu bewundern."

Das Wetter hatte sich unterdessen aufgeklärt, der Mond

schien hell, die Luft war still und es begann etwas zu frieren.

„Wir sollten noch etwas nach der Neustadt hinausgehen," sagte Franz, „vielleicht sehen wir die Schatten unserer Mädchen."

Sie machten sich auf den Weg und Dolph sagte: „Was das für ein Rindvieh ist, der Doctor! Unser alter Director raisonnirt ganz anders darüber. Er hält auch viel auf eine gute Composition, auf einen poetischen Gedanken, ist jedoch immer böse, wenn wir Genremaler den Aktsaal versäumen; ihr bildet euch ein, sagt er, weil ihr nur bekleidete Figuren malt, brauchtet ihr das Nackte nicht zu kennen, bedenkt aber dabei nicht, daß der Mensch doch früher da war, als Hosen, Strümpfe und Röcke und ich sehe in gar vielen Genrebildern eben nichts Anderes, als zusammengestapelte Schneiderlumpen mit einigem Sinn für Lichteffekt."

Franz erwiederte lachend: „Der Alte hat seine Theorie aus der Praxis und eine solche ist doch nur allein etwas werth. Trotzdem muß es euch bei den Compositionen, die euch von Jugend an immer verschweben und die ausschließlich Gegenstände unseres wirklichen Lebens behandeln, doch etwas curios vorkommen, wenn ihr so lange nach der Antike und dem nackten Modell zeichnen müßt."

„Anfangs ist es auch," erwiederte Dolph, „als ob man in spanische Stiefeln geschnürt würde und man hat einige Langeweile dabei."

„In der That," bemerkte Franz, „ich kann es noch nicht begreifen, weßhalb man nicht eine besondere Klasse der Genremalerei mit einem tüchtigen Manne dieses Faches an der Spitze errichtet."

„Ich nahm mir mal die Freiheit," erwiederte Dolph, „mich

in diesem Sinne zu äußern, da der bei weitem größere Theil der Studirenden dies Fach ergreift; allein man erwiederte mir: wenn Jemand eine nackte antike Figur, eine edle Gewandfigur in Lebensgröße, sowie einen tüchtigen Akt richtig zeichnen gelernt, so wird es ihm leicht werden, jeden Gegenstand unseres wirklichen Lebens nicht allein geschickt wiederzugeben, sondern auch möglichst poetisch und stilvoll aufzufassen. — Anfänglich hat es mich Mühe gekostet, dieser Lehre zu folgen, jedoch habe ich sie völlig durch meine Erfahrung bestätigt gefunden."

„In einem gewissen Sinne ist es mir ebenso ergangen," bemerkte Franz, „ich habe auch im Antikensaale gezeichnet und sehr wohl erfahren, daß meine landschaftlichen Studien sich sehr vortheilhaft vor denen auszeichneten, die ich früher auf eine ganz naturalistische Weise gemacht hatte, denn sie erhielten dadurch von selbst eine ideale Färbung."

Während dieses Gespräches hörten sie hinter sich den Schlag einer Nachtigall nachmachen. „Das kann kein Anderer sein," rief Dolph aus, „als unser Haupthahn, denn wo schlagen an einem Novemberabende jemals Nachtigallen? — Das ist ein Allerweltskerl, er besitzt wirklich eine unglaubliche Fähigkeit, Alles, was er hört und sieht, trefflich nachzumachen."

„Er malt eigentlich," fiel Franz ein, „die Landschaft ebenso gut als die See; seine Staffagen würden dem besten Genremaler Ehre machen."

Jener war näher gekommen und die Freunde fragten ihn lachend: „Du denkst wohl bei deinen Nachtigalltönen an eine heitere Frühlingslandschaft?"

„Ich vertreibe mir die Zeit mit Naturphantasien," war seine Antwort, „um den abgeschmackten Kerl von Philosophen

und die rauchige Kneipe zu vergessen. Wenn das so fortgeht, so werden wir doch bei aller Gutmüthigkeit zu einem verrückten Geschlechte und bei der Nase herumgeführt von heruntergekommenen Demagogen, die im Trüben fischen wollen."

„Du hast jederzeit zu viel gesunden Menschenverstand gezeigt und deine Kunst zu sehr geliebt, um an dem albernen Zeuge Gefallen zu finden," sagte Dolph.

„Mich dauern," rief der Haupthahn, „meine armen guten Kameraden, viele unter ihnen meinen es ehrlich und besitzen auch viel Kunsttalent, allein es ist eine geistige Epidemie unter alle Menschen gefahren; weshalb sollten auch sie nicht davon angesteckt werden?"

„Ja, die Vaterlandsliebe," fiel Dolph ein, „macht jetzt aus jedem Karrenschieber einen philosophischen Politiker und die schwierigsten Fragen werden in den Kneipen verhandelt. Aber sag' mal, was treibt dich denn noch hier heraus? Wo willst du denn noch hin?"

„Ich könnte euch das mit mehr Recht fragen," erwiederte jener, „ihr wohnt ja grade am entgegengesetzten Ende der Stadt; ich glaube, ihr wollt noch irgendwo hier eine Serenade bringen?"

„Wir stellen es nicht in Abrede," fiel Franz ein, „wenn wir auch hier nicht wohnen, so lieben wir doch dies Stadtquartier am meisten."

„Ich werde eure Eifersucht erregen," rief jener lachend, „ich bin heute Abend zu dem neugebackenen Hofrathe eingeladen."

„Was?" riefen Beide, „hat er wirklich sein Ziel erreicht?"

„Ja," erwiederte er, „das Große ist geschehen und ich bin noch nicht mit mir einig, ob der Regierungspräsident oder die schönen Augen seiner Töchter dieses Wunder bewirkt haben."

Sie waren während dieses Gespräches an dem Hause ihrer Geliebten angelangt. Die Kronenleuchter brannten und man sah, wie sich Viele in den hell erleuchteten Zimmern bewegten.

„Es ist große Gratulation," rief jener, „und ich freue mich schon darauf, das süße Grinsen des alten steifledernen Herrn zu sehen."

Delph und Franz plagten innerlich vor Verdruß über den Vorzug, der einem ihrer Kameraden gegönnt war, und riefen Beide zugleich: „Nun, mach doch den Charmanten und grüß den alten Philister von uns!" Dieser aber rief lachend: „Ja, meine Herren, hätten wir den Professortitel, wir würden alle drei eingeladen; dort aber gilt der Rang, nicht das Genie; ich wollte euch nur foppen," und indem er Jedem einen leichten Schlag auf die Schulter gab, lief er davon. Sie hörten ihn noch aus der Ferne allerlei Vogelstimmen nachmachen, ein Tyrolerliedchen jodeln, und kehrten, nachdem sie vergebens die Gestalten ihrer Mädchen aus den oben Anwesenden herauszufinden versucht, sehr übel gelaunt in ihre Wohnung zurück.

Am folgenden Mittage speisten einige Fremde bei unserm invaliden Maler. Der Gegenstand des Gespräches lenkte sich auf Kunstakademien, deren Einrichtungen bei der damaligen Neigung, Alles umzuformen, vielfach öffentlich getadelt wurden. Einer der Anwesenden begann: „Ich bin selbst Professor einer Akademie und habe in meinem Amte vielfache Erfahrungen gemacht, zuweilen sogar bezweifelt, ob solche Anstalten zum wahren Nutzen der Kunst dienten; allein, wenn ich die gegenwärtige Zeit betrachte, so möchte ich glauben, daß ein Treibhaus zur Erhaltung der Pflanze der Kunst nothwendig

ist, wenn sie nicht in der winterlichen Atmosphäre unserer Zeit erfrieren soll. Vielleicht wird auch diese edle Pflanze einmal wieder durch milde Frühlingslüfte angehaucht, und dann mag es Zeit sein, die Akademien für überflüssig zu erklären."

„Allerdings," fiel der Alte ein, „verhält sich die Kunst jetzt wie ein in fremdes Klima versetztes tropisches Gewächs."

„Wo ist sie denn eigentlich zu Hause," fragte sein Enkeltöchterchen, „wo kommt sie denn her? Großpapa?"

„Sie ist das Mädchen aus der Fremde, mein Kind," erwiederte der Alte, „welches der große Schiller besingt. Sie kommt aus dem Lande der Poesie und der guten Gedanken; nur können bisher die Geographen leider weder die Lage ihrer Heimath genau angeben, noch den Weg dahin bezeichnen, daher sagt der Dichter auch: Man wußte nicht, woher sie kam."

Das vierzehnjährige Mädchen sah den Alten erstaunt und fragend an, und er fuhr fort: „Ich will es dir zu erklären versuchen, so weit ich es selbst zu fassen vermag. — Ehe der Mensch durch Ungehorsam gegen die Gebote Gottes in den sündigen Zustand verfiel, lebte er in jenem Lande, wo die Poesie und Kunst heimisch sind. Seine angeborene Natur war das Leben im Guten und Schönen; erst als er durch die Schuld des Ungehorsams aus diesem seligen Orte vertrieben wurde, erkannte er den unendlichen Werth des verlornen Schatzes, durch die Sünde die Tugend, durch die Häßlichkeit die Schönheit, durch das innere Elend den inneren Frieden. Seit jener Zeit lebt in dem Herzen des Menschen eine unbefriedigte Sehnsucht, in diesen seligen Zustand zurückzukehren, und wenn du ein schönes Kunstwerk siehst, ein schönes Gedicht oder eine schöne Musik vernimmst, so sind alle diese Dinge

Klänge aus jener ursprünglichen Heimath, welche in der begeisterten Seele des Menschen wiedertönen. Der Baum der Poesie blüht zwar immerfort im Paradiese, doch neigen sich zuweilen bei günstigem Winde einige Zweige desselben so tief zur Erde, um ihren Blüthenduft auf besonders begabte Seelen auszuhauchen. Dann entstehen die klassischen Werke von ewigem Gehalte."

„Wann weht denn dieser günstige Wind?" fragte das Kind weiter.

„In solchen Zeiten," fuhr der Alte fort, „wo die Menschheit von der Sehnsucht nach dem Urzustande am heftigsten ergriffen ist, wenn gleichsam alle Zustände des irdischen Daseins, alle Lebensverhältnisse das Gepräge dieser Sehnsucht tragen, wenn, mit einem Worte, die Religion alle ihre Schritte regelt." —

„Hat es denn jemals solche Zeiten gegeben?" fragte das Mädchen.

„Die Mehrzahl der Menschen hat niemals diese Sehnsucht nach dem Ewigen durch ihre Handlungen bethätigt," fuhr der Alte fort, „und obgleich die Kreuzzüge aus Uebermaß von Phantasie und Gefühl hervorgingen, so zeigt dennoch die Geschichte, daß die meisten Theilnehmer nicht vom heiligen Geiste erfüllt waren. Der Unterschied jener Zeit mit der unsrigen liegt wohl insbesondere darin, daß diese religiöse Begeisterung, diese Sehnsucht nach dem Himmel den damaligen Menschen als das Höchste galt, ja, daß sogar die Begabtesten unter ihnen wahrhaft davon erfüllt waren. Die Intelligenz der damaligen Generation war, mit einem Worte, eine gläubige und daher entstanden Werke, die von ihrer göttlichen Abstammung Zeugniß gaben. Es waren Zeiten, wo das Höchste als solches auch allgemeine Geltung hatte, wo das Ziel klar

war, und der gesunkene Mensch durch das ungetrübte Licht des Glaubens immer wieder auf den rechten Weg gelangen konnte."

„Ist es nicht hart," fragte einer der Gäste, „das Streben nach jenem Ziele unsern Zeitgenossen ganz abzusprechen?"

„Das kommt mir auch nicht in den Sinn," entgegnete der Alte, „jeder ist in dieser Beziehung seines ewigen Geschickes Schmied, und ich enthalte mich durchaus alles Urtheils über den Einzelnen; im Allgemeinen aber schufen jene Zeiten nicht allein die bewunderungswürdigen Dome, Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude, reich ausgestattet mit den Erzeugnissen aller Künste, sondern auch jedes Haus, jede einzelne Wohnung enthielt eins oder mehrere Kunstwerke, ein Crucifix oder Marienbild mit dem Jesuskinde oder sonstige heilige Darstellungen, als Zeugniß, daß der Glaube an eine Rückkehr zu einem seligen Zustande noch nicht erstorben war. So war die Kunst ein Lebensbedürfniß und ein Kunstwerk so nöthig wie ein Tisch oder Bett."

„Was immer noch vorhanden, ist das Schönheitsbedürfniß," bemerkte ein Anderer, „allerdings hat dies nur ein verhältnißmäßig kleines Publikum, da höhere Bildung niemals Gemeingut werden kann."

„Eben dadurch," fiel der Alte ein, „sinkt die Kunst von ihrer religiösen Bestimmung zum Gegenstande eines verfeinerten Luxus herab. Aber auch eine solche Epoche, ein solches Surrogat wird nicht lange verhalten, und wir sehen jetzt die Häuser der reichsten Banquiers und Fabrikherren nur mit kostbaren seidenen Tapeten geschmückt, auf welchen höchstens die meist mittelmäßigen, langweiligen Portraits ihrer Familienmitglieder prangen, so daß man oft wünschen möchte, es hinge

lieber gar nichts darauf." Alle lachten und er fuhr fort: „Wenn wir dies genau betrachten, so hat in neuerer Zeit allein der berechnende Verstand auf den materiellen Lebensgenuß hinzielend, alle höheren Bedürfnisse der Seele so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß nur ein sehr geringer Theil der menschlichen Thätigkeit der Betrachtung idealer Dinge geweiht bleibt. Die Naturwissenschaft mit ihren schätzenswerthen und mannigfaltigen Ergebnissen, die mechanischen Erfindungen mit ihren Eisenbahnen und Maschinen aller Art, die ausgebildeten finanziellen Spekulationen mit ihrer Fluth von Aktienunternehmungen haben jede theosophische Bestrebung, welche immer ideale Erzeugnisse hervorbrachte, gleichsam vernichtet; sehr kluge Leute finden jetzt weit mehr Vergnügen darin, ihre werthvollen Bank- und Seehandlungsscheine, ihre Pfandbriefe, ihre Hagel- und Feuerassekuranzpapiere, ihre Spanier, Franzosen und dergleichen zehn Mal anzusehen, als ein einziges Mal ein Bild von Rafael oder Titian. Ja, es giebt sogar englische Große, in deren Gallerien an jedem Bilde ein Zettel befestigt ist, worauf der Ankaufspreis vermerkt steht, damit Jedermann den Geldwerth desselben erkennen kann."

„Sie leiten also die Nothwendigkeit der Akademien in unserer Zeit," äußerte ein Anderer, „hauptsächlich davon ab, daß die gegenwärtige Kunst weder ein religiöses Bedürfniß, noch ein weitverbreitetes und absolutes Schönheitsbedürfniß ist?"

„Allerdings!" erwiederte der Alte, „und es ließe sich historisch nachweisen, daß in der Blüthezeit der Kunst noch keine Akademien vorhanden waren. Wir finden zwar schon künstlerische Verbrüderungen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Florenz, doch haben sie einen von den gegenwärtigen

Akademien völlig verschiedenen Charakter; es waren vielmehr geistliche Brüderschaften, zumeist aus Künstlern zusammengesetzt, welche sich zu kirchlichen Zwecken vereinigt hatten. Ihr Schutzpatron war der heilige Lucas und sie besaßen Statuten, welche sowohl das Verhältniß unter ihnen selbst, als auch zu ihren Gehülfen und Lehrlingen regelten. Fast in allen Beziehungen ähnelte dies den Innungen der Handwerker und beruhte gänzlich auf christlichen Grundsätzen. Diese Einrichtung bestand bis gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts und wir besitzen noch eine historische Notiz im Vasari, daß der Lehrling Michel Angelo Buonarotti von dem Meister Ghirlandajo für acht Goldgulden jährlich in den Dienst genommen wurde. — Unter dem Herzoge Cosmus von Medicis entstand eine sogenannte Academia, deren Mitglieder er selbst aus den berühmtesten Künstlern Toscana's erwählte. Jedoch war dies keineswegs eine Kunstlehranstalt, sondern bezweckte vielmehr den geistigen Austausch der Mitglieder in regelmäßigen Versammlungen, in denen der Herzog selbst seine Kunstprojecte zur Beurtheilung vorlegte. Fast ein Jahrhundert später finden wir zur Zeit der Caracci in Bologna einen Verein von Künstlern, welche in den Abendstunden nach dem lebenden Modelle zeichneten und sich auch den Titel Academia beilegten; doch war dies noch kein vom Staate ausgehendes oder unterstütztes Institut. — Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entstand während des Aufenthaltes des berühmten Lebrun, nachherigen Hofmaler Ludwigs XIV., die Akademie von St. Luca zu Rom, welche eine Bildhauer-, Maler- und Zeichenschule war und mit reichen Mitteln ausgestattet wurde. Nach Lebruns Rückkehr nach Paris geschah ein Gleiches unter den Auspicien Ludwigs XIV., der gleichsam zur Vollendung der höhern Kunst

studien die französische Akademie in der Villa Medicis zu Rom errichtete und überaus reich ausstattete. Diese Institute bestehen noch bis auf den heutigen Tag. Auch war des Königs Beispiel so folgenreich, daß es wenige Staaten in Europa geben möchte, welche nicht etwas Aehnliches aufzuweisen haben."

„Es läßt sich doch nicht leugnen," bemerkte der Professor, „daß dadurch die Kunstfertigkeit, sowie deren Einwirkung auf die Gewerbe außerordentlich verbreitet worden ist."

„Gewiß nicht," erwiederte der Alte, „die guten Institute dieser Art haben gerade soviel geleistet, als man von ihnen verlangen kann; allein sowenig das beste Gymnasium einen guten Dichter schafft, ebensowenig vermag eine Akademie einen großen Künstler hervorzubringen."

„Was schafft aber den großen Dichter und Künstler?" fragte ein Anderer.

Der Alte antwortete: „Gott und der Geist der Zeit, in welcher das Künstlergenie entsteht; ersterer verleiht die großen Anlagen, letztere hilft sie entwickeln. — Obgleich nun unsere Zeit zwei große Mäcene auf den Thronen gesehen, welche einen mächtigen Antrieb zur Entwicklung einer höheren Kunst gegeben haben, obgleich durch sie manches wahrhaft Schöne entstanden ist und auch wenigstens einige vornehme Herren ihrem Beispiele gefolgt sind, so ist es dennoch zweifelhaft, welche Gattung von Kunst die Oberhand behalten wird, da das Kunstbedürfniß der Masse sich nur auf Landschaft und Genremalerei beschränkt.

„Größtentheils betrachten die Staatsmänner unserer Zeit alle Museen, Akademien, Kunstausstellungen als Staatsluxusartikel, als eben nichts anderes denn ein brillantes Silberservice auf einer fürstlichen Tafel."

„Allenfalls," fiel der Alte ein, „zu einem guten Zeitvertreib für einen Fremdenbesuch, wenn die Parade vorüber ist! Jedoch hängt dies sehr von der Sinnesweise der hohen Fremden ab und ich bin, dem Himmel sei Dank, auch Vielen begegnet, welche aus Pflicht die Parade und aus Neigung die Gallerien besehen haben."

„Da Sie im Eingange des Gespräches," sagte eine Dame zu dem Alten sich wendend, „selbst bemerkten, es habe in der wahren Blüthezeit der Kunst weder Akademien noch Museen gegeben und diese Blüthezeit hauptsächlich auf die religiöse Richtung gründeten, so frage ich Sie, welcher einzelne Mensch, sei er auch der Mächtigste, ist im Stande, eine solche zu erneuern?"

„Keiner!" rief lebhaft der Alte, „erst wenn das Wissen dem Glauben wiederum aufrichtig die Hand reicht und die Nothwendigkeit erkennt, sich demselben unterzuordnen, dann kann eine Kunstepoche entstehen, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Eine solche würde sich jetzt zu der früheren verhalten, wie die bewußte Unschuld des Mannes, welcher die Verlockungen des Irrthums kennt und ihn freiwillig meidet gegen die bewußtlose Unschuld des Kindes."

„Bis dahin hat es noch gute Weile," fiel der Inspektor ein, indem er sein Glas leerte.

„Ja, uns Beiden wird bis dahin längst alles Kopf-, Hals-, Zahn- und anderes Weh vergangen sein," erwiederte Jener ihm das Glas wieder voll schenkend, „laß uns auf bessere Zeiten trinken!"

Alle stießen fröhlich die Gläser zusammen, und einer bemerkte: „Bei aller Geringschätzung dessen, was die neuere Zeit in künstlerischer Beziehung hervorgebracht, möchte ich doch

die Museen und Gallerien nicht gerne wieder verschwinden sehen, denn sie tragen wesentlich zur Erhebung und Vervollkommnung des menschlichen Geistes bei."

„Halten Sie mich denn für einen solchen Barbaren," fiel der Alte ein, „daß ich Feuer an dieselben zu legen wünschte, wie jener Chalife Omar an die Bibliothek von Alexandrien, oder meinen Sie, daß ich den Geist des Mittelalters in allen seinen Beziehungen billigte und die Welt gewaltsam dahin zurückschrauben möchte? Das fällt mir ganz und gar nicht ein; wenn wir nur zu dem früheren Guten das neue Gute noch hinzufügen könnten, dann würde die Welt allenfalls erträglicher herauskommen. Uebrigens zeugen die Prachtbauten neuerer Zeit mit ihrem Gesammtinhalte von dem entschiedenen Uebergewichte der gelehrten Welt über die Kunstwelt."

„Welche Gründe würden Sie dafür angeben?" fragte die Dame.

„Die thatsächlichsten, meine Verehrte!" erwiederte der Alte, „selbst wenn man zugiebt, daß ein vollständiges Museum Beispiele der Entwickelung einer jeden Kunstschule enthalten muß, so ist in fast allen derartigen Anstalten eine solche Masse Mittelmäßiges und Ueberflüssiges aufgehäuft und soviel Geld unnütz dafür verschwendet worden, daß für die Werke talentvoller lebender Künstler wenig oder gar nichts mehr übrig bleibt."

„Man wird Ihnen hierauf entgegnen," sagte ein Herr der Gesellschaft, „dies sei eine oratio pro domo."

„Nun gut," rief lebhaft der Alte, „sollte es denn den lebenden Künstler im Bewußtsein schöpferischer Kraft nicht schmerzen, wenn er sieht, wie man längst Verstorbenen eine unfruchtbare Ehre erweist und heruntergekommenen, alt ade

ligen, italienischen Häusern durch den Ankauf ihrer ererbten Gallerien wieder aufhilft? Wenn dies mit richtigem Sinne und gehöriger Auswahl geschähe, so ließe es sich noch allenfalls rechtfertigen, denn kein vernünftiger lebender Künstler bildet sich ein, etwas so Vollendetes wie Rafael, Michel Angelo oder Titian zu schaffen, allein man kauft so viel Mittelmäßiges, gebärdet sich aber dabei, als ob kein Lebender so etwas hervorbringen könnte, sodaß Letzterem wohl am Ende der Muth sinken muß. Man baut mit fast unerschwinglichem Aufwande große Museen, nicht allein für griechische, italienische, spanische und deutsche alte Kunstwerke, sondern sogar für ägyptische Mumien und Gräber, für Gipsabgüsse nach antiken Statuen, für geschnittene Steine, Handzeichnungen und Kupferstichsammlungen, und dem lebenden Künstler gönnt man in den ungeheuren Prachträumen nicht ein Plätzchen, wo er sein Bild in gehörigem Lichte aufstellen kann. Man fragt sich vergebens, warum so viel für die Todten und so wenig für die Lebenden?"

„Kennen Sie aber auch den Grund dieser irrthümlichen Zeitrichtung?" fragte die Dame.

„Suchen Sie ihn nicht bei den Herrschern," erwiederte der Alte, „noch bei deren Ministern; er liegt meiner Meinung nach in der vorherrschend gelehrten Richtung unserer Zeit. Zu meiner Ueberraschung habe ich häufig erfahren, daß die Kunstgelehrten, mit wenigen Ausnahmen, zwar mit reichlichem Wissen und sehr richtigen Grundanschauungen ausgestattet sind, dennoch, wenn sie dieselben auf einzelne Kunstwerke anwenden wollen, gänzlich fehl schießen, das Mittelmäßige, wenn es nur historisch dokumentirt ist, über Gebühr preisen, und das Genialste, wenn es das Unglück hat, neu zu sein, verkennen. Dies hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die an sich

schätzenswerthe Gelehrsamkeit nicht hinreicht, das Genie der Kritik zu ersetzen, im Gegentheil das gesunde vernünftige Urtheil verwirrt."

„Und doch bilden sie die Autoritäten für die entscheidenden Behörden," bemerkte der Professor.

„Was hat ein solcher Gelehrter auch für ein Interesse bei einem modernen Bilde? Jedermann kennt den Autor, kennt den Gegenstand, kennt die Weise wie das Kunstwerk entstanden ist: weil er sich nun bei der Sache für überflüssig hält, hält er auch die Sache selbst für überflüssig, und der lebende Künstler kann gewiß sein, daß er keinen kälteren und theilnahmloseren Beschauer seiner Arbeiten findet. Der anerkannte und gefeierte Künstler, aber auch nur er allein, entzieht sich ihrem Einflusse."

„Im Ganzen mag es sich so verhalten," bemerkte ein Anwesender, „doch glaube ich, Sie thun Einzelnen unter den Gelehrten Unrecht, welche aus wahrem angeborenem Geistesbedürfnisse schreiben, und wenngleich kein großes, doch ein sehr edles Publikum für die Kunst heranbilden."

„Das gebe ich nicht allein zu," erwiederte der Alte, „ich erkenne es sogar von ganzem Herzen an, auch tadle ich die Gelehrten nicht, wenn sie es vermeiden, sich in die Kritik der modernen Kunstwerke zu mischen, weil sie sonst mit frechen Idioten Lanzen brechen müßten, allein ich halte es für einen Irrthum, wenn ein Regent einen Gelehrten zum Ankauf von Kunstwerken aussendet, welcher zwar die Fähigkeit besitzt in Archiven die Dokumente über die Aechtheit eines Bildes oder sonstigen Kunstwerkes zu prüfen, dem jedoch der natürliche Blick und die gehörige Erfahrung mangelt, um zu erkennen, ob das anzukaufende Stück ein schönes oder mißlungenes, ein restaurirtes oder ein unberührtes Kunstwerk dieses oder jenes

Meisters ist. — Entscheidet denn der innere geistige Werth nicht mehr als der Name? Es hat in der That nur äußerst wenig Künstler gegeben, von denen alles unbedingt schön genannt werden kann."

„Der Uebelstand wäre zu vermeiden, wenn man einen genialen und gebildeten Künstler mit einem tüchtigen Kunstgelehrten zusammenspannte," bemerkte der Professor, „einer würde das Mangelhafte des Anderen ersetzen."

„Gewiß," entgegnete der Alte, „und wenn man behauptet, zwei Reisende kosten mehr als einer, so kaufe man lieber etwas weniger an Zahl und man wird mehr an Gehalt kaufen."

„Es liegt in der Natur des Menschen," bemerkte der Inspektor, „jeder will sein geistiges Besitzthum so hoch an den Mann bringen, als er irgend kann. Der Kunstgelehrte lebt von dem, was die alte Kunst geschaffen hat, mithin interessirt ihn die Geltung derselben am meisten. Der lebende Künstler aber besteht durch das, was er selbst täglich schafft, es liegt mithin im Urtheile und Geschmacke des Publikums, an welcher Klasse von Leuten es am meisten Gefallen findet."

„Wenn unsere Arbeiten nur halb so milde beurtheilt würden," rief der Alte, „als die Werke alter Künstler, es würde den Meisten unter uns nicht so schlecht gehen! Mehrmals habe ich auf Ausstellungen Menschen bemerkt, die wahre Freude an einem Bilde hatten, und Lust es zu kaufen bezeugten; am folgenden Tage aber fanden sie dasselbe in zwei oder drei Tagesblättern so heruntergerissen, daß sie, im Mißtrauen gegen ihr eigenes Urtheil, das Geld in der Tasche behielten, indem sie wegen ihres schlechten Geschmackes ausgelacht zu werden fürchteten."

„So dominirt also," rief der Inspektor, „das Lumpenpapier und die Druckerschwärze!"

„Und der noch größere Lump von Kritiker!" fiel der Alte lachend ein, „wenn doch das Publikum wenigstens dahin käme, sich auf seine eigene Faust zu irren, um sich nicht von jedem, der keck genug ist zu schreiben, bei der Nase herumführen zu lassen! Leider ist es nur allzuwahr, daß trotz des gebräuchlichen Sprüchwortes: Es ist gelogen wie gedruckt, die Presse meistentheils einen verderblichen Einfluß auf das öffentliche Urtheil ausübt."

„Hierzu kommt noch," fügte der Professor hinzu, „daß bei den gegenwärtigen politischen und confessionellen Zerwürfnissen der dargestellte Gegenstand, sowie die Person des Künstlers von entscheidendem Einfluß ist, und man findet nur sehr Wenige, welche ein Werk von rein ästhetischem Standpunkte zu betrachten im Stande sind."

„Wie dem auch sei," bemerkte der Alte, „wir leben einmal in dieser Zeit und müssen darin verbraucht werden; ich habe mein ganzes Leben lang gegen den Strom geschwommen und wenn ich zurückschaue, so meine ich doch, daß die Kunst auf einem ganz anderen Standpunkte steht, als zu Anfange dieses Jahrhunderts."

Darin stimmten Alle überein, erhoben sich und gingen in den Garten, wo sie während des Kaffes ihre Kunstgespräche mit großer Heiterkeit fortsetzten.

Fünftes Kapitel.

> Mit herkulischer Kraft vertilge die Häupter der Hydra,
> Und mit des Feuers Gewalt tödte das Schlangengewächs!
> Gerne hätt' ich's gethan, doch wachsen sie immer aufs Neue,
> Aber ich zeugt' ein Geschlecht, welches vollendet den Kampf.

Man pflegt diejenigen als glücklich zu preisen, denen die gütigen Götter bei der Geburt die Laufbahn klar vorgezeichnet, worauf sie ihre Kräfte zu entwickeln, zu messen haben. Da ist kein Schwanken weder für sie selbst, noch für ihre Erzieher, vielmehr erscheint ihr Loos eine göttliche Mission, unwiderstehlich alle Hindernisse und Schranken durchbrechend. Die Genies sind in ihrem Berufe die geborenen Führer und Leiter

ihrer Umgebungen und bereiten deren Zukunft, entweder zum Heile oder zum Verderben. Ist ihr Streben ächt, so erheben sie mächtig die von ihnen gewählte Geistesrichtung; suchen sie jedoch nur sich selbst, so vernichten sie oft sogar noch das schon vorhandene Gute. Es ist ihnen viel gegeben und daher wird viel von ihnen gefordert werden. Ihre eigene Zeit vermag selten ein gerechtes Urtheil über sie zu fällen, späteren Geschlechtern jedoch bleibt das Endurtheil vorbehalten. Aber keinem Sterblichen ist bei seiner Geburt ein Geschenk ohne Gefahr verliehen. Das scheinbar Beneidenswertheste, das Genie, ist vielleicht das Gefährlichste, denn nicht selten scheitert es an der Klippe des Stolzes. Im Vollbewußtsein der Kraft bildete Prometheus Gestalten und hauchte ihnen durch das den Göttern entwendete Feuer das Leben ein. Er dünkte sich ihnen gleich, sie aber schmiedeten ihn an den Felsen, der Geier nagte täglich an seiner Leber und ließ ihn schmerzlich empfinden, daß er nur ein Mensch sei. Die Töchter des Nereus klagten und weinten zu seinen Füßen, sie liebten ihn, konnten ihm aber nicht helfen, denn sein unbändiger Stolz hatte den Zorn des höchsten Gottes erregt. Sinnreiche Mythe, die eine ewige Wahrheit in sich schließt! Und doch zeigt uns die Geschichte, wie die göttliche Vorsehung, in richtiger Würdigung menschlicher Schwachheit, einem großen Genius gleiche oder ähnliche Geister an die Seite stellt. Unmittelbar auf Aeschylus folgte Sophokles; neben Virgil stand Horaz; fast zu gleicher Zeit blühten Dante, Petrarca und Boccaccio; Michel Angelo und Rafael waren Nebenbuhler; Mozart und Gluck machten sich den Vorrang streitig. Wo ein Geistesfach im Aufschwung begriffen ist, zeigen sich gleichzeitige Koryphäen. Neben Goethe steht ein Schiller in der Dichtung; neben Cornelius ein

Overbeck in der bildenden Kunst. Unverkennbar scheint der Zweck dieser providentiellen Fügung, welche einerseits die Emporstrebenden vor Erschlaffung bewahrt und andererseits die leicht mögliche Selbstvergötterung verhindert. Wer in der Nähe solcher Geister lebt, wer die Bedingungen ihrer Entwickelung aus eigener Anschauung kennt, wird, wenn auch als Zeitgenosse, ihre großen Eigenschaften wie ihre Mängel, insofern keine Leidenschaft seinen Blick trübt, doch am richtigsten zu würdigen wissen. Dies waren die Gedanken unseres invaliden Malers, als er im Begriffe stand, die biographische Skizze eines der berühmtesten Künstler seiner Zeit zu diktiren.

Peter Cornelius erblickte das Licht der Welt zu Düsseldorf im Jahre 1783 (27. September), woselbst sein Vater an der dortigen Kunstakademie die Stelle eines Inspektors bekleidete. Zu jener Zeit befand sich dort noch die berühmte Bildergallerie, welche später mit sehr zweifelhafter Berechtigung nach München übergesiedelt wurde. Sowohl diese, als auch die reiche Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, deren Ansicht dem Knaben jederzeit zu Gebote stand, entzündeten nicht allein den Funken seines künstlerischen Genius, sondern sein angeborenes richtiges Gefühl ließ ihn auch bald die falsche Kunstrichtung seiner Zeit und seiner eigenen Lehrer erkennen. So unzweifelhaft auch die Ordnung in der Welt auf der Tugend des Gehorsams beruht, so giebt es doch Zeiten des Verfalles, in welchen ein jugendliches Genie berechtigt erscheint, Richtung und Methode seiner eigenen Lehrer zu bekämpfen. Anfangs hat es den Anschein einer Rebellion, bald aber müssen die Klügern und Bessern zugeben, daß nur auf diesem Wege dem oft unbewußten Schlendrian ein Ende zu machen war. Es ist beachtenswerth, daß auf sehr verschiedenen Punkten Deutsch-

lands zu gleicher Zeit, mehrere Kunstjünger sich in entschiedener Opposition mit ihren Lehrern befanden, sowie Cornelius.

Er verlor früh seinen Vater und wurde dadurch genöthigt, durch Arbeiten, die seinem Fortschreiten keineswegs günstig waren, seine Mutter und Geschwister zu unterstützen. Ueberdies erzählt man, daß er von dem einflußreichsten Lehrer der Akademie aus künstlerischem Neid eher verfolgt als unterstützt wurde. So traten nun von allen Seiten hemmende und ungünstige Umstände ein; der gänzliche Mangel einer guten Schule, der Kampf mit den eigenen Vorgesetzten, der nothwendige Broderwerb würden einen Minderbegabten ohne Zweifel gelähmt haben. Sein feuriger Geist aber brach sich Bahn und kaum den Jünglingsjahren entwachsen, setzte er Deutschland durch den Cyclus seiner Compositionen aus Goethes Faust in Erstaunen. — Hier offenbarte sich der ganze Reichthum seiner dichterischen Phantasie; Niemand zweifelte mehr an seinem Künstlerberufe, und nur die, welche wissen, wie weit der Weg von einer Handzeichnung zu einem vollendeten Bilde mit lebensgroßen Figuren ist, vermochten zu erkennen, wie viel ihm zur Meisterschaft etwa noch fehlen würde.

Die Mängel in seinen spätern großen Werken sind daher lediglich den widerwärtigen Umständen seiner Jugend zuzuschreiben. Es fehlte ihm die geistige und materielle Unterstützung, und es gehört sein bewunderungswürdiges Genie dazu, welches ihn bei so mangelhaften Kenntnissen in der Casa Bartholdi zu Rom die beiden großen Frescobilder aus dem Leben Josephs schaffen ließ, von denen das eine: „Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen giebt,“ zu seinen gelungensten Werken gezählt werden muß.

Mehrere seiner Biographen stellen sein Wirken so dar, als

ob er *allein* zu jener Zeit eine bessere Richtung in der Kunst hervorgerufen und seine Studiengenossen ihm nur gefolgt seien: dies ist aber insoweit ein Irrthum, als Cornelius in Rom eine Anzahl junger Deutscher vorfand, welche auch ohne frühere persönliche Berührung mit ihm seine Ansichten und Grundsätze vollkommen theilten. Seine Einwirkung auf dieselben beschränkte sich lediglich darauf, daß sein anregender und vielumfassender Geist Manches in ihnen früher zur Entwickelung brachte. Denn in den Hauptzwecken waren alle jene Männer, die sich in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Rom vereint fanden, in Uebereinstimmung, so sehr sie auch später in der Methode, dieses Ziel zu erreichen, von einander abwichen, und wenn Cornelius' direkte Einwirkung auf jüngere Talente nach meiner Ansicht auch zuweilen schädlich war, da er ihnen immer sein eigenes großes Genie zutraute, so hat sich dessen indirekte Einwirkung sowohl auf seine Zeitgenossen, als auch auf das ihm nachfolgende Künstlergeschlecht von unberechenbarer Wirkung und höchst wohlthätigem Einflusse gezeigt.

Kurz nach Vollendung dieser ersten Fresken erhielt Cornelius den Auftrag, einen Saal in der Villa des Marchese Massimi in der Nähe des Lateran mit Frescobildern aus Dante's **divina commedia** zu schmücken. Da diese ihrer mäßigen Ausdehnung halber dem Künstler mehr Zeit zu tiefem Studium in Bezug auf Ausführung gegönnt haben würden, so ist wirklich zu bedauern, daß nur zwei Cartons zu dieser, seiner Anlage so genuinen Aufgabe gefertigt worden sind, welche, im Besitze des Dr. Welter in Düsseldorf, den Beweis liefern, mit welcher Tiefe und Sorgfalt die Werke begonnen wurden; der interessante Originalentwurf in Aquarell ist im Besitze des Prinzen Johann von Sachsen.

Der ehrenvolle Ruf zu den kolossalen Werken, welche König Ludwig von Baiern in München ausführen ließ, unterbrach diese Arbeit und brachte seine Thätigkeit auf ein Feld, welches die wahren Verehrer seines Genie's ihm einige Jahre später gewünscht hätten, weil auch die größten Anlagen eine geraume Zeit zu ihrer technischen Ausbildung bedürfen. Damals wäre es möglich gewesen, die unverschuldeten Mängel seiner künstlerischen Erziehung auszugleichen. München war aber einem Treibhause vergleichbar, dessen Gärtner durch übermäßige Heizung mancher Pflanze nicht die nothwendige Zeit gönnte, sich so vollkommen auszubilden, als es, ihrer ursprünglichen Natur nach, möglich gewesen wäre. Nichtsdestoweniger sammelte sich um Cornelius ein Kreis höchst ausgezeichneter Künstler, deren Centralsonne er bildete, und auf die sein Geist mehr oder minder einen entscheidenden Einfluß ausübte. Durch diese Männer entstand zu München jener Reichthum von Kunstwerken, welche die Behauptung rechtfertigen, daß Niemand die Kunstleistungen *Deutschlands* kennt, der *jene* nicht gesehen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete Cornelius mit seinen Gehülfen und Schülern die großen Arbeiten in der Glyptothek und Pinakothek, deren spezielle Aufzählung sich in Naglers Künstlerlexikon verzeichnet findet, und die Ludwigskirche; auch wurde er zum Direktor der Kunstakademie befördert, welcher er jedoch, seiner großen Arbeiten halber, wenig Zeit widmen konnte.

In diese Epoche fällt der Glanzpunkt seiner Wirksamkeit, welche sich weit über Baierns Hauptstadt hin verbreitete. Ein Genie seiner Art wirkt so mächtig auf seine Umgebung, reißt diese so gewaltig in seinen Ideenkreis und seine Methode hinein, daß geringere Talente leicht in den Dünkel verfallen,

Aehnliches schaffen zu wollen, und dies hat zuweilen unbequeme Karrikaturen zur Erscheinung gebracht, welche sich nur deshalb groß dünkten, weil ihr Meister groß war. Denn wir haben junge Künstler aus seiner Schule gesehen, welche mit frecher Naivität falsche Conture figurenreicher Compositionen zeichneten und dasjenige Stil nannten, was Manier war. Ungerecht wäre es aber, solche Erscheinungen dem großen Meister zuzuschreiben.

Im Jahre 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde Cornelius nach Berlin berufen, um einen Cyclus von Frescobildern für das zu erbauende Campo Santo auszuführen. Hier eröffnete sich ihm ein weites Feld religiöser Darstellungen, sowohl historischer als symbolischer Natur. Dem kunstliebenden Publikum sind die dazu gehörenden Compositionen bereits durch den Stich bekannt geworden. Die poetische Erfindung des Ganzen ist mithin vollendet, und wenn der Künstler auch bei der Ausführung der Cartons in Einzelheiten ändert, so sind doch die Hauptideen festgestellt. Ein Theil dieser großen Cartons ist schon vorhanden, und mit der Fortführung ist der Meister noch immer beschäftigt. Ungünstige Zeiten haben die Ausführung des Gebäudes bis jetzt unterbrochen und es bleibt allerdings zweifelhaft, ob der Schwanengesang des großen plastischen Poeten sich darin verewigen wird. Die symbolischen Compositionen für dieses Werk scheinen mir noch gelungener, als diejenigen der evangelischen Facta. Letzteren fehlt, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, die nothwendige Schlichtheit, Einfalt und Innigkeit der Empfindung, ein Mangel, welcher bei ähnlichen Darstellungen selbst in dem großen Michel Angelo unverkennbar ist.

Cornelius hatte das seltene Glück, zwei königliche Mäcene

zu finden, welche seinen Geist zu würdigen verstanden, denn ohne diese hätte er vielleicht das Schicksal Carstens gehabt: durch sie vermochte er auf seine ganze Zeit zu wirken. So wohl ihm, als allen Männern jener Zeit wäre ein doppeltes Lebensalter zu wünschen, sie würden dann erst im Stande sein, den Keim ihres künstlerischen Wesens völlig zu entwickeln, denn als sie sich schon halb müde gelaufen hatten, konnten sie erst den Weg zu ihrem wahren Ziele erkennen; sie zeigten denselben ihren Nachfolgern, welche mit ihren frischen Kräften dasselbe zu erreichen verpflichtet sind.

Es scheint mir nicht unangemessen, hier einen der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit zu nennen, auf den Cornelius bei seinem Auftreten zu München einen entschiedenen Einfluß ausgeübt haben mag. — Ludwig von Schwanthaler*), Sprößling einer alten Bildhauerfamilie, war noch ein junger Mann, als Cornelius seine Arbeiten in der Glyptothek, welche durchaus mythischen Inhaltes sind, begann; dieser erkannte und benutzte sogleich das erfinderische Talent des jungen Bildhauers zu den damit zusammenhängenden Reliefarbeiten, und seiner Empfehlung mag es wohl zu danken sein, daß König Ludwig und dessen Architekt L. von Klenze, ihm ungeachtet seiner Jugend den größten Theil der Reliefarbeiten übertrugen, welche die öffentlichen Bauten Münchens schmücken. Man darf wohl behaupten, daß er in dem kurzen Zeitraume seiner Thätigkeit die ganze antike Mythe nach allen Seiten hin durchcomponirt hat, und eine solche Fülle Götter- und Heroenbilder geschaffen, wie es wenigen griechischen Künstlern gelungen sein mag. Er gleicht nach meiner Ansicht einem

*) geb. zu München 1802.

jener Ströme, die zeitweise vom Gebirge gewaltige Wassermassen herabführen, jedoch mehr noch in die Breite, als in die Tiefe gehen. Auch mögen äußere Umstände nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm diese Richtung zu geben, denn als er mit seinen glänzenden Talenten in der Arena der Kunst erschien, galt leider das multa oft mehr als das multum, und da an seinen Ideenreichthum immer neue Ansprüche gemacht wurden, so ließ man ihm keine Zeit, irgend ein bedeutendes Werk wahrhaft tief und gediegen in Marmor auszuführen. Eine große Aufgabe folgte der andern, wodurch er zu früh genöthigt war, eine Masse von Gehülfen und Schülern bei seinen Arbeiten anzustellen. Man sieht in allen diesen immer eine schöne Intention, doch ist die Ausführung mehr oder minder mangelhaft, je nachdem die Aufmerksamkeit des Meisters oder die Geschicklichkeit der Gehülfen dabei mitgewirkt haben.

Es tritt bei so großen Bildhauerwerkstätten, wie er sie besaß, eine verhängnißvolle Wechselwirkung ein; sein liebevoller und hülfreicher Charakter wollte Niemanden gern entlassen, den er einmal zur Beihülfe angenommen hatte. Dies veranlaßte ihn, bei seinem ausgebreiteten Rufe eine unabsehbare Masse von Aufträgen immer von Neuem anzunehmen, zu denen er meist nur die ersten kleinen Entwürfe zeichnete oder modellirte.

Da er später an einem langwierigen chronischen Uebel litt, welches ihn an sein Schmerzenslager fesselte, so geht Vieles unter seinem Namen, was in Bezug auf Ausführung dessen nicht würdig ist. Am meisten zeigt sich dies bei den kolossalen Portraitfiguren, Aufgaben, bei welchen eine gediegene Ausführung von weit höherer Bedeutung ist, als die Erfindung.

In jener Epoche der Münchener Kunst scheint die Betrachtung abhanden gekommen zu sein, daß eine einzelne Statue oder Gruppe, wie wir sie aus dem klassischen Alterthum besitzen, von viel höherer Bedeutung sein kann, als viele hunderte mit einem gewissen Geschick und graziösen Linien zusammengestellte Figuren, und daß ein Künstler in einem einzelnen Werke eine Fülle wahrer Schönheit, Innigkeit der Empfindung und Reichthum der Vorstellung entwickeln kann, welche einen unauslöschlicheren Eindruck machen, als die figurenreichsten Werke.

Auch auf christlichem Gebiete soll Schwanthaler, ungeachtet seiner vorherrschenden Neigung zur antiken Mythe, sich versucht haben, doch kenne ich leider diese Arbeiten nicht.

Ein zu rascher und großer Erfolg kann für den aufkommenden Künstler eben so schädlich wirken, als ein Mangel an Aufmunterung, denn ersterer verleiht ihm eine falsche Sicherheit und einen unwillkürlichen Trieb zum Vielmachen; letzterer lähmt ihn, wenn sein Charakter und seine Liebe zur Kunst nicht sehr stark sind. Schwanthaler starb zu München in der Blüthe seines Mannesalters, allgemein betrauert.

Kaum waren diese biographischen Skizzen diktirt, als der Inspektor lachend in's Zimmer trat.

„Was stimmt dich denn so ungewöhnlich heiter?" rief ihm der Alte entgegen.

„Als ich eben in dein Haus treten wollte," erwiederte jener, „begegnete mir der neue Hofrath, aus Versehen nannte ich ihn „Herr Regierungssekretär" und ich lache noch über die Grimasse, womit er mir seine Standeserhöhung anzeigte."

Sie sprachen noch einige Zeit über die lächerliche Erscheinung dieses Mannes, der wirklich die ganze Glorie seines höhern Ranges genoß. Es schmeichelte ihm unendlich, am Abend im Verein beim Whistspiele jeden Augenblick an seine Standeserhöhung erinnert zu werden, ja man sagt sogar, daß ein Kellner sein Herz gewann, weil er ihn beständig Geheimrath titulirte. Allein auch bei ihm zeigte sich, wie wenig die Ehrsucht zu befriedigen ist, denn als er an demselben Abende hörte, wie ein Subalternbeamter in der Residenz zum geheimen Hofrath ernannt worden sei, loderte sein Ehrgeiz von Neuem mächtig auf und schwankte in der Sehnsucht nach dem Geheimen Hofrathstitel oder nach einem Orden. Hierüber wird Mancher lachen, der einer Minister- oder Generalstelle, oder dem Orden des goldenen Vließes oder gar einer Krone nachstrebt, und doch ist es nur dieselbe Leidenschaft in gesteigertem Verhältniß; denn wer von ihr erfaßt wird, leidet dieselbe Qual, und so war das Herz unseres Hofraths keineswegs ruhig, als er zur gewöhnlichen Stunde zum Abendessen in seine Wohnung zurückkehrte.

Seine Frau, nicht minder geschmeichelt von dem neuen Titel, hatte am Nachmittage in Gesellschaft ihrer jüngeren Tochter einem Damenkaffee beigewohnt. — Weniger ehrgeizig als ihr Gatte, lenkte sich ihr Streben bei der mütterlichen Zärtlichkeit nur auf die glückliche Verheirathung ihrer Töchter. Nach gewohnter Art waren in dieser Damengesellschaft zuerst die Dienstbotenverhältnisse, deren Liebes- und sonstige Abenteuer abgehaspelt worden, sodann war man nach und nach in die höheren Kreise hinaufgestiegen, und nachdem alles hinlänglich durchgehechelt war, wurde die Hofräthin durch die Mittheilung einer Dame aus der Residenz überrascht, wie des

Königs Majestät von den schönen Mädchen, in dem lebenden Bilde der Aurora, mit Entzücken gesprochen. Die Hofräthin konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß ihre Töchter dabei mitgewirkt hätten, wurde jedoch noch freudiger überrascht, als dieselbe Dame erzählte, der König habe bei der gegenwärtigen Ausstellung ein Genrebild und eine Landschaft von zwei hiesigen ausgezeichneten Künstlern, Namens Dolph und Franz, gekauft und sehr ansehnlich bezahlt. Alle Damen der Gesellschaft kamen darin überein, diese Bilder seien Meisterstücke gewesen, die ihren jungen Verfertigern große Aussichten eröffneten. Mutter und Tochter waren, wie natürlich, ungemein befriedigt nach Hause gekommen, wo sie die schwärmerische Henriette, die solche Gesellschaften wenig liebte, noch ganz vertieft in die Amaranth von Redwitz fanden, eine neue Dichtung, welche mit Recht das Herz eines jeden liebenden jungen Mädchens entzückt.

Die vier Personen fanden sich nun beim Abendessen zusammen, eine jede nach ihrer Weise in ihre Lieblingsträume versenkt. Die Hofräthin brach endlich das Stillschweigen, und da sie die schwache Seite ihres Gatten kannte, so erwähnte sie mit einiger Uebertreibung der Mittheilung der Dame aus der Residenz, legte aber ein besonderes Gewicht auf die Auszeichnung und den Gewinn Dolph's und Franz's durch den Ankauf ihrer Bilder von Seiten des Königs. Ihr Gatte, der längst ahndete, daß seine Frau die gute Verheirathung ihrer Töchter jederzeit im Auge habe, bemerkte: „Es sind charmante junge Leute, diese Maler, lustiger in der Gesellschaft, als unsere Referendarien, allein ihr Loos steht in der Luft, sie verdienen viel Geld, so lange sie Mode sind, dann tritt ein neuer und besserer auf und ihre Herrlichkeit ist aus."

„Das wird doch am meisten auf sie selbst ankommen,“ bemerkte die Mutter, „sie sind wie so viele andere Stände, wie Aerzte, Advokaten, Kaufleute den Wechselfällen unterworfen, allein, wenn sie Talent haben und fleißig sind, schlagen sie sich bei mäßigen Ansprüchen immer durch.“

Die jungen Mädchen waren bei diesem Gespräche nur zu sehr interessirt; da der Hofrath dies wußte, so besprach er das stattgehabte Fest und räumte ein, so etwas könne nur von Künstlern glücklich durchgeführt werden; als er sich aber später mit seiner Frau allein befand, sagte er: „Lehnchen, du fängst immer wieder von dem Dolph und Franz an, wenn sie nur wenigstens einen Professortitel hätten! Es giebt so ein Ansehen und schafft Eingang in die gute Gesellschaft; bei unserm Vermögen müssen wir auf so etwas halten.“

„Du siehst zu sehr auf das Aeußere,“ erwiederte sie, „die jungen Leute sind nicht allein brav, sondern letzthin soll der Regierungs-Präsident selbst geäußert haben, es liefen manche Professoren in der Welt umher, die nicht halb ihr Talent und ihre Kenntnisse besäßen.“

„Dann wäre er ganz der Mann,“ fiel der Hofrath ein, „um diese Ungerechtigkeit auszugleichen.“

Die gute Frau, welche vermittelst ihrer Tochter durch Dolph und Franz erfahren, daß dergleichen Titel weit eher durch Protection erworben würden, als durch künstlerisches Verdienst, sann noch lange auf ein Mittel, ihr Ziel zu erreichen, arbeitete sich ein Plänchen in ihrem Kopfe aus und fand erst spät die Nachtruhe.

Indeß waren Dolph und Franz erfreut und ermuthigt von dem glücklichen Erfolge ihrer Arbeiten am Morgen desselbigen Tages nach der naheliegenden schönen Ruhrgegend aufgebrochen,

in der Absicht, dort einige Tage zu verweilen und Studien nach der Natur zu zeichnen. Auch waren sie emsig bis gegen Abend damit beschäftigt und wollten eben nach ihrem Gasthofe zurückkehren, als sie einen jungen Bauer hinter seinem Pfluge stehen sahen. Es schien, als schriebe er in einem Buche, doch als sie näher kamen, sahen sie ihn zu ihrer Ueberraschung Figuren zeichnen, noch mehr aber erstaunten sie, als sie die Aufzeichnung des heiligen Abendmahles erblickten. Die heitre Abendsonne spiegelte sich in den hellglänzenden, ausdrucksvollen Augen des jungen Mannes und er erwiederte auf ihre Frage, wo er die Figuren, die er zeichne, gesehen habe: „Seht ihr sie denn nicht? Ich sehe sie alle dort in dem schönen goldenen Abendgewölke."

„O wunderbare Kraft der poetischen Phantasie!" rief Dolph aus, „sie sieht das in der Außenwelt, wovon die Seele in ihren innersten Tiefen erfüllt ist!"

Der junge Bauer verstand ihn nicht, sah ihn vielmehr lächelnd an und sagte: „Wenn ich die Pferde ausruhen lasse, vertreibe ich mir die Zeit mit Zeichnen."

„Zeichnet ihr nicht auch hier die Berge und Thäler, die schönen Wälder und den sich weit hinschlängelnden Fluß?" fragte Franz.

„Ich sehe dies gerne und es entzückt mich," erwiederte jener, „aber es fällt mir nie ein, es nachzuzeichnen, denn es drängen sich mir jederzeit Bilder von etwas Gehörtem oder Gelesenem auf, die mich gar nicht dazu kommen lassen."

„So charakterisirt unser Alter die ideale Richtung," sagte Dolph zu Franz; „der Idealist betrachtet und liebt die äußere Welt, um die inneren Erscheinungen der Einbildungskraft durch sie zu verwirklichen."

„So ist dieser junge Mann ein geborener Idealist!" rief Franz. „Sonst beginnt fast jedes Kunsttalent mit der getreuen Naturnachahmung, aber hier zeigt sich eine merkwürdige Ausnahme."

Sie ließen sich das Büchelchen geben und fanden zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine ganze Reihe biblischer Compositionen, welche, obgleich ungeschickt gezeichnet, dennoch einen großen Reichthum poetischer Motive enthielten.

„Ihr müßt sehr belesen sein," hub Dolph zu dem Bauer gewandt von Neuem an, „woher wißt ihr denn dies Alles?"

„Mein älterer Bruder," erwiederte jener, „bei dem ich als Knecht diene, besitzt eine biblische Geschichte, worin wir jeden Abend lesen, auch hat mir der Herr Pfarrer viele schöne Kupferstiche gezeigt, welche derartige Gegenstände vorstellten."

„Habt ihr noch mehr solche Zeichnungen gemacht?" fragte Dolph, „ich möchte sie auch sehen."

„Laßt mich nur diese Furche abpflügen, dann spanne ich aus, und wenn ihr Vergnügen daran findet, könnt ihr mich nach Hause begleiten, denn ich möchte euch selbst gern alle meine Zeichnungen zeigen." Hierauf bat er die beiden Freunde, ihm ebenfalls ihre Zeichenbücher sehen zu lassen, bewunderte ihre große Geschicklichkeit, äußerte jedoch wiederholt, es sei ihm bisher nie eingefallen, so etwas zu malen.

Die Sonne war untergegangen und Beide begleiteten ihn nach seinem einsamen Gehöfte. Sie kamen unterwegs an einer neu geweißten Scheune vorüber, auf deren Mauern Figuren in großem Maßstabe mit Kohle gezeichnet waren, welche Ereignisse aus dem Leben König Davids vorstellten. — Auf ihre Frage erzählte ihnen der Bauer, wie der Herr Pfarrer am vergangenen Sonntag früh so schön davon gepredigt, so daß

er sich am Nachmittage gedrungen gefühlt habe, diese Bilder, wie er sie nannte, hier abzumalen. „Ich stelle sie mir zwar in Farben vor, aber zum Großzeichnen habe ich nichts Anderes, als ein Stück Kohle vom Heerde, und ich muß mir doch auf irgend eine Weise Luft machen."

Bei ihrem Eintritte ins Haus fanden sie den ältern Bruder, der sie mit seinen beiden jüngsten Kindern auf dem Arme freundlichst empfing und in eine sehr reinliche Stube führte, wo sich seine Frau mit den älteren Kindern befand. Alles athmete Ordnung, Ruhe und Frieden; die Fenster waren geöffnet, die Abendluft spielte milde durch die Weinranken, welche dieselben überschatteten, und das Ganze bot den Anblick heiterer Genügsamkeit dar. Es kamen noch ein Knecht und mehrere Mägde hinzu und der Wirth nöthigte die Fremden zum Abendessen. Er selbst betete vor und nun ging es an die Vertilgung eines ungeheuren Napfes Milchsuppe und gewaltiger Berge von Zwiebelkartoffeln. — „Mein Bruder ist ein träumerischer Narr," bemerkte der Wirth zu dem dicken Franz, den er seines trefflichen Appetites wegen lieb gewonnen hatte. „Er ißt zuweilen Abends fast gar nichts und kritzelt mit seiner Gabel auf dem Teller und hört und sieht nicht, was um ihn vorgeht. Ich dachte, es käme von zu großer Müdigkeit, dann aber nimmt er seine Lampe und geht in seine Kammer und ich höre ihn mitten in der Nacht, wenn ich aufwache, noch immer rumoren."

Dolph aber war mit dem jungen Bauer, der Theodor hieß, so sehr in künstlerischem Gespräche begriffen, daß sie nichts von diesen Bemerkungen vernahmen. Nach dem Abendessen führte Theodor die Freunde in seine Kammer und sagte: „Wenn die Anderen zu Bette gegangen sind, so fängt meine

Lust erst an, ich zeichne die halbe Nacht und meine Schwägerin schilt mich aus über den vielen Oelverbrauch, sie will es jederzeit meinem Bruder sagen, doch thut sie es nie." Er zeigte ihnen hierauf noch eine Menge Zeichnungen, worunter sich auch Studien von Kopfbewegungen, nackten Armen und Beinen befanden, worüber Dolph ausrief: „Theodor, das müßt ihr offenbar nach der Natur gezeichnet haben." — „Das hab' ich auch," erwiederte dieser, holte zugleich ein großes Stück eines zerbrochenen Spiegels aus einer Ecke hervor und stellte es auf den Tisch.

„Wenn ich etwas nicht weiß," begann er, „und mir eine Stellung oder Bewegung nicht vorstellen kann, so setze ich die Lampe vor den Spiegel, kleide mich aus und zeichne sie dann nach mir selbst."

In der That fanden die Freunde diese Studien mit vieler Genauigkeit gezeichnet und es blieb ihnen kein Zweifel über das große Kunsttalent dieses jungen Mannes. Dabei hatte er eine für seinen Stand ungewöhnliche Klarheit des Ausdrucks. Dolph sah einige Bücher auf seinem großen Tische, wovon er eins in die Hand nahm; es war Hamlet nach der alten Eschenburgischen Uebersetzung. „Wie kommt ihr denn dazu?" fragte er erstaunt.

„Das will ich euch sagen," erwiederte Theodor. „Als ich vor fünf Jahren während meiner Dienstzeit zu D. in der Kaserne lag, wurden meine Kameraden mir unausstehlich. Da traf es sich, daß wir nach W. zum Manöver kommandirt wurden, ich wurde in einem Hause einquartiert, dessen Besitzer eine Leihbibliothek hielt. Da ich den Leuten in der Wirthschaft half, so gab der Hausherr, der meine Neigung erkannte, mir etwas zu lesen. Mir gefielen die Gedichte am

besten. Ich las dort ganze Nächte hindurch, Alles von Shakespeare, Schiller und anderen Dichtern, der Mann gewann mich endlich lieb und beim Abschiede sagte er: „Theodor, ich will euch diese Uebersetzung schenken." So kam ich in Besitz dieser vortrefflichen Werke und obgleich ich nachher manches Andere las, fand ich es im Vergleiche hiermit doch langweilig."

„Wie kommt es aber," fragte Dolph, „daß ich unter allen euren Compositionen keine Darstellungen aus diesen Büchern gefunden habe?"

„Ich versichere euch," erwiederte Theodor, „mich zieht nichts so sehr an, als die heiligen Geschichten; mein Herz ist am meisten von ihnen erfüllt und deshalb sehe ich sie am klarsten. Was die Leute in diesen Büchern sprechen und thun, gefällt mir sehr, doch, was ich in der biblischen Geschichte lese, geht mir weit darüber, denn das ist Wahrheit, und jenes nur, was die Schreiber sich ausgedacht haben; deshalb komme ich immer zu dieser Geschichte zurück."

Die Freunde sahen sich bei solcher Aeußerung eines Bauern verwundert an, da ihnen selbst diese Unterscheidung noch nicht eingefallen war. Jener aber fuhr fort: „Es ist höchst sonderbar, ich habe meinem Bruder und meinen Kameraden, welche doch gerne die biblische Geschichte hören, zuweilen etwas aus diesen Büchern vorgelesen, aber sie haben mich theils ausgelacht, theils nicht verstanden oder sind dabei eingeschlafen, denn sie gehen am Sonntage lieber in die Schenke oder vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel." „Dasselbe thun auch die meisten Vornehmen, nur in einer anderen Form," unterbrach ihn Dolph. „Deshalb habe ich mich auch," bemerkte Theodor, „wie eine Schnecke in mein Haus zurückgezogen,

und spreche nur mit dem Herrn Pfarrer über dergleichen Dinge."

„Wie seid ihr aber eigentlich zum Zeichnen gekommen?" fragte Franz.

„Als ich in D. war," versetzte Theodor, „stand ich immer vor den Kunstläden still und konnte von den Bildern, die an den Schaufenstern hingen, nicht weg, ja, ich hörte sogar die Trompeten nicht, die zum Appell riefen, und habe manches böse Wort von den Unteroffizieren darüber hinnehmen müssen; auch war ich recht froh, endlich wieder nach Hause zu kommen. Ich überredete einmal meinen Bruder und seine Frau, mit mir zur Ausstellung nach D. zu gehen; diese hatten zwar Freude an den Bildern, waren aber gleich mit dem Anschauen fertig, sie meinten, sie hätten genug gesehen, und wurden endlich böse, daß sie mich gar nicht aus dem Saale fortkriegen konnten. Da aber war es um mich geschehen, ich gab meine paar letzten Groschen hin und kaufte mir dies Büchelchen und einen Bleistift und seit der Zeit zeichne ich, wenn ich nur irgend Zeit habe."

Die Freunde staunten über den unüberwindlichen Kunstdrang und fragten den jungen Bauer, ob er ihnen wohl einige seiner Zeichnungen anvertrauen wolle, um sie dem Akademie-Direktor zu zeigen.

„Ach Gott, was soll der Mann daran sehen; das hat ein armer Bauerkerl gemacht, der nie zeichnen gelernt," erwiderte er. „Und doch würde Mancher unter uns viel darum geben, wenn ihm solche Gedanken in den Kopf kämen," sagten Franz und Dolph.

„Das ist doch kurios!" rief Theodor aus, „die kommen mir ganz von selbst."

Indessen brach die Nacht herein und die Freunde mußten an ihre Rückkehr denken, obgleich der hinzutretende Wirth sie freundlichst einlud, die Nacht, so gut es eben ging, bei ihm zu bleiben. — Theodor, der ein großes Interesse an ihnen gewonnen, ließ sich nicht abhalten, dieselben eine Strecke Wegs zu begleiten. Sie stiegen daher den Hügel wieder hinauf, welcher sie vom Flußthale trennte, und waren höchst überrascht, als der prächtige Vollmond sich über den Horizont erhob und nach und nach die anmuthige Landschaft auf das herrlichste beleuchtete. Es ist unmöglich, die naive Begeisterung zu schildern, womit der junge Poet im Bauernkleide von den Wundern der Natur sprach. Seine Gedanken erhoben sich über dieselbe, er war, ohne es zu wissen, ein Theosoph, und zwar in so schlichten Worten, daß ein Kind seine Weisheit hätte verstehen müssen.

Der Mensch überträgt seine Empfindungen unwillkürlich auf die Gegenstände, die er anschaut. Theodor dachte an den Schöpfer und die jungen Männer dachten an ihre Mädchen, mit denen sie gerne hier in diesem schönen Mondschein gelustwandelt hätten. Daher sagte Franz: „Ihr seid nicht mehr jung, Theodor, habt ihr nicht ein hübsches Mädel hier im Dorfe, die ihr zur Frau nehmen möchtet?"

„Es hält wohl etwas schwer," sagte Theodor, „sich nicht von der einen oder der andern verlocken zu lassen, es sind auch gute Mädel unter ihnen, allein sie verstehen mich nicht und ich habe immer noch einen gewissen Glauben im Herzen, ich könnte, so wenig es auch danach aussieht, noch einmal zur Kunst kommen. Mein Bruder meint es herzlich gut mit mir, allein mein seliger Vater hat zu schlecht gewirthschaftet; doch jener hat seit vier Jahren schon so viel geschafft, daß

er letzthin sagte: Theodor, noch zwei Jahre und dann will und kann ich vielleicht etwas für dich thun, so lange aber mußt du mir treu beistehen."

„Habt Muth!" erwiederte Dolph, „Gott hat euch zum Künstler bestimmt, und ihr werdet euer Ziel erreichen." Sie sprachen noch lange über diesen Gegenstand und trennten sich mit dem Versprechen, sich Morgen Abend wieder hier auf diesem Felde zu begegnen.

Die Freunde brachten noch mehrere Abende auf dem Bauernhofe bei der Familie Theodors zu. Sie waren erfreut über die ehrwürdigen Sitten und die Ordnung dieser schlichten Bauersleute und nachdem sie eine ganze Anzahl von den Compositionen Theodors mitgenommen, zeigten sie dieselben bei ihrer Rückkehr ihrem alten Direktor und lagen ihm an, denselben unentgeltlich in die Akademie aufzunehmen.

„Sapperment!" sagte dieser, „das ist ein Teufelskerl, das ist wahrlich ein moderner Giotto, welchen Cimabue als Hirtenknabe seine eigenen Schafe in den Sand zeichnend fand."

„Ein Knabe aber ist er nicht mehr," erwiederte Dolph, „ein Knabe aber hat auch nicht solche Gedanken."

„Sehr wahr," erwiederte der Alte, „aber sagt mir mal, wie alt ist er denn?"

„Acht und zwanzig Jahre," erwiederte Dolph.

„Das ist kein Spaß!" rief der Alte, „bedenkt es wohl, was ihr verlangt: allerdings steckt in diesem Burschen ein großer Künstler, allein das größte Genie bedarf vier bis fünf Jahre, bevor es im Stande ist, sich nur einigermaßen verständlich dem Publikum gegenüber zu äußern. Was wir aus einem ungeschickten Conture begreifen, versteht noch kein Laie!"

„O, Sie sollten ihn nur sehen!" rief Dolph, „Sie sollten ihn nur hören!" rief Franz, „Sie würden nicht schwanken."

„Bedenkt es wohl," fiel der Alte ein, „ihr nehmt einen Mann von seinem Pfluge, der, wenn er auch eine Sehnsucht nach der Kunst im Herzen trägt, doch, wie ihr ihn selbst schildert, ruhig und friedlich sein Dasein verbringt. Ihr werft ihn vielleicht zu spät in eine Laufbahn hinein, die ihrer Natur nach eine unbefriedigte Sehnsucht mit sich führt. Denn gerade das, was er in der Kunst will, bedarf am meisten der Resignation; es sind diejenigen Gegenstände, welche den Künstler, der sie schafft, jederzeit unbefriedigt lassen, und wer steht euch dafür, ob er sich auch nur einigermaßen kunstgemäß ausdrücken wird."

Trotzdem daß der Alte die äußeren und inneren Hindernisse, die völlige Unbemitteltheit Theodors auseinandersetzte, beharrten die jungen Männer dennoch auf ihrem Gesuche; sie erboten sich, Theodor in ihre Wohnung aufzunehmen, versicherten, daß ihm binnen Kurzem ein akademisches Stipendium verliehen werden müsse, da sie außerdem Studien nach nackten Theilen von ihm gesehen, die sein großes Talent für die Naturnachahmung bezeugten.

„Bis jetzt," sagte der Alte, „kann ich aus dem Mitgebrachten nur das entschiedene dichterische Talent erkennen. Die Zeichnungen beweisen eine großartige Auffassung des Gegenstandes, eine Schlichtheit der Empfindung, wie sie dem heiligen und erhabenen Vorwurf angemessen ist, allein es ist ein weiter Weg vom ersten Contur zum vollendeten Bilde, und es gehört viel Charakter dazu, um mit solcher Einbildungskraft die trocknen Studien von Anatomie und Perspective, in so vorgerücktem Alter, durchzumachen."

„Er wird Alles überwinden!" rief Dolph, „er hat im Schweiße seines Angesichts arbeiten gelernt. Er thut es, wie sein Bruder sagt, jeden Tag und weiß seine Pflicht um Gotteswillen zu erfüllen."

„Nun denn auf eure Gefahr;" versetzte der Alte, „was ich hier erkenne und sehe, zeigt mir eine Seele, die der reinsten Begeisterung fähig ist; liebt er die Kunst nächst Gott am meisten, so wollen wir ihn schon durchzuschleppen; ich habe es schon mit weit geringer Befähigten glücklich zu Stande gebracht."

Franz nahm seinen Hut und empfahl sich. — Dolph schien noch etwas auf dem Herzen zu haben und blieb. Er wollte zu sprechen beginnen, stockte aber und erröthete, bis der Alte freundlich äußerte: „Sie scheinen mir verändert, lieber Dolph, ich weiß, Sie verschleudern Ihre Zeit und haben doch vom Publikum die vollste Anerkennung."

„Ich mache mir selbst Vorwürfe," erwiederte Dolph, „doch meine Gedanken sind sehr von einem Gegenstande, der außerhalb der Kunst liegt, eingenommen und mein Herz möchte Ihnen gerne vertrauen."

Der Alte unterbrach ihn lachend: „O, ich kenne euch, junge Herren, Herzensklemme oder Geldklemme oder beides zusammen. Ich hasse Beichten der Art, doch bei Ihnen mache ich eine Ausnahme, sprechen Sie mir daher frei Ihre Wünsche aus."

Dolph faßte Muth und entwickelte nun sein Verhältniß zu Henriette: er schilderte die lächerliche Ehrsucht und den Hochmuth ihres Vaters und endigte damit, daß er ohne den Professortitel nicht zum Ziel seiner Wünsche kommen möchte.

„Mein Gott, mein Gott!" rief der Alte, „was ist das für eine Welt! Nicht der Künstler, wie er ist, sondern wie er

titulirt wird, verschafft ihm Geltung. Wie viele Professoren laufen in der Welt umher, die Ihnen nicht das Wasser reichen."

„Wir Künstler unter uns," bemerkte Dolph achselzuckend, „geben auch nicht viel darauf, aber . . . . ."

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn der Alte lebhaft, „die deutsche Welt ist ein großes Philisterthum, sie verlangt ein Zeichen der Anerkennung von Oben und traut ihm mehr, als den eigenen Augen. In Italien ist dies anders, jeder, der ein tüchtiges Bild hinstellt, heißt Professore. Der Titel hängt dort vom Bilde ab, nicht das Bild vom Titulirten."

„Wahrlich, mich treibt keine falsche Ehrsucht!" rief Dolph feurig, „sondern nur die innigste Zuneigung."

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der Alte, den Nichts mehr langweilte, als Liebeshändel der Jugend, deren Flüchtigkeit er kannte. „Lassen Sie mich machen; Sie verlangen weder ein Amt noch ein Gehalt, meiner Erfahrung nach sind Titel, selbst Orden zu erreichen, Geld allein ist fast unerreichbar."

„Das schaffe ich mir," rief Dolph feurig, „ich verstehe meine Bilder in Geld umzusetzen."

Hierüber ließen sich der Inspektor und der Kunstgelehrte melden, welche den Alten zum Spaziergange abholen wollten. Dolph empfahl sich nach nochmaliger Versicherung der Berücksichtigung seiner Herzenswünsche und die drei alten Knaben setzten sich in Marsch.

„Wir sind ein merkwürdiges Kleeblatt," begann der Gelehrte, „du, Alter, mußt in der Mitte gehen, denn du kannst nicht sehen; der Inspektor geht links, denn rechts hört er nur, und wir alle Drei segeln piano vorwärts, denn mein

dicker Wanst versetzt mir den Athem und mein Pedale ist schwach."

„Ja," erwiederte lachend der Alte, „unsere Dreiheit macht erst einen vollkommenen Menschen."

„Das geht noch," fiel der Inspektor ein, „denn manche Dreiheiten bilden oft nur ein vollkommenes Vieh."

„Das ist ein hartes Urtheil," versetzte der Alte, „doch es ist Blaumontag und du magst wohl einigen betrunkenen Handwerksburschen in den Wurf gekommen sein."

Sie gingen an einem Bilderladen vorüber, an dessen Schaufenster ein neues Heft der Schinkelschen Baudenkmale ausgestellt war. Die Freunde bemerkten dies und der Alte sagte: „Ein merkwürdiger Mann dieser Friedrich Schinkel*). Er gründete unter der vorigen Regierung durch sein großes Kunstgenie eine neue Epoche in der Architektur."

„Und fand," fiel der Gelehrte ein, „in dem hochseligen Könige einen Beförderer und Beschützer. Die Zeit war seinem Streben günstig, die großen Kriege waren siegreich vollendet, die Monarchie war hergestellt und der König hatte auf seinen Reisen erkannt, daß die Künste zur Verherrlichung solcher Zeiten nothwendig sind. Die Nation erholt und erhebt sich an Denkmälern der Baukunst, sie bilden gleichsam die steinernen Paniere ihrer Größe. Glücklich der Herrscher, der dies erkennt, glücklich der Künstler, der solchen Herrscher findet! — Die Ueberzeugung Schinkels, daß die bildenden Künste sich der Architektur anschließen müssen, war gewiß richtig; aber ich fürchte, er hat dies Princip übertrieben, und jenen zu wenig Selbstständigkeit gegönnt, er brauchte sie nur als eine Decoration."

*) geb. 1781 zu Neu-Ruppin.

„Dies ging aus der Art seines Genius hervor," versetzte der Alte, „er war nicht allein Architekt, sondern seine reiche Phantasie machte ihn ebenfalls zum Figuren- und Landschaftmaler; auch besaß er in letzterem Fache eine bedeutende Ausbildung. Da er es sehr liebte die Compositionen der zu verzierenden Wandflächen selbst anzugeben, so konnte er selbstständige Bildner weniger brauchen, als tüchtige Executoren seiner Erfindungen. Sein Einfluß war daher weit größer auf die Ornamentik aller Gattungen, als auf die Bildhauer und Maler von eigenthümlicher Genialität."

„Nichtsdestoweniger," bemerkte der Gelehrte, „möchte er doch auf die Plastiker seiner Zeit mehr eingewirkt haben, als auf die Maler; sein Geist hatte eine ganz antike Richtung und seine Erziehung fiel in eine Zeit von durchaus rationeller Ausbildung. Das Griechenthum ging ihm über Alles, jedoch war es lebendig in ihm, und er verstand es meisterhaft zu seinen Zwecken zu benutzen. In seinem Geiste war nichts Todtes, dies zeigen unzählige seiner Werke, in welchen auf das geistreichste antike Formen zu modernen Zwecken verarbeitet worden sind. Seine Biographie von Kugler hat darüber Alles gesagt, was gesagt werden kann."

„Das Griechenthum war seine Wahl;" bemerkte der Alte, „sein universeller Geist hatte, wie wir aus seinen Erfindungen sehen, auch alle anderen Baustile durchforscht; nicht Unkenntniß, sondern freiwilliger Entschluß kettete ihn an diese Richtung. Er hielt die vollendete Schönheit der Form für das Alleinige und Höchste, auch nannte er aus diesem Grunde den Künstler den wahren Priester."

„Wenn diese Ueberzeugung nach christlicher Anschauungsweise auch keine vollkommene ist, so lag sie doch ganz im

Geiste seiner Zeit," bemerkte der Gelehrte, „und wo ist der Mann, der sich völlig davon frei zu halten weiß? Auch reicht sie nach meiner Ansicht vollkommen aus für die Erbauung von Palästen, Theatern und Museen; denn wenn sich gleich in den Baustilen christlicher Epochen günstige Elemente auch für solche Bauwerke finden lassen und von manchem nach ihm folgenden Architekten glücklich benutzt worden sind, so möchte er doch wohl von keinem derselben, in dieser Beziehung, übertroffen worden sein. Was den Kirchenbau betrifft, so war der in dieser Sphäre glücklich schaffende Geist nicht allein ihm, sondern seiner ganzen Zeit leider größtentheils abhanden gekommen. Erst in den späteren Jahren seines Lebens, in welchen seine geistige Richtung eine feste und abgeschlossene war, regte sich dies Bedürfniß."

„Für ihn vielleicht zu spät," sagte der Alte, „er war ein durchaus edler Charakter, zu wahr, um mit etwas zu spielen, was nicht aus seiner eigenen tiefsten Ueberzeugung hervorging; zu groß, um mit christlichen Empfindungen zu romantisiren; zu sehr Künstler, um nicht zu wissen, daß man nur mit Glück dasjenige wiedergiebt, was man stark und innig zu empfinden vermag."

„Man kann sich bei Betrachtung solcher Charaktere," äußerte der Gelehrte, „einer wehmüthigen Empfindung nicht enthalten. Wenn er nicht glauben konnte, die christliche Offenbarung enthalte die ewige Wahrheit, so hatte dieser große Genius vollkommen Recht, so zu sein, wie er war; denn der natürliche Geist des Menschen hat für seine Erzeugnisse noch keine vollkommnere Form gefunden, als die griechische; für seine rein irdischen Zwecke reicht sie völlig aus. Hier war eine abgeschlossene Kunst, und Schinkels schaffender Geist mußte sich

damit begnügen, sie nur in Bezug auf Baumittel und Klima den modernen Bedürfnissen anzupassen; dies Ziel aber hat er wie kein Anderer erreicht. Ein Anderes ist es jedoch, wenn von den übernatürlichen Bedürfnissen der menschlichen Seele die Rede ist, welche das zu jener Zeit vielfach verkannte Christenthum in die Welt gebracht hat. Alle Bauwerke zu „christlichen Zwecken" würden nie lebendig aus seinem Geiste hervorgegangen sein, ja, stets nur das Gepräge glücklicher Reminiscenzen getragen haben, weil ihrem Erfinder selbst das lebensvolle Element mangelte, aus welchem diese nur mit Erfolg hervorgehen können."

„Um ein gerechtes Urtheil zu fällen," bemerkte der Kunstgelehrte, „muß man vor Allem die Bedingungen abwägen, unter welchen ein Künstler seine Ausbildung erhält. Wenn dessen Wirksamkeit in eine Zeit fällt, in der die Intelligenten fragen: „Wozu überhaupt noch Kirchen im neunzehnten Jahrhundert?" in eine Zeit, wo die Vergötterung der menschlichen Vernunft oder vielleicht besser des menschlichen Ich als der letzte Zweck erscheint, so ist nichts natürlicher, als daß derselbe Geist eine Richtung annimmt, die von der christlichen Anschauung abführt; wie viel er selbst dabei verschuldet, muß man lediglich dem Urtheile Gottes überlassen."

„Die Meisten bedenken den Spruch nicht: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich," sagte der Alte, „denn sie haben weder den Muth zu dem Einen noch zu dem Anderen und schwanken innerlich fortwährend; doch ist für den Logiker die Entscheidung eine Nothwendigkeit."

„Weil die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, so hat es Ihm gefallen, durch eine thörichte Predigt diejenigen selig zu machen, welche daran glauben;

(Paulus 1. Kor. I, 21.) unterbrach ihn der Gelehrte, „dies wird aber Niemandem schwerer zu begreifen, als dem gebornen Denker. Der Verstand sträubt sich dagegen, um Christi Willen sich für einen Thoren halten zu lassen; so täuscht sich der Mensch in solchen Zeiten sehr leicht, er betrachtet Heiden-, Juden- und Christenthum wie nothwendige Phasen der Entwicklung des Menschengeistes, denen insgesammt die absolute Wahrheit abgeht. Sie sind ihm mehr oder minder schöne Mythen, aus welchen der poetische Geist des Künstlers dasjenige auswählt, was ihm zu seinen Zwecken zu passen scheint."

„Wenn solche Ueberzeugung," bemerkte der Alte, „in einem einzelnen hochbegabten Menschen auch denkbar ist, so begreift man doch nicht, wie sie die große Masse dafür empfänglich machen wollen; namentlich der Künstler wird nie dahin gelangen, durch bildliche Vorstellungen solche Ideen zu verbreiten. Die Entwicklung des menschlichen Geistes, wie sie in der Vorhalle des Berliner Museums symbolisirt erscheint, kann nur derjenige verstehen, der mit der griechischen Mythe genauer vertraut ist; volksthümlich können solche Darstellungen, selbst bei der besten Durchführung unmöglich werden; ein Gleiches läßt sich von den meisten Darstellungen sagen, welche Schinkel zur Verzierung seiner Bauwerke angegeben hat."

„Fast möchte ich glauben," bemerkte der Gelehrte, „daß dennoch in der in Bezug auf die Schinkelschen Compositionen erwähnten Vorhalle ein volksthümlicheres Titelblatt für den Inhalt des sich ihr anschließenden Gebäudes möglich gewesen wäre."

„Nun, laß mal hören," sagte der Alte.

„Hätte man nicht," fuhr jener fort, „unsere heiligen Urkunden, die doch noch mehr im Volke leben, als die griechische

Mythe, den Bildern der Vorhalle zu Grunde legen können, denn sie enthalten ebenfalls die Ausbildung des menschlichen Geistes, wenn auch nicht ausdrücklich in Bezug auf die bildende Kunst, welche die Juden freilich aus Furcht vor dem Götzendienste der sie umgebenden Völker verwarfen. — Hätte sich nicht ein geistreicher Erfinder nach dem Beispiele Dante's und anderer großen Dichter in Betreff der vorchristlichen Darstellungen helfen können, indem er die griechische Mythe mit den alttestamentalischen Darstellungen verwob und wäre nicht der Inhalt des Museums, dessen besserer Theil aus Bildern der christlichen Aera besteht, noch deutlicher in der Vorhalle verkündet, ja die Fortbildung des menschlichen Geistes noch umfassender bezeichnet worden, wenn die Geschichte der christlichen Kunst mit darin aufgenommen wäre?"

„Du meinst also," erwiederte der Alte, „man hätte auf den byzantinischen, romanischen, gothischen, sogar auf den Renaissancestil hindeuten sollen?"

„Nicht allein das," versetzte jener, „man hätte die Perioden des Giotto, der Mediceer, der großen deutschen und niederländischen Kunst darin aufnehmen müssen, denn auch sie gehören der Ausbildung des Geistes in Bezug auf Schönheitsgefühl an."

„Ob man für die Berliner verständlicher gewesen wäre, weiß ich zwar nicht," erwiederte der Alte, „auch zweifle ich, ob Schinkel alle diese Epochen für ein wahres Fortschreiten menschlicher Bildung hielt. Wie der Gedanke einmal dort verwirklicht worden ist, bildet er ein Ganzes und es ist nur das Mangelhafte in seiner Ausführung zu bedauern.

„Es möchte wohl überhaupt schwer sein, in einer Zeit, wie die unsrige nun einmal ist, populäre Gegenstände für die

bildende Kunst zu finden. Die griechische Mythe kann für die Massen nie eingebürgert werden," bemerkte der Gelehrte, „die biblischen Gegenstände haben für die Mehrzahl auch wenig Interesse; was im Volke lebt, ist moderne Geschichte; ihre großen Helden und Staatsmänner, sowie die mit ihnen verknüpften Begebenheiten sind ihnen theuer, jedoch ist das Kostüm ihrer Zeit für die Plastik in höchstem Grade ungünstig. Soweit dies möglich war, haben zuerst G. Schadow und später in noch umfassenderem Maße C. Rauch sogar diese Schwierigkeiten überwunden, welches auch von den Geringsten im Volke dankbar anerkannt worden ist."

„Was der Mensch lieben soll, muß er verstehen," sagte der Alte, „die griechischen Götterbilder bleiben dem Volke unverständliche Allegorien; die im Winter mit Schnee bedeckten nackten Figuren nehmen sich in unserem Klima auch curios genug aus und ich erinnere mich, als Kind bei meiner lebhaften Phantasie den Herkules, welcher den Nessus erschlägt, herzlich bedauert zu haben, wenn ich über die nach ihm benannte Brücke in die Schule ging. Günstigere Stoffe würden immer noch die halbmythischen Helden, wie der Roland, die Ritter der Tafelrunde, die Haimonskinder und dergleichen bilden, weil sie mit der christlichen Vorstellungsweise näher verwandt sind."

„Ach, auch dies ist ihnen fremd geworden," sagte der Inspector, „die moderne kritische Philosophie hat eine so populäre Ausdrucksweise gefunden, und ist so tief in die Massen eingedrungen, daß die Poesie, welche in früheren Zeiten im Volke lebte, gänzlich verschwunden scheint. Nur die Darstellung des wirklichen Lebens und oft nur die platteste Prosa desselben übt noch einen Zauber auf sie aus."

„Das ist eine verzweifelte Ansicht," sagte der Alte, „und ich werde mich nie derselben hingeben; mag der Kreis klein sein, in welchem die Begeisterung für das Heilige und Schöne lebt, ganz verschwinden kann er nicht. Haben die Massen auf einem Punkte den Sinn dafür verloren, so wird es auf anderen Punkten keineswegs der Fall sein; überdies ist unter den höheren Ständen in neuester Zeit eine merkwürdige Reaction eingetreten, so daß sehr Viele unter diesen erkannt haben, daß im speculativen Denkvermögen allein kein Heil zu finden ist."

„Wenn auch," bemerkte der Gelehrte, „der überwiegende Einfluß der Zeit in Bezug auf Schinkel nachtheilig eingewirkt haben mag, so muß man dennoch das große Verdienst anerkennen, welches er auf die Vervollkommnung und Ausbildung der Baugewerke, ja, auf die ganze Ornamentik jener Zeit ausgeübt hat. Sein Einfluß auf die Stiftung und Richtung des Gewerbe-Institutes zu Berlin war von der größten Bedeutung und hat selbst in die Formen der gewöhnlichsten Gegenstände einen schönen und passenden Geist gebracht. Außerdem hat er eine neue Theatermalerei erschaffen, Panoramen sowie Decorationen aller Art haben durch ihn eine bisher noch nie gesehene Vollkommenheit errungen. Seine bedeutendsten Bauwerke sind zu Berlin und Potsdam und deren Umgebungen und verkünden seinen Ruhm den spätesten Nachfolgern. — Auch im Privatleben war er ein musterhafter Mann von der strengsten Rechtlichkeit; liebevoll und leutselig gegen Jedermann. Er starb 1841 und hinterließ eine Schule von Architekten, die, wenngleich nicht mit seinem großen Geiste begabt, dennoch die Verschönerung Berlins und seiner Umgebungen in seinem Sinne fortsetzen."

Im Verlaufe des Gespräches berührten die Freunde drei

Epochen Berlins, welche sich durch merkwürdige Monumente auszeichnen. Die Geschichte dieser Hauptstadt ist neu, sie beginnt in ihren Kunstdenkmälern im Anfange des verflossenen Jahrhunderts unter Friedrich I.

Dieser Zeit gehört auch Andreas Schlüter, ein großer Bildhauer und bedeutender Baumeister*). Er baute den schönsten Theil des Berliner und Potsdamer Schlosses und decorirte diese und andere Gebäude mit ausgezeichneten Bildhauerarbeiten. Sein Genie überwand den zu seiner Zeit herrschenden schlechten Geschmack, obgleich es nicht ganz davon unberührt blieb. Sein Baustil näherte sich dem des Palladio und Vignola; am ausgezeichnetsten aber erscheint sein Geist in der broncenen Reiterstatue des großen Kurfürsten, und wie groß sein plastisches Genie war, leuchtet daraus hervor, daß trotz des willkürlichen römischen Kostüms und der Allongeperücke das Volk seinen Helden vollständig darin erkannte, was doch nur durch die Kraft und innere Harmonie der Darstellung erreicht sein kann. Außerdem ist das Piedestal, an welchem vier kolossale nackte Sclaven angebracht sind, zu der Reiterstatue in außerordentlich schönem Verhältnisse. Sollten nicht vielleicht die von Schinkel angegebenen Piedestale ein zu hohes Verhältniß zu den Standbildern haben? — Auch die Masken im inneren Hofe des Zeughauses, verwundete und sterbende Krieger darstellend, sind von großem künstlerischem Werthe. Italienische und französische Einflüsse sind jedoch in allen seinen Werken unverkennbar.

Die zweite Epoche, und zwar in sehr ausgedehntem Maßstabe, beginnt unter der Regierung Friedrichs des Großen.

*) geb. 1662 zu Hamburg.

Man wird unwillkürlich bei der Anschauung der durch ihn hervorgerufenen Bauwerke zu der Betrachtung hingerissen, daß selbst in der Zeit des schlechtesten Geschmackes dennoch ein großes Genie im Stande ist, einen glücklichen Hauptentwurf eines Gebäudes aufzufinden und eine passende Situation dafür auszuwählen. Von der Großartigkeit des Hauptentwurfes seiner Prachtbauten geben die Terrassen und das Schloß von Sans souci, das neue Palais mit der gegenüberliegenden Colonnade, der Palast des Prinzen Heinrich (jetzige Universität), das Opernhaus und die St. Hedwigskirche Zeugniß. Nur die Bibliothek macht leider eine Ausnahme. So manierirt und überladen, ja oft theatralisch auch die Einzelheiten an diesen Gebäuden sein mögen, so bilden sie doch schöne und imposante Massen, und zeugen von dem großen Geiste ihres Bauherrn.

Dasselbe läßt sich von seinen vielfachen Park- und Gartenanlagen sagen. — Sein vorzüglichster Baumeister war **Wenceslaus Freiherr von Knobelsdorf** (geb. 1697), welcher den Militärdienst verließ, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Er trat in königliche Dienste und war der Hauptleiter aller königlichen Bauten. Obgleich er ohne Zweifel ein großes Talent besaß, so konnte er sich doch nicht von dem damals in Europa ganz überwiegenden französischen Einfluß freihalten, vermied aber nichtsdestoweniger den Rococostil, welcher erst in der obenerwähnten Bibliothek in seiner vollen Abgeschmacktheit hervortritt. Weniger glücklich war der große König in der Beförderung der Bildhauer- und Malerkunst, denn, obgleich er mit bedeutenden Summen berühmte französische Künstler der damaligen Zeit ins Land zog, so ist doch nichts von ihnen einer besonderen Erwähnung werth. Dagegen wurden

sehr werthvolle Ankäufe sowohl von Bildern alter Meister, als auch von antiken Statuen, welche noch jetzt einen Haupttheil des Berliner Museums ausmachen, unter seiner Regierung gemacht.

Die dritte aber und bisher glänzendste Epoche der monumentalen Baukunst beginnt nach der glücklichen Beendigung der Kriege im Jahre 1815 unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. Ungerecht wäre es jedoch des prachtvollen Brandenburgerthores nicht zu gedenken, welches unter seinem königlichen Vorgänger durch den Architekten Langhans, einen zu seiner Zeit hochgefeierten Künstler, erbaut worden ist. Obgleich man diesem Bauwerke den Vorwurf einer Nachahmung der Propyläen macht, wird man schwerlich irgendwo einen prachtvolleren Stadteingang finden. Ueberdies hat es durch die schöne Quadriga, die von den Franzosen nach Paris entführt, von den Preußen aber zurückgeholt wurde, den Charakter eines Monumentes ächt preußischen Patriotismus erhalten. Da indeß die berühmtesten Künstler dieser Epoche und deren Werke den Hauptinhalt dieses Buches ausmachen, so scheint eine besondere Charakteristik hier überflüssig.

Sechstes Kapitel.

Wer ist denn jener hier, bald flink, bald faul?
Jetzt schwatzt er toll und laut, dann hängt er's Maul,
Jetzt schmeckt ihm nichts, dann schwelget er beim Wein,
Sollt' es nicht Delph, der Genremaler, sein?

Der Wohlbeleibte schreitet dort ins Feld,
Den Zeichenstuhl, die Mapp' im Arm er hält,
Gemüthlich schaut er in die Welt hinein,
Dies muß der Franz, der Landschaftsmaler, sein.

Doch tiefen Ernstes wandelt inhaltschwer,
Der Maler Theodor ganz still einher,
Gesenkten Blickes prüft er unverwandt
Ein Blatt vom Meister an der Tiber Strand.

„Es ist doch ein merkwürdiger und außerordentlicher Künstler, der Friedrich Overbeck in Rom!" rief freudig Theodor, der ehemalige Bauer, welcher mit seinen Freunden Dolph und Franz zur gemeinsamen Erholung seinen ältern Bruder an der Ruhr zu besuchen gedachte. „Ich bitte euch, betrachtet nur dieses Blatt, welche Großartigkeit und welche Einfalt in der Auffassung des Gegenstandes! Die Unschuld des Kindes scheint in dieser Composition mit der Einsicht des Weisen gepaart und über das Ganze schwebt der Geist heiliger Anmuth!"

Dolph, der sehr übel gelaunt die Stadt verlassen hatte, hörte kaum auf Theodors Worte, sprang im Anfall toller Laune rechts und links über die wassergefüllten Chausseegräben, warf einen flüchtigen Blick auf Overbecks Composition und rief: „recht hübsch"; rannte dann voraus und jodelte in die Luft hinein: „Wenn ich mein Mädel seh"!

Franz, dessen angebornes Pflegma einen so offenbaren Mangel an Aufmerksamkeit für ein Kunstwerk nicht zuließ, beschaute das Bild eine ganze Weile und sagte dann: „Gewiß, die Gruppen haben schöne Linien, ihre Anordnung ist meisterhaft; was jedoch die Landschaft betrifft, so kann unser Eins dergleichen nicht recht brauchen. Wir würden mit dieser Art Landschaft hier nicht verstanden werden, und was man nicht versteht, kann man auch nicht lieben; mithin würden wir wenig Liebhaber für unsere Bilder finden."

„Sollte denn das nur schön sein," fiel Theodor ein, „was zur Zeit am beliebtesten ist?"

„Das will ich nicht behaupten," erwiederte jener, „aber wir müssen leben!"

Theodor, welcher während des Winters einen tiefen Blick in das Wesen der Kunst gethan hatte, die Elementarklasse ver-

lassen und schon bis in den Antikensaal vorgerückt war, besaß bereits einen höheren Begriff erhabener Kunstschönheit, als seine Gefährten; es gebrach ihm allerdings an ihrer Fertigkeit, allein da er, wie jedes wahre Genie, einen Trieb zur höchsten Geistesausbildung besaß, so konnte er auch Overbecks künstlerischen Werth besser würdigen. Unterdessen hatte bei der ganz veränderten Lebensweise seine Gesundheit etwas gelitten; was der Geist gewonnen, hatte die Körperkraft verloren, und deshalb hatte der Arzt ihm gerathen, aufs Land zu gehen.

Es war einer der ersten schönen Frühlingstage, die Morgennebel sanken und die Sonne beleuchtete prächtig die vor ihnen liegenden waldigen Berge. Unzählige Lerchen erhoben sich aus den grünen Saaten und trillerten ihr munteres Lied in die blauen Lüfte. Auf den Feldern war Alles thätig; Männer, Frauen und Kinder waren emsig beschäftigt der Mutter Erde ihren jährlichen Tribut abzugewinnen.

„Steck' deine Composition in die Mappe," sagte Franz, „und laß uns wacker vorwärts schreiten; was man auch Herrliches in dieser Kunstrichtung schaffen mag, nichts läßt sich doch mit einem solchen Anblick der schönen Natur vergleichen. Wenn ich sie nur so wiedergeben könnte, wie ich sie empfinde."

„Gott malt allerdings am besten," sagte Theodor, „auch mir geht dabei das Herz auf, ich empfinde es so tief wie du, nur fühl' ich keinen Trieb sie nachzubilden, sie erhebt mich vielmehr zu Ideen höherer Ordnung, ich möchte immer den Geist darstellen, der dies Alles erschuf."

Der unruhige Dolph, der etwas nachgeblieben war, indem er sich bei einer Gruppe Landleute aufgehalten, mit ihnen gesprochen und gelacht hatte, war ihnen nachgekommen und hielt ordentlich Schritt. „Wenn es so fortgeht," sagte Franz,

„so kommen wir nicht mehr vor dem Mittagsessen an.“ — Indem sie nun wacker fortschritten, sprachen Dolph und Franz über das Verhältniß zu ihren Geliebten, wobei Letzterer äußerte: „Wenn der alte lederne Hofrath mir das Gustchen binnen einem Jahre nicht giebt, so schicke ich ihm mit eisiger Kälte die dreimalige Aufforderung ins Haus. Ich kann sie ernähren, ich will sie haben, ja, treue Liebe läßt nicht zu Schanden werden.“

„Sapperment, noch ein ganzes Jahr!“ rief Dolph feurig aus, „das geht über menschliche Kräfte! — Was schmunzelst du so in den Bart hinein, Theodor? Ich glaube, du machst dich über uns lustig.“

„Das nicht,“ erwiederte Theodor, „ich freue mich nur eine andere Schöne zu lieben, als ihr, ich habe mich bereits mit ihr verheirathet und denke auch ferner keine andere anzubeten, weil sie mein ganzes Herz erfüllt!“

„Du meinst die Kunst,“ rief Dolph, „aber nimm dich in Acht, das ist ein launisch Weib, sie schmeichelt erst, und dann schafft sie Schmerzen.“

„Das hat sie bereits gethan,“ erwiederte Theodor, „ich habe viele schlaflose Nächte gehabt, die ich als Bauer nicht kannte, aber ich habe auch nie die Erde geliebt, die ich pflügte: die Kunst aber liebe ich und wer liebt, muß leiden.“

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich in den sich frisch belaubenden Wald, sie streckten sich einen Augenblick nieder und Franz fing an in seinem Skizzenbuche zu blättern. „Laß dir nur nicht einfallen, hier Studien zu zeichnen, dazu ist keine Zeit!“ rief Dolph.

„Seht nur,“ sagte Franz, „wie hier die Blumen und Gräser freundlich aufsprießen; die jungen Erdbeerpflänzchen, der Waldmeister und die übrigen Maikräuter!“

„Du möchtest wohl schon mit deinem Bleistift," erwiederte Dolph, „in alle die feinen Blätterwindungen und Verkürzungen herumkriechen und diese Welt im Kleinen in dein Zeichenbuch übertragen."

„Ja, mir jucken die Finger danach," versetzte Franz mit seinem gemüthlichen Lächeln.

Theodor bemerkte: „Vor Gott ist nichts groß und nichts klein. Wer nicht in den Blättchen seine Allmacht erkennt, wird sie auch nicht in der Weltschöpfung erkennen: nichts lebt, nichts bewegt sich, was nicht anziehend wäre; wenngleich nicht Alles schön ist, so ist doch Alles charakteristisch!"

„Vielleicht macht nur das abgeschliffene Wesen der vornehmen Welt eine Ausnahme," fiel Dolph ein, „wo die verschiedenen Nationalitäten in der äußeren Tracht und in der inneren Gesinnung zusammenfließen und nur eine große Monotonie darbieten. Deshalb ziehe ich es vor, mich unter dem Volke umherzutreiben, mit Landleuten, Schiffern und Handwerkern zu verkehren, und meine Gegenstände aus diesem Lebenskreise zu schöpfen."

„Wir sind darin glücklicher, als ihr Menschenmaler," bemerkte Franz, „die Natur hängt weder von der Richtung des Zeitalters noch von der herrschenden Sitte und Mode ab, sie trägt immer dasselbe Kostüm; der Wald, die Wiese grünt heute wie vor tausend Jahren, der Himmel spiegelt sich blau oder wolkig in dem dahin brausenden Strome und ich freue mich unendlich darauf, wieder einige Wochen in die immer sich gleichbleibende Schöpfung zu blicken."

„Ich aber freue mich darauf," rief Dolph, „eine lustige Bauernkirmeß mitzumachen; ich will das Leben dieser schlichten Naturmenschen ablauschen, die Mädel und Jungens zeichnen,

wenn sie herumspringen, die Alten, wenn sie trinken und schwätzen; oder am Werktage die Frauen, wenn sie zum Brunnen gehen, Wasser zu holen; die Mägde, wenn sie die Kühe melken; den Knecht, der das Futter herbeischleppt und doch noch Zeit hat seiner Liebsten etwas Schönes zu sagen; wenn die Gemeinde zur Kirche geht, will ich sie in ihrer Andacht beobachten und diese Welt, weil sie in ihren Erscheinungen noch am poetischesten ist, wiederzugeben versuchen."

„Wie gesagt," erwiederte Franz, „die Natur bleibt in ihrer Erscheinung unverrückbar, und der Mensch, welcher ihr am nächsten lebt, sich am meisten mit ihr beschäftigt, hat für die bildliche Darstellung noch am meisten Reiz."

„Deshalb mag es auch so schwer sein," fiel Theodor ein, „für die historische Darstellung Stoff aus den uns umgebenden Erscheinungen zu schöpfen; man muß ganz in sich hineinkriechen, ja, sich eine Welt in seinem Innern erbauen, und dennoch erlebt man, wie oft das Beste, das aus solcher Geistesstimmung hervorgegangen, gerade am wenigsten begriffen wird. Ich habe mich diesen Winter viel mit solchen Betrachtungen herumgequält, bei Tage nach der Antike gezeichnet, am Abende componirt und oft spät in die Nacht hineingelesen. Ich fühle, daß ich in dieser kurzen Zeit eine früher nicht geahndete Uebersicht der Kunstzwecke gewonnen habe, allein nun ist auch mein Körper sehr angegriffen, ich nahm mir vor, drei bis vier Wochen nichts zu thun, als Heu zu machen, zu dreschen und in Gottes Namen Mist auf den Karren zu laden, wie ich es früher gethan. Ich will, wenn ich es irgend vermag, das Zeichnen und Malen vergessen, bis ich wieder ein gesunder Kerl bin."

Die Gefährten lobten seinen Vorsatz, brachen auf und

gelangten ohne besonderes Begegniß in die Nähe ihres Zieles, wo ihnen die Hunde entgegengesprungen kamen und ihren alten Herrn vor Liebe fast umwarfen. Ihr Bellen lockte die Kinder aus dem Hause und es war ein großer Jubel über den guten Ohm Theodor, der ihnen auch Caramellen und Speculazien mitgebracht hatte. Auch die Hausfrau und das Gesinde kam herbei und die drei Freunde fanden sich bald so glücklich in diesem Kreise, daß selbst Delph einige Stunden keine mißmuthige Laune zeigte. Endlich kam auch der Wirth aus dem Felde und nun wurde ein Mittagsmahl in Angriff genommen, bei welchem der friedliche, aufgeweckte und launige Geist der Speisenden alle Leckerbissen französischer Kochkunst ganz wohl entbehrlich machte. —

Lassen wir sie beim fröhlichen Mahle und begeben wir uns in den Garten hinter dem Hause unseres alten Freundes, des invaliden Malers. Auch er hatte mit dem Inspektor und dem Kunstgelehrten im Kreise seiner Familie gespeist und die drei alten Knaben saßen in einer Gartenlaube vor einem Blumenparquet und schlürften ihren Kaffee. Auf dem grünen Rasenplatze spielten die Enkelkinder, jauchzten und jubelten, und das alte Kleeblatt sah mit vergnügter Miene das aufkeimende Geschlecht der Menschen- und Pflanzenwelt an.

„Die Blumen sprengen ihre Kapseln," bemerkte der Alte, „die Biene beginnt den Honig aus ihren Kelchen zu saugen, der Schmetterling umflattert sie und diese Menschen. Thier- und Pflanzenwelt verjüngt sich unausgesetzt; Alles, was entsteht, sehnt sich nach Licht und Leben, nach Ausbildung und Vervollkommnung, am meisten jedoch der sich selbst bewußte Geist des Menschen."

„Aber die Blätter welken und fallen ab," fiel der Gelehrte

ein, „und auch wir Alten sind diesem Loose nahe. Wenn auch die Körperwelt sich umwandelt, kann sie doch nicht vergehen. Die unsterbliche Seele des Menschen aber, die nach weit höherer Vervollkommnung ringt, sehnt sich hinaus aus ihrer zerbrechlichen Hülle in das reinere Element, für welches sie erschaffen."

„Aber wo gehen sie hin, die unzähligen Geschlechter, welche nach kurzer Lebensdauer von dieser Erde hinwegziehen?" unterbrach ihn der Alte. „Von den Hervorragendsten unter diesen Millionen bleibt uns zwar das Andenken durch die Geschichte, durch die Werke ihres Geistes und ihrer Hand. Werden wir sie aber selbst dereinst sehen, werden wir von ihnen vernehmen oder werden wir in den höheren Regionen Wünsche und Bedürfnisse der Art gar nicht mehr hegen?"

„Alles Räthsel!" sagte der alte Inspektor, „der Klügste und der Beschränkteste kommt endlich doch nur zu dem Schluß: Thue täglich deine Pflicht nach deiner besten Einsicht; alles Uebrige überlaß deinem Schöpfer."

Dies war der ungefähre Inhalt des Gespräches, welches die drei alten Männer unter sich führten, bis sie nach und nach zu praktischen Gegenständen ihres Berufsfaches übergingen, wobei der Alte äußerte: „Wir sprachen bei Tische über die Nothwendigkeit einer Landschafterklasse an unserer Akademie und über die Anstellung eines dazu geeigneten Lehres."

„Allerdings giebt es jetzt sehr viele junge Leute," erwiederte der Gelehrte, „die sich ausschließlich diesem Fache widmen wollen.— Der Historienmaler, wenn er auch im großen Ganzen eine richtige Ansicht von der Darstellung der Landschaft besitzt, wird wohl nur höchst selten die landschaftlichen Einzelheiten so tief studirt und ergründet haben, daß er fähig wäre, sie zu lehren.

Die Weise, wie die alten Maler ihre landschaftlichen Hintergründe behandelten, ja selbst wie Dominichino, Caracci, Poussin und Claude sie als besondere Gattung einführten, würde dem gegenwärtigen Publikum nicht mehr genügen; so groß und schön auch der Hauptgedanke in ihren Landschaftbildern sein mag, so wenig vollkommen ist die Charakteristik der einzelnen Gegenstände: es sind eben nur Bäume, die in die Höhe oder Breite wachsen, Pflanzen mit langen, spitzen oder runden Blättern; ein wirkliches Eindringen in die charakteristischen Einzelheiten ist nirgends sichtbar."

„Es würde schwer werden," bemerkte der Alte, „in diesen Landschaften eine italienische, schweizerische oder deutsche Gegend genau zu unterscheiden, und dennoch würden wir einen Lehrer, der gerade ein solches Verständniß besäße, für unseren Zweck bedürfen."

„Sollte der dicke Franz nicht der Geeignetste sein?" fragte der Inspektor.

„An ihn habe ich auch am meisten gedacht," erwiederte der Alte, „es mag noch größere Talente geben, allein er besitzt die nöthige Einsicht und Parteilosigkeit zu einem solchen Amte, und wenn ihr mit mir übereinstimmt, so werde ich die geeigneten Schritte höheren Orts in dieser Beziehung versuchen."

Die Freunde stimmten nach reiflicher Ueberlegung diesem Beschlusse bei und der Inspektor sagte: „Wenn es gelingt, wird er sich freuen, denn er gehört zu denen, die täglich ihre Pflicht thun, nichts fordern und den lieben Gott walten lassen; dabei wird er nicht mager und kommt am Ende doch am besten zu seinem Ziele. Mir ahndet, es wird eine Hochzeit geben! Das schwer zu erhaltende Gehalt wird das erste, der Titel und das Mädchen das bald nachfolgende sein."

Der Alte lachte und sagte: „Wie gut du unterrichtet bist Peter! Kennst du auch noch einen Anderen, der sich ohne Gehalt gerne mit einem Titel begnügte?"

„Ob ich ihn kenne!" erwiederte jener, „allein wir haben letzthin so lange conferirt, die Stiftung einer Klasse für Genremalerei und mithin eines Lehrers für dieselbe sei etwas Ueberflüssiges, indem die ersten Studien eines Historienmalers auch die zweckmäßigsten für einen Genremaler wären, so daß für seine Anstellung wenig Aussicht vorhanden ist."

„In unserer Zeit kommt es häufig vor," sagte lachend der Gelehrte, „daß man Aemter für Personen sucht, nicht Personen für Aemter."

„Und bedenkt dabei wenig," fiel der Alte ein, „daß die Staatsgelder ebenso gut aus dem Säckel des ärmsten Knechts, als aus dem gefüllten Schatze des Magnaten zusammenfließen."

„Du verlangst auch zu viel von den Regierenden," sagte der Gelehrte, „es sind Sterbliche, wie wir, sie müssen sich immer auf die Berichte von Anderen verlassen. Die große Oeconomie Gottes, der Disponent und Executor zu gleicher Zeit ist, bringt am Ende doch diese unfreiwilligen Fehlgriffe wieder in Ordnung, sonst würde die Gesellschaft schon lange nicht mehr bestehen: man hätte sich längst unter einander todt geschlagen."

Im Verlaufe des Gespräches kamen sie auf die Kupferstecherkunst, weil sich unter den Studirenden einige ganz ausgezeichnete Talente für dies Fach bemerkbar machten. Auch an diese Kunst macht das Publikum gegenwärtig ganz andere Ansprüche. „Bis zur Epoche der Caracci, von denen Augustin Caracci selbst in Kupfer stach, sind wir," sagte der Alte, „in der italienischen Kunst keine malerisch ausgeführten

Kupferstiche bekannt. Die sogenannten Kleinmeister und später Lucas von Leyden und vor Allen Albrecht Dürer machen eine bemerkenswerthe Ausnahme, sie stachen zwar sehr kräftig und ausgeführt, beabsichtigten jedoch niemals die Lokalfarben der Malerei wiederzugeben. Des Letzteren Kupferstiche sind abgesehen davon, daß dieser große Geist zugleich der Erfinder und Zeichner war, in Bezug auf Technik von der größten Vollkommenheit.

„Der ursprüngliche Zweck der Kupferstecherei war nur die plastische Seite eines Kunstwerkes wiederzugeben, welches in Bezug auf Freskomalerei völlig hinreicht. — Die schönsten Blätter des Mark Anton, der mehr als viele Andere zum Kupferstecher geboren war, geben Zeugniß davon. Jetzt aber verlangen die Kunstliebhaber etwas Anderes und, wenn man will, etwas Vollkommneres. Nicht allein die plastische Seite eines Bildes soll wiedergegeben werden, sondern auch dessen malerische Wirkung. Man soll, soweit es möglich, in Kupferstichen das Colorit des Fleisches, sowie die Lokalfarben der Gewänder erkennen. Die verschiedenen Stoffe sowie die Nebensachen aller Art sollen durch die verschiedene und eigenthümliche Behandlung charakteristisch ausgedrückt werden und nur einem solchen Blatte gönnt man einen Platz in einem eleganten Gemache. Diese Forderung entbindet die Kupferstecher keineswegs, das Nothwendigste, nämlich das plastische Element, im Auge zu behalten; die Form bleibt immer die Hauptsache. Was man will, ist ein Mehr, mithin ein ächter Fortschritt. Leider wird diese Mehrforderung des Publikums von neueren Kupferstechern, die nicht zeichnen können, häufig mißbraucht, denn sie gehen lediglich auf den Effekt aus und täuschen dadurch den oberflächlichen Beschauer.“

„Tragen daran nicht die neueren Maler die meiste Schuld?“ fragte der Gelehrte. „Täuschen sie nicht auf ähnliche Weise das Publikum? Kann man denn überhaupt von den Kupferstechern mehr verlangen, als das treuste Wiedergeben ihres Originals?“

„Gewiß nicht,“ erwiederte der Alte, „der Kupferstecher ist einem tüchtigen Virtuosen vergleichbar, der mit seinem Gefühle und Geschmack die musikalischen Gedanken des Componisten vorträgt; oder vielleicht noch mehr dem geistreichen Uebersetzer, der eine fremde Poesie in seiner Muttersprache wiedergiebt. Wenngleich der Kupferstecher nur reproducirender Künstler ist, so sind doch diejenigen immer selten, welche ein feines Gefühl mit einer angeborenen Geschicklichkeit und Leichtigkeit der Hand verbinden und sie müssen es wohl sein, denn sie werden besser bezahlt, als die erfinderischen Köpfe.“

„Das liegt in der Natur der Sache, denn die Spekulation bemächtigt sich einer gut gestochenen Platte, tausende von Exemplaren werden von ihr abgedruckt und bilden einen Artikel im Welthandel.“

„In der neueren Zeit ist die Bedeutsamkeit einer guten Platte noch gewachsen und zwar durch die Nietenblätter der Kunstvereine, dieser Surrogate einer ehemaligen besseren Kunstzeit. Doch geschieht jetzt Alles durch Associationen und die Künstler müssen schon zufrieden sein, daß es noch viele giebt, welche wenigstens für fünf Thaler jährlich Kunstliebe haben. Aber um diese rege zu halten, muß die Verwaltung solcher Vereine auch jährlich einen möglichst guten Kupferstich den einzelnen Actionären darbieten, und dies ist nach langjähriger Erfahrung die schwierigste Aufgabe. Die berühmten Kupferstecher machen für ein solches Institut unerschwingliche Forde-

rungen; am glücklichsten trifft es die Verwaltung, wenn sie ein aufkommendes großes Talent, dessen Ruf noch nicht so bedeutend ist, als seine Leistungen, für sich zu gewinnen weiß. Aber nicht immer steht einem ein Rafael Morghen, ein Desnoyer oder ein Longhi, Anderloni und Toschi zu Gebote, denn diese lieben mehr nach Rafael oder Michel Angelo als nach neueren Bildern zu stechen. Je schöner und berühmter das Original ist, um so mehr ist der Kupferstecher zu der Hoffnung berechtigt, seinem Werke eine große Verbreitung zu verschaffen. Jedermann interessirt sich für die Compositionen der großen alten Meister und selbst ein schlechter aufgekratzter Abdruck von Marc Anton wird deßhalb gekauft, weil er einen der göttlichen Gedanken Rafaels wiedergiebt. Selbst die besten Abdrücke von Marc Anton oder Giorgio Mantovano werden von Kupferstichsammlern gegenwärtig nur in Mappen gehalten, und es denkt Niemand daran sie als Zimmerverzierung aufzuhängen. Nicht einmal die viel weiter ausgeführten Blätter, der St. Hubertus, der St. Hieronymus, die Melancholie, die Fortuna von A. Dürer genießen diese Ehre. Diese Blätter besitzen malerischen Effekt genug, um den modernen Kupferstichen die Wage zu halten. Sie sind jedoch sehr theuer und außerdem fehlt den Figuren des Dürer bei aller Charakteristik jene Anmuth und ausgebildete Schönheit der Form, an welche das Publikum durch die Stiche nach den großen italienischen Meistern gewöhnt ist.

Augustin Caracci war wohl eigentlich der erste Italiener, welcher es im siebenzehnten Jahrhundert versuchte, seinen Kupferstichen eine malerische Wirkung zu geben; dann scheint es, als ob diese Kunst ganz auf die Niederländer übergegangen sei, denn eine bewundernswerthe Handhabung des Grabstichels

zeigen Goltzius, Paul Pontius und Bloemaert in ihren vielen Stichen nach Rubens und van Dyck, unter welchen sich besonders die Bildnisse nach jenen Meistern auszeichnen. Auch gehört A. Vischer zu dieser Schule, welcher auch ein erfinderisches Talent besaß und mehrere eigene Compositionen stach. Am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts hingegen scheinen die Franzosen die Oberhand gewonnen zu haben, denn Edeling, der, obgleich ein Deutscher, in Paris seine Ausbildung erhielt, schuf eine ganze Schule vollendeter Kupferstecher, aus welcher auch Nanteuil, Massen und Drevet hervorgingen. Im vorigen Jahrhunderte finden sich in England als ausgezeichnete Männer dieses Faches Woollet, Scharp und Strange; zu gleicher Zeit in Italien Bartolozzi, Volpato und R. Morghen, von welchen zuerst Bartolozzi mit Punkten und ganz kurzen Strichen die zartesten Halbtöne nachzuahmen verstand, später aber nach England ging und dort viel in punktirter Manier arbeitete. Am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts und besonders unter der Regierung Napoleons erschienen Berwyk, Desnoyer, Forster, und in Italien Longhi, Anderloni und Toschi, und bereiteten die gegenwärtige Epoche vor, welche an technischer Ausbildung alle früheren übertrifft.

„So sehr nun auch in Deutschland diese Kunst zurückgeblieben war, so muß man doch Schmidt und Wille nennen; Letzterer arbeitete zwar viel in Paris, war jedoch der Meister von Gotthard Müller, dessen Sohn Wilhelm die berühmte Madonna di San Sisto nach Rafael stach und durch dieses Blatt, welches die Herausgeber reich und ihn selbst wahnsinnig machte, die Ehre seiner Landsleute in diesem Fache wieder herstellte. Wir können uns freuen, daß wir jetzt in der Kupferstecherkunst keiner anderen Nation nachstehen, sondern sogar

hoffen können, die wahre Bestimmung derselben völlig richtig aufgefaßt zu haben. Vorzüglich durch Overbeck, der mehrfach einen Cyclus in sich zusammenhängender Compositionen erfunden, welche in bloßer Zeichenmanier nachgestochen wurden, sind die jungen aufkommenden Kupferstecher wieder auf eine strenge Methode zurückgeführt worden; sie müssen mit Wenigem das Wesentliche des Vorbildes wiedergeben und gewöhnen sich dadurch, diese Weise auch bei ausgeführten Blättern anzuwenden; überhaupt ist der indirekte Einfluß Overbecks sehr wirksam auf die neue deutsche Kunst gewesen, namentlich in Bezug auf die stilvolle Auffassung der Gegenstände, da das Niedrige und Gemeine dieser edeln Natur schon von jung an völlig fremd war."

Die Freunde sprachen noch mancherlei über diesen großen Künstler, der ihr Jugendfreund und Studiengenosse gewesen und verabschiedeten sich sodann von dem alten Meister. Dieser hatte noch eine Zeit lang in der Dämmerung gelustwandelt, war dann auf sein Zimmer gegangen und hatte sich in seinen Lehnstuhl gelagert. Er schloß halb die Augen, alte Erinnerungen erschienen wieder vor seiner Seele und es dünkte ihn, als träte er in die Klosterzelle von St. Isidor, wo er seinen Freund Overbeck zum erstenmale gesehen. Dieser war mit Mehreren seiner Studiengenossen von Wien nach Rom gekommen und jeder von ihnen hatte in dem verlassenen Kloster eine Zelle bezogen, von denen jedoch keine einzige ein passendes Künstleratelier bildete. Das ehemalige Refektorium der Mönche war ihr Akademiesaal, wo sie am Abende gemeinsam nach dem Nackten zeichneten oder sich wechselseitig mit Gewändern Modell standen. Sie hatten in der Akademie von Wien eine Art ehrenvoller Relegation empfangen, eigentlich nur, weil sich

ihnen aus dem innersten Wesen ihrer Naturanschauung eine Methode der Nachahmung aufdrang, welche mit dem verschwommenen und flauen Geiste der Zeit im entschiedenen Widerspruche stand. Der Alte, der sich in einer ähnlichen Opposition zur selben Zeit in Berlin befunden, und von Natur weniger sanft und anspruchsloses gewesen war, erinnerte sich, mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit, sich gleichsam entschuldigend, ihm Overbeck diese Relegation mitgetheilt hatte, und knüpfte unwillkürlich folgende Betrachtung daran: Was war denn eigentlich damals unser Verbrechen? Was haben wir gewollt und was ist für uns daraus entstanden? Es war der Drang nach einem festen klaren Begriff, nach einem bestimmten einzig richtigen Umriß der Form im Gegensatz zu der schwankenden, nebelvollen und flauen Zeit. Der bequeme Indifferentismus hatte sich in der Kunst wie in allen übrigen Geistesrichtungen verbreitet. Ist es nicht der Drang nach einem scharfen Contur, dachte er, der uns auch außerhalb der Kunst in jeder anderen Beziehung geleitet hat? Wenn wir kaum den Knabenjahren entwachsen, unsere Meister erzürnten, weil wir ihnen zum Trotz unsere Kreiden so fein als möglich spitzten, um den einzig richtigen Umriß des vor uns stehenden Modells zu zeichnen, war es denn nicht derselbe Drang nach Wahrheit, der uns später auf ganz anderem Gebiete soviel Verkennung und Tadel zuzog? Er dachte weiter über die Geistesentwickelung seines Freundes Overbeck nach, wie seine Jugendbildung so glücklich gewesen, wie sein Vater, ein edler und angesehener Mann zu Lübeck, selbst ein Dichter, die zarten Keime dieses dichterischen Talentes aufs sorgfältigste gepflegt habe, ja ihm sogar eine gelehrte Bildung gegeben, welche selten in solchem Grade bei einem bildenden Künstler gefunden wird.

Mehr noch als dieses! Sein Vater pflanzte in ihm den damals so selten gepflegten Keim eines positiven religiösen Glaubens. Wie bist du glücklich gewesen, geliebter Freund! dachte er weiter, du fandest so früh den unwandelbaren Grund, auf dem sich in allen Geistesrichtungen das Höchste erbaut! Du erkanntest die Schätze der aus der christlichen Offenbarung hervorgegangenen Poesie und Kunst, und wußtest die längst Vergessenen und Vergrabenen wiederum zur Geltung zu bringen.

Die ganze Zeit, in welcher er mit Overbeck und seinen Genossen, zu denen sich später Cornelius und die beiden Veits gesellten, verkehrte, schien ihm eine eigenthümliche Krisis zu bezeichnen. Obgleich diese jungen Männer vorher weder in schriftlicher noch persönlicher Berührung gestanden, fanden sie sich nichtsdestoweniger in wunderbarer Uebereinstimmung aller ihrer Ansichten. Diese standen allerdings im Widerspruch mit der griechischen Bildung, welche damals dem größten Theil der intelligenten Welt als das Höchste galt. Die conventionelle französische Nachahmung griechischer Kunst und noch mehr der Zopfstil war zwar schon durch Winckelmann und Lessing theoretisch, durch Canova, Thorwaldsen, Flaxman, G. Schadow und Andere auf dem Gebiete der bildenden Kunst, sowie durch Goethe und Schiller auf dem Gebiete der Poesie praktisch überwunden. Das Unnatürliche war verschwunden und man war auf einem natürlichen Boden angekommen. Als sich nun durch Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Wackenroder und Andere, die mit der christlichen Offenbarungslehre so eng verbundene romantische Schule aufthat, fand sie an jenen hervorragenden Männern heftige Widersacher, auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß jene Romantiker mehr das Schöne, als das ewig Wahre und Erlösende des Christenthums erkannten. Sie betrachteten das

selbe mehr als eine Fundgrube längst vergessener poetischer Ideen und Empfindungen und benutzten es wie ihre Vorgänger die antiken Mythen benutzt hatten; nur Novalis, Friedrich Schlegel, Schütz und einige Andere mögen davon eine Ausnahme gemacht haben.

Wir Künstler unternahmen damals, sagte er zu sich, einen ähnlichen Kampf und wahrlich in der besten Absicht, dessen Tragweite wir nicht erkannten, der sich aber noch immer fortspinnt und dessen Beendigung auch noch jetzt in weiter Ferne liegt. Sonderbar genug begann er auf dem Gebiete der Poesie und Kunst und theilte sich von dort aus immer mehr den ernsten spekulativen Wissenschaften mit, ja er tritt jetzt sogar in das Gebiet des öffentlichen politischen Lebens. Dieser Gang der Entwickelung verhält sich wie ein Gedanke, der zur Thatsache übergeht. — Es ist möglich, daß ich mich irre! rief der Alte bei sich selbst aus, es klingt sogar stolz, daß ein solcher Umschwung der Ideen von Dichtern und Künstlern ausgegangen sein sollte!

Wer Overbeck nur einmal gesehen, wer ihn nur einmal gehört, dachte er weiter, wird an der Reinheit seiner Absichten, an seiner großen Kenntniß und tiefen Einsicht keinen Zweifel mehr hegen; ebenso zeigt sich im Ausdruck seines ganzen Wesens die liebevollste Theilnahme gegen Jedermann. Man kann entgegengesetzter Meinung sein, allein es ist entweder Irrthum oder absichtliche Verkennung, diesen merkwürdigen Mann anders zu beurtheilen.

Die Nacht war hereingebrochen, man brachte Licht und der Alte rief seinen Sekretär, dem er Nachfolgendes diktirte:

„Der Irrthum, in welchem sich nach meiner Ansicht Overbeck und seine Studiengenossen im zweiten Jahrzehnt dieses

Jahrhunderts befanden und welcher einigermaßen schädlich auf ihre künstlerische Ausbildung wirkte, war eben, daß sie das Naturstudium, auf welchem allein die vollendete Ausführung beruht, zu sehr im Allgemeinen betrieben. Jeder hatte im Kloster zu St. Isidor eine kleine Zelle, wo kaum ihre Bilder, viel weniger ein Modell Platz finden konnte; sie studirten zwar im Refecterium vereint nach dem Modell, malten aber ihre Bilder rein aus dem Gedächtnisse, indem sie fürchteten durch das Modell zu naturalistisch zu werden und die innere ideale Vorstellung durch dasselbe zu schwächen. Bei einem Manne von Overbecks Formengedächtnisse ging es noch allenfalls, die Uebrigen aber leisteten viel weniger als sie vermocht hätten, und Mancher verfiel sogar in das Manierirte. Später verließen sie diese für Künstler ganz unpassenden Wohnungen, sahen auch bald ein, daß man besondere Naturstudien für jede einzelne Figur machen müsse, um sie kunstgerecht auszudrücken. Da jedoch nichts schwieriger ist, als die zweckmäßige Anwendung der Naturstudien auf den gegebenen idealen Gegenstand und jedes Kunstwerk entweder eine zu wenig oder zu viel naturalistische Seite hat, so zogen sie den ersten Mangel vor, und gelangten leider, selbst Overbeck nicht ausgenommen, niemals zu einer so vollkommnen Durchbildung, wie es den großen Künstlern am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts bei einer völlig richtigen Schule möglich war. Es bleibt immer ein mißliches Ding, wenn ein Maler, der große Compositionen ausführt, kein gutes Portrait malen kann; man darf mit Recht voraussetzen, daß er auch im historischen Fache, in der Oelmalerei nichts Vollendetes leisten wird; in der Frescomalerei dagegen wird dieser Mangel nicht so fühlbar werden. Mit Ausnahme Rafaels haben die Venetianer und

Niederländer, diese großen Naturalisten und vollendeten Oelmaler, auch beiweiten die besten Bildnisse gemalt.

Wer Overbecks Zeichnungen sowohl nach dem nackten Modell, als nach Gewändern gesehen, die er zu seinem eigenen Schaden immer nur in kleinem Maßstabe machte, wird entzückt sein über die Innigkeit und Feinheit, womit er die Natur aufzufassen vermochte; hätte er die überwiegende Lust fortwährend zu componiren bezwungen, hätte er sich die Zeit genommen, größere Naturstudien zu zeichnen und zu malen, so würden seine Oelgemälde häufig seiner ursprünglichen Handzeichnung und seinen Cartons nicht soweit nachstehen. Er wäre tiefer in das Wesen der Natur eingedrungen, hätte vielleicht weniger, aber ausgebildeter geschaffen, dem Fortschritt der Malerei aber ohne Zweifel noch weit mehr genützt.

Man findet bei den deutschen Künstlern häufiger als bei anderen Nationen einen Reichthum an poetischen Ideen; man sieht viele Handzeichnungen, von deren Ausführung ein schönes Kunstwerk zu erwarten steht, selten jedoch wird aus dem vielversprechenden Kinde ein schöner Mann, denn in dem Maße, als die Idee zur Ausbildung fortschreitet, verliert sie an Leben, wird manierirt und mit Wehmuth blickt man auf die erste Handzeichnung zurück. Worin kann das liegen, als lediglich darin, daß der Künstler der Mittel nicht Herr war, seine Idee völlig natur- und kunstgerecht auszudrücken, mit einem Worte, daß es an einer Schule fehlte? und dies ist auch der Grund, daß Overbeck nicht zu den größten Künstlern aller Zeiten gezählt werden kann. In ihm war der Stoff in reichlichem Maße vorhanden, und es ist ungerecht, dem aus einer solchen traurigen Epoche hervorgehenden Künstler die Schuld hievon

beizumessen, die vielmehr eine nothwendige Folge seiner Zeit erscheint.

Wenn dies große Talent mit Ausnahme einiger Bilder aus Tasso's befreitem Jerusalem, keine andere als heilige Gegenstände behandelt hat, so liegt dies keineswegs in der Einseitigkeit seiner Anlage, er weiß das poetische überall aufzufinden, wo es sich zeigt, es liegt vielmehr darin, daß er keine anderen Gegenstände so sehr der Darstellung würdig fand. Der Künstler muß das schaffen, wovon seine Seele am tiefsten ergriffen ist; auch hege ich die Ueberzeugung, daß gerade diejenigen Gegenstände, welche Overbeck wählt, die höchsten Kräfte menschlicher Begeisterung in Anspruch nehmen. In der Composition evangelischer Thatsachen hat ihn Niemand übertroffen und wird es auch nicht so leicht, denn dazu gehört außer dem Kunsttalente eine große und reine Seele, wie er sie wirklich besitzt. Die leidenschaftliche, energisch kräftige Darstellung wird einen Mann seiner Richtung immer weniger ansprechen, mithin ihm auch weniger gelingen, als anderen hohen Begabten, die nicht in einem so reinen Elemente wohnen. Auch mag dadurch seinen Werken etwas vom sinnlichen Leben abgehen; obgleich in späteren Arbeiten hin und wieder eine gewisse Monotonie sichtbar wird, rufe ich dennoch aus: „Selig der Mann, der eine solche Einförmigkeit besitzt!“

Man erkläre sich die Mängel seiner Kunst aus seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit und man wird finden, daß sie denen des Beato Angelico da Fiesole auffallend gleichen.

Sehr häufig hört man Cornelius mit Michel Angelo und Overbeck mit Rafael vergleichen. Diesem Urtheile kann ich nicht beistimmen, sondern behaupte, daß selbst, wenn Beider natürliches Talent jenen großen Künstlern die Wage hielte,

ihre ungünstige Zeit die Erreichung einer ähnlichen Kunsthöhe nicht gestattet hat. Ferner giebt es in der Kunstgeschichte nicht leicht einen vielseitigeren Künstler, als Rafael; er bewegt sich mit gleicher Kraft und Anmuth auf dem symbolischen und historischem Gebiete, in der antiken Mythe wie in der heiligen Offenbarung, in den verlockendsten wie in den ernsthaftesten Gegenständen; dahingegen Overbeck sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf die Darstellung heiliger Gegenstände beschränkt und somit in der Wahl derselben einseitig genannt werden könnte. — Michel Angelo aber behandelte als Maler fast ausschließlich alttestamentarische Gegenstände, seine Compositionen aus dem neuen Testamente würden ihm schwerlich den großen Ruf erworben haben, und obgleich man in seinen Bildhauerarbeiten den Einfluß der Antike nicht ganz verkennen kann, bleibt er doch seinem ursprünglichen Naturell so treu, daß von einer Nachahmung nicht die Rede sein kann: er ist groß und unübertroffen in seiner Richtung, das Gebiet derselben ist jedoch ein beschränktes zu nennen. Cornelius hingegen ist, sowenig auch seine künstlerische Ausbildung mit der des Michel Angelo verglichen werden kann, in seinen dichterischen Anlagen von wahrer Universalität, er bewegt sich mit gleicher Leichtigkeit in seinen Compositionen auf dem romantischen, mythischen und heiligen Gebiete. In der großartigen symbolischen Auffassung der heiligen Offenbarung ist er Meister; nur in der Darstellung evangelischer Fakta fehlt es ihm an der nothwendigen Schlichtheit und Einfalt. — Beide Künstler aber stehen in Bezug auf Ausbildung ohne ihre Schuld jenen großen alten Meistern weit nach, ihre Zeit war der künstlerischen Entwickelung ebenso ungünstig, als jene derselben förderlich war.

Overbecks Werke sind kurz nach ihrem Entstehen in Zeit-

schriften so vielfach besprochen worden, daß eine Aufzählung und Wiederholung des Einzelnen überflüssig erscheint. Man findet diese vollständig aufgezeichnet in Naglers Künstlerlexicon. Seine Wirksamkeit in den letzt verflossenen Jahren scheint sich auf die Herausgabe eines großen Cyclus evangelischer Darstellungen zu beschränken, welche sehr schön von Düsseldorfer Kupferstechern gestochen, dem frommen Sinn des Publikums dargeboten werden. Der Künstler wird seinen Zweck erreichen, denn sie müssen bei ihrer Vortrefflichkeit in dem Beschauer die heiligen Gedanken und Empfindungen anregen, welche ihn beseelten, als er sie schuf. Dies mag ihm reichlicher Ersatz sein für die Verunglimpfung jener, die ihn in ihrer Beschränktheit der Bigotterie beschuldigen. Er lebt fortwährend in Rom und es ist sehr wünschenswerth, daß diesem großen Künstler und noch größeren Menschen eine langjährige Thätigkeit gegönnt sein möchte. —

Nach einigen Tagen erhielt der Alte ein Schreiben der ministeriellen Behörde, in welchem die Stiftung einer besonderen Klasse für die Landschaftmalerei als zweckmäßig befunden wurde. Er dachte gleich an den jungen Franz, und wünschte ihn mit der bestimmten Aussicht auf seine Anstellung zu überraschen. — Dieser befand sich mit Dolph und Theodor immer noch auf dem Lande und zwar in einer so traurigen Stimmung, daß ihn die freudigste Botschaft kaum zu erheitern vermocht hätte.

In dem Hause des Hofraths waren zwei Ereignisse eingetreten, welche Dolph und Franz gleicher Weise in Bestürzung setzten. Um die schöne Henriette freite ein junger Assessor von glänzenden Aussichten. Dieser war Dolph und den übrigen jungen Künstlern wohl bekannt und galt bei ihnen als der

Typus der Selbstgefälligkeit, des Eigendünkels und Beamtenstolzes. Ungeachtet seiner Kenntnisse war er oft selbst seinen Collegen unbequem, der genialen Künstlerjugend aber durchaus lästig und zuwider. Der Mädchenwelt, die sonst Heirathskandidaten wohl zu schätzen weiß, mißfiel er durch seine Altklugheit und sein steifes und ungraziöses Benehmen. Nur den Eltern galt er wegen seiner einflußreichen Verwandtschaft und seines Vermögens als ein höchst schätzenswerther Artikel. — Henriette wurde täglich von ihrem Vater in dieser Beziehung auf das äußerste gepeinigt. Dies hatte sie Dolph gemeldet und der ohnehin launenhafte junge Künstler wurde dadurch für seine Freunde ein unerträglicher Gesellschafter. Ungeachtet aller Liebe, die Theodor zu ihm hegte, sagte er zu ihm: „Bei allen deinen guten Eigenschaften möchte ich weder deine Frau noch dein Bedienter sein." — „Ich könnte dich aber auch weder zu dem Einen noch zu dem Anderen brauchen," erwiederte jener. „Die ganze Welt ist mir jetzt entweder ärgerlich oder langweilig, und du bist es mir auch." Er schnitt dem guten Theodor ein Gesicht und stürmte ins Freie, obgleich sich der Regen in vollen Strömen ergoß.

Es war einer jener langweiligen und trüben Tage, die selbst der Mai in Deutschland mit sich führt. Franz, der still zuhorchend gezeichnet hatte, schaute auf in den bewölkten Himmel und seufzte unwillkürlich. „Auch du siehst jämmerlich aus," sagte Theodor. „Ich habe mich so auf unser Zusammenleben hier gefreut und es ist nichts mit euch anzufangen."

„Du weißt," erwiederte jener, „mich bringt nicht leicht etwas außer Fassung, allein ich habe die Nachricht, mein armes Mädchen, meine Susie, liegt krank am Nervenfieber. Ich schwanke, was ich thun soll; wenn ich nach der Stadt

heimkehre, darf ich sie doch nicht sehen, hier aber halte ich es auch nicht aus. Du siehst, ich versuche zu componiren, allein die Gedanken sind nicht dabei und es wird nichts."

Theodor sah auf die Zeichnung und rief: „Du irrst, Freund, deine schwermüthige Empfindung hat sich wunderbar in dieser Landschaft ausgedrückt."

„Kann sein," sagte Franz seufzend, „die Landschafter schaffen unbewußt mehr aus dem Gefühl als aus dem Verstande."

„Ich vermisse hier keine dieser Eigenschaften," erwiederte jener, „allein ich begreife in deiner Lage deine Sehnsucht nach der Stadt, dein Gefühl ist mächtiger als dein Verstand."

„Es ist etwas wunderbares mit dem sympathetischen Gefühle," sagte Franz. „Obgleich ich sie nicht sehen kann, habe ich doch eine unwiderstehliche Neigung, ihr körperlich näher zu sein. — Ich schnüre mein Bündel und gehe nach K. hinüber, wo in einer Stunde die Post nach D. durchkommt."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Theodor dachte: Wie eigen ist es doch, man kann Hunderte von Meilen körperlich entfernt sein und alle Gedanken und Empfindungen leben mitten unter den entferntesten geliebten Gegenständen. Das wahre Ich ist am Ende nur die Seele, und der Körper sehnt sich immer dorthin, wo jene ihre Befriedigung zu finden hofft. So geht es auch mir, denn je mehr ich zu meinen früheren Geschäften zurückkehre, mit meinen alten Kameraden dresche und pflüge, desto frischer und gesunder werde ich, aber meine Seele lebt unter meinen Kunstbestrebungen und ich sehne mich herzlich nach Bildern und Statuen. Wenn Dolph und Franz fort sind, mit denen ich noch zuweilen darüber spreche, werde ich es auch nicht lange mehr hier aushalten. Ich sehe wohl ein, es muß gelitten

werden, aber es soll lieber mein Körper durch die Kunst, als meine Seele durch die langweilige Arbeit leiden.

Indessen war der mißvergnügte Dolph trotz des Wetters in den Wald gerannt. Regen und Wind kühlte nach und nach sein erhitztes Blut. Seine Lage bedenkend, sagte er zu sich selbst: Die Welt ist nun einmal so, was ist zu machen? Was hilft es dir, alle Zeitungen loben deine Bilder und nennen dich einen genialen Kopf, ja, was noch weit mehr bedeutet, Könige und Fürsten kaufen sie, und doch zieht der Philister von Hofrath die Bewerbung eines ganz gewöhnlichen Menschen der deinigen vor. Wenn mir der Himmel doch nur eine Gelegenheit senden möchte, irgend einen guten Gedanken, um ihn bei seiner persönlichen Eitelkeit zu fassen. Sein Präsident ist ein so liebenswürdiger Mann, so weit erhaben über das gewöhnliche Beamtenphilisterthum, er würde mir gerne behülflich sein, denn er deutete letzthin halb scherzend selbst auf meine Neigung zu Henriette.

Mit solchen Plänen und Plänchen beschäftigt, war er immer weiter fortgeschritten und sogar überrascht, sich schon ein gutes Stück Weges auf der Straße nach D. zu finden. Soll ich zurückkehren? rief er, ich halte es doch dort nicht aus, meine Sachen kann mir Franz oder Theodor nachbringen. Ich fühle, man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist, mein Herz ist der Feuerofen, worin es jetzt glüht und ich bin fest entschlossen, Hand ans Werk zu legen. So trieb ihn seine Leidenschaft rasch vorwärts, bis ihm das weit hinter ihm erschallende Posthorn den Gedanken eingab, auf bequemere Weise nach der Stadt zu kommen. Er ging daher langsamer und dachte, was doch Franz eine schläfrige Kreatur ist; er kann draußen in dem Regen hocken, einen langweiligen Baum nach dem andern

zeichnen, während sein Mädchen zwei Meilen von ihm vielleicht am Nervenfieber stirbt, und das nennen solche Leute noch feurige Liebe. Der Postwagen war ganz nahe gekommen, schien jedoch überfüllt. Dolph fühlte sich durch seine Wanderung im Regen und Koth erschöpft und rief dem Schirrmeister schon von ferne die Frage entgegen: „Es ist doch noch Platz?" In demselben Augenblicke steckte Franz den Kopf aus dem Wagen und schrie: „Was Teufel! führt dich denn hierher? du siehst ja fürchterlich aus, armer Kerl."

Der Wagen hatte still gehalten, Dolph sah aber mit Schrecken, daß die übrigen Passagiere durchaus keine Lust zeigten, den ganz beschmutzten und durchnäßten Menschen zwischen sich zu klemmen. „Was ist da zu machen?" rief Franz mit seinem gutmüthigen phlegmatischen Lächeln, setz' dich auf meinen Platz, Dolph, ich habe meinen Regenschirm, fühle keine Müdigkeit und bin überdies ein Landschafter, welche ihrer Natur nach zum Amphibiengeschlecht gehören." — Hierauf sprang er aus dem Wagen, schob Dolph fast mit Gewalt hinein, welcher sein kurz zuvor gefälltes Urtheil über Franz bereuend zu sich selbst sagte: Er wäre rascher als du in D. gewesen, und doch nanntest du ihn schläfrig. — Beide befanden sich aber in ihrer neuen Lage besser als vorher; der todtmüde Dolph fiel in seiner Wagenecke in einen leichten Schlummer und Franz war froh, aus der stickigen Luft ins Freie gekommen zu sein, er spannte seinen Regenschirm auf und watete ganz gemüthlich durch den Koth. Je mehr er sich aber der Stadt näherte, desto schwerer wurde es ihm ums Herz, das ferne Vespergeläute klang ihm wie Todtenglocken, er sah sein Mädchen schon im Sarge.

Obgleich er einen bedeutenden Umweg machen mußte, trieb

ihn die Angst und die Hoffnung, irgend etwas von seiner Geliebten zu erfahren, nach des Hofraths Hause. Auch wollte es das Glück, daß er ganz in der Nähe desselben auf den Arzt stieß, den er mit Thränen in den Augen nach dem Befinden seines Gustchens fragte. Dieser schien seine Gedanken und Gefühle zu errathen und erwiederte lächelnd: „Das ist eine treffliche Natur, vorgestern fürchtete ich ein nervöses Fieber, heute glaube ich, daß sie bei gutem Wetter in einigen Tagen wieder ausgehen wird.“ Dem armen Franz fiel ein Stein vom Herzen, er hätte im Drange seines Gefühles gerne den Arzt umarmt. Allein dieser, seine Rührung bemerkend, rief aus: „Ich fürchte, die ältere Schwester ist kränker.“ — „Was fehlt denn dieser?“ fragte Franz. — „Sie leidet an einem Herzübel,“ versetzte jener lachend, „man drängt ihr eine zweckwidrige Medicin auf in der Person eines langweiligen Assessors.“ — „Sie sind ja der Arzt,“ sagte Franz, „es ist ihre Pflicht dem zuvorzukommen.“

Hierauf trennten sie sich und Franz fand Delph schon zu Hause, der seine nassen Kleider abgeworfen hatte und still rauchend in der dunkeln Ecke seines Zimmers saß. Er hielt ein Billet in seinen Händen und rief ihm entgegen: „Ich fand dies Schreiben des Präsidenten von vorgestern datirt, als ich hier ankam. Der Präsident muß nicht wissen, daß wir aus der Stadt waren, er ladet uns Beide ein, ihn baldmöglichst zu besuchen. Er erzeigt uns bei jeder Gelegenheit viel Zuneigung und wenn du nicht zu müde bist, so wollen wir noch heute Abend zu ihm gehen.“

Beide faßten den raschen Entschluß sich umzukleiden und fanden den Präsidenten im Kreise seiner Familie, der sie herzlich begrüßend sagte: „Ich habe Sie schon lange erwartet, meine

Herren, ich hoffe, Sie werden mir aus einer Verlegenheit helfen." Hierauf theilte er ihnen seine Absicht mit, in seinem Hause ein Fest zu veranstalten, welches der Künstlerstadt, in der sie lebten, Ehre machen sollte. „Wir können nicht mehr wie gewöhnlich," begann er, „mit Spieltischen und einem langweiligen Souper durchkommen; daran sind Sie selbst Schuld, meine Herren, man erwartet hier in D. etwas Ungewöhnliches. Die Ungewöhnlichen müssen daher mit Hand anlegen, wenn es gelingen soll."

Die jungen Männer dankten für seine Meinung, bemerkten jedoch, daß selbst die lebenden Bilder etwas Gewöhnliches zu werden anfingen und daß irgend ein Scherz damit verbunden sein müsse.

„Lassen Sie das gut sein," erwiederte der Präsident, „schöne Mädchen in reizenden Attitüden sieht man immer wieder gern." Lächelnd setzte er gegen seine liebenswürdige Frau gewandt hinzu: „Und schöne Männer auch, nicht wahr, mein Kind?"

Diese erwiederte in eben dem Tone: „Die Künstler behaupten, der Mann sei eigentlich von Gott schöner geschaffen, als das Weib."

„Trotzdem lieben wir die schönen Frauen doch mehr," erwiederte Do...h.

„Man sagt es gerade Ihnen beiden nach," erwiederte die Präsidentin, und ihr Gemahl bemerkte: „Wir müssen daher zu unserem Feste die Mitwirkung der schönsten Mädchen zu gewinnen suchen. Sitzen wir also zu Gericht. Vor Allen die Töchter des Hofraths R., nicht wahr, meine Herren?"

Die beiden Künstler errötheten und die Präsidentin sagte lachend: „Mein Mann ist ein gewandter Diplomat, er versteht Sie für die Sache zu interessiren."

Dolph, der sich schnell gefaßt hatte, brachte nun allerlei Projekte vor, über welche man hin und her schwatzte, ohne zu einem festen Resultate zu kommen. Franz aber versprach jedenfalls für den decorativen Theil der Vorstellung Sorge zu tragen. — „Es wird nicht leicht sein," bemerkte Dolph etwas schüchtern, „von dem Herrn Hofrathe die Mitwirkung seiner Töchter zu erlangen; man spricht von der Verlobung der älteren und die jüngere ist krank."

„Lassen Sie mich das machen," sagte die Präsidentin; „das kostet mich eine einzige Visite; die Mutter ist eine gar gute Frau und regiert schließlich doch das ganze Haus."

„Der Assessor W. muß überdies eine Landrathstelle vertreten," rief lachend der Präsident, „wir können ihn ja auf einige Zeit an die holländische Grenze schicken."

Dolph hätte bei dieser Aeußerung gerne den Präsidenten vor Freude umarmt. Es wurde nun noch eine Heerschau der schönsten Frauen und Mädchen in der Stadt gehalten, Dolph versprach einen Plan zur Anwendung dieser ausgewählten Schaar zu entwerfen und man kam überein, daß spätestens binnen vierzehn Tagen das Zauberfest zur Ausführung kommen sollte.

Indeß ging es in dem Hause des Hofraths etwas trübselig her und man war dort weit entfernt an lebende Bilder und Tanzfeste zu denken. Die Mutter war zwar beruhigt über das Unwohlsein der jüngeren Tochter, grämte sich jedoch über die ältere, die wegen ihrer Abneigung gegen den Assessor von ihrem Manne unglimpflich behandelt wurde. Der Hofrath war durch Nichts aus seinem gewöhnlichen Lebensgange zu bringen, der ihn außer bei den Mahlzeiten selten mit seiner Familie zusammenführte; aber auch diese kurze Zeit wurde häufig durch Mißhelligkeiten aller Art verbittert. Er sah in

seiner Eitelkeit den künftigen Schwiegersohn schon als Minister und hoffte durch ihn, wenn auch spät, zum geheimen Hofrath zu gelangen, so daß er der Mutter, welche ihrer Tochter Partie nahm, grobe Beleidigungen sagte. Henriette weinte dazu und dachte an ihren Dolph, Gustchen hatte früher in der Fieberhitze von ihrem lieben dicken Franz phantasirt, und der Hofrath wollte darüber vor Aerger platzen und ging schimpfend und tobend im Hause umher.

Plötzlich stürzte mitten in diesen häuslichen Zwist das Dienstmädchen mit der Meldung herein: Die Frau Präsidentin sei unten im Wagen und lasse fragen, ob sie der Frau Hofräthin ihre Aufwartung machen könne. Der Papa war bestürzt und zugleich hoch erfreut über die unerwartete große Ehre; die Mama rückte schnell ihre Haube zurecht, warf in der Eile eine Spitzenmantille um und rief ihrem Manne zu: „Mach' doch daß du hinunterkömmst und führe die gnädige Frau selbst herauf." Indessen war der Hofrath ein so steifer Gaul, daß er die Präsidentin schon auf halber Treppe fand und mit allen den bei solcher Gelegenheit üblichen langweiligen Complimenten brachte er sie endlich in das Besuchszimmer. Beide befanden sich nach dem kurz vorhergegangenen lebhaften häuslichen Zwist dieser eleganten Dame gegenüber in jener ängstlichen Förmlichkeit, wie sie bei Personen ihrer gesellschaftlichen Stellung gewöhnlich ist. Nachdem man sich gesetzt, äußerte die Präsidentin mit völliger Unbefangenheit: „Meine liebe Hofräthin, ich habe durch unsern gemeinschaftlichen Arzt und Freund mit lebhafter Theilnahme von der Krankheit ihrer jüngeren Tochter gehört; seit ich Ihre Kinder in dem schönen Tableau der Aurora kennen gelernt, nehme ich ein so lebhaftes Interesse an ihnen, daß Sie mit meiner Zudringlichkeit

Nachsicht haben werden, wenn ich mich in eigener Person nach ihrem Befinden erkundige."

Dem Hofrath schwoll das Herz von der Lust befriedigter Eitelkeit und er hätte noch zehn kranke Töchter haben mögen, um noch zehn vornehme Damen in seinem Salon zu sehen. Die Mutter war anderer Natur, im Nachwehe der eben überstandenen Mißhelligkeit sagte sie seufzend: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme und erkläre mir dieselbe leicht, da sie ja auch so reizende Kinder besitzen. Indeß ist, Gott sei Dank, alle Gefahr vorüber und ich bitte Sie nur um die Erlaubniß, Ihnen bald meine gesunde Tochter vorführen zu dürfen." Der Hofrath war überrascht von der höflichen Gewandtheit seiner Frau, sah im Geiste die große Ehre voraus mit der Familie zu dem Feste des Präsidenten eingeladen zu werden, und fügte stotternd hinzu, wie glücklich es ihn mache, durch ein nun schon vorübergegangenes Leid die Ehre eines solchen Besuches zu genießen. Die Präsidentin war zu klug, den eigentlichen Grund ihres Besuches vorzutragen, wohl wissend, daß sie binnen ganz Kurzem einen Gegenbesuch erhalten würde und sagte daher nur, wie ihr Mann beständig die Geschicklichkeit und Amtstreue des Hofraths rühme und wie er selbst wünsche, ihn auch außerhalb des Geschäftskreises zuweilen zu sehen. Hier schwindelte dem Herrn Hofrath der Kopf, er vergaß alles Vorhergegangene, nannte Frau und Töchter seine guten Engel, die sein Alter versüßten und begleitete nach kurzem Austausch höflicher Redensarten die Frau Präsidentin selbst zum Wagen, wobei er noch sorgfältig umherschaute, ob auch die Nachbarn die Equipage der Präsidentin bemerkt hätten.

Siebentes Kapitel.

Die kleine Sorgenlast des Alltaglebens,
Der Tage Müh', der Nächte Quälerei,
Ertrage sie, du duldest nicht vergebens,
Noch wen'ge Jahre und es ist vorbei.

Du findest jeden Tag doch eine Stunde,
Wo sich die Muse freundlich zu dir neigt,
Wo sie auf der Geschichte festem Grunde
Dir großer Künstler Leben deutlich zeigt.

Der Welt verkünde, wie sie hoch zu ehren,
Und schreib' mit aller Liebe, aller Treu,
Dann tröste dich, es kann nicht lange währen,
Noch wen'ge Jahre und es ist vorbei.

Dies waren nach einem mühselig verlebten Tage die Gedanken unseres invaliden Malers, welcher wegen des Besuches seines alten Freundes, des Inspektors, seinen Sekretär schnell entließ, dem er so eben die kurze Charakteristik eines der berühmtesten Künstler der neueren Zeit dictirt hatte. — „Heitre mich auf! alter Freund!“ rief er ihm entgegen, „heute geht mir nichts recht, und ich fürchte langweilig dictirt zu haben.“ — „Kann Jedem widerfahren,“ sagte der Inspektor und zündete phlegmatisch seine Pfeife an. Der Alte that dasselbe und Beide saßen eine Weile schweigend gegenüber: „Du bist auch heute langweilig,“ sagte der Invalide, „ich habe so eben meinen Sekretär ohne Lesung des Dictirten entlassen. Nun lies du mal, und wir werden dann doch etwas zu besprechen haben.“

Der Inspektor schickte eine ungeheure Dampfwolke zur Decke des Zimmers, räusperte sich und las: „Wenn es schon eine seltne Erscheinung ist, daß Männer von Talent, ungünstigen Jugendumständen zum Trotz, sich einen Wirkungskreis bilden, so ist es doch noch seltener, sie ein langes Leben hindurch in jedem Werke eine größere Vollkommenheit erringen zu sehen. Es gehört viel Charakter dazu, den anfänglichen Hindernissen muthig Trotz zu bieten, mitten im Beifall, gleichsam auf der Höhe des errungenen Sieges mit gleicher Energie so vorwärts zu streben, als ob noch gar nichts errungen sei. Wenn man von einem Künstler behaupten kann, er habe aus seinen Naturanlagen Alles gemacht, was irgendwie daraus zu machen war, so ist dies das höchste Lob, welches ihm gespendet werden kann.

Dies scheint mir in vollem Maße Anwendung zu finden bei dem Bildhauer Christian Rauch*), welcher in seiner

*) geb. zu Arolsen 1777.

kleinen Geburtsstadt bei einem Zierrathenbildhauer in die Lehre trat. Sein großes Talent ließ ihn nicht lange daselbst verweilen, er ging bald in die Werkstätte des Hofbildhauers und Professors Ruhl zu Cassel, wo er den ersten Unterricht im Zeichnen und Modelliren von Figuren erhielt.

Später kam er unter Umständen, die seinem künstlerischen Berufe entgegen waren, nach Berlin; allein seine Energie brach sich Bahn, und wir finden ihn bald darauf in der engsten Verbindung mit G. Schadow, welcher damals als Hofbildhauer mit großen Arbeiten für das königliche Haus beschäftigt war. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit von fünf Jahren erlangte Rauch eine solche Ausbildung, daß er durch die Unterstützung eines reichen Kunstbeschützers zur Fortsetzung seines

Studiums nach Rom ging. — Dort fand er an dem damaligen preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Wilhelm von Humboldt, einen tiefen Kenner des Alterthums und einen erleuchteten Beschützer. Diesen Umstand muß man als ganz entscheidend für seine künstlerische Laufbahn betrachten, indem dieser höchst bedeutende Mann nicht allein auf die Richtung von Rauchs Talent den größten Einfluß ausübte, sondern auch vermöge seiner hohen kritischen Autorität dem jungen Künstler bald diejenige Anerkennung verschaffte, um von seinem Souverain mit großartigen Aufträgen beehrt zu werden.

Sein Ruf wurde begründet durch die liegende Statue zu dem Grabmonumente der hochseligen Königin Louise, welche sich in dem Garten von Charlottenburg in einer eigens dafür erbauten Kapelle befindet. Die allgemeine Begeisterung für das Andenken dieser erhabenen Frau machte das Werk schon an sich zu einem Nationaldenkmale. Hiezu kam nun noch die hohe Schönheit des Gegenstandes und dessen treffliche Ausführung. Von jener Zeit an erlangte er die Gunst seines Monarchen, welcher ihm große Ateliers in dem ehemaligen Lagerhause zu Berlin einrichten ließ und ihn bis zu seinem Lebensende unausgesetzt beschäftigte.

Rauchs größte Wirksamkeit beginnt nach dem glücklich beendigten Kriege von 1815. Der König hatte nach der sturmbewegten Zeit, auf seinen mannigfaltigen Reisen, die größten Städte Europas gesehen und die geschichtliche Bedeutung ihrer Kunstmonumente kennen gelernt. Eine der ruhmvollsten Epochen der preußischen Monarchie war unter seiner weisen Leitung so eben glücklich beendet: es fehlte daher nicht an günstigen Stoffen, diese in seiner Hauptstadt durch Werke in Erz und Marmor auch den künftigen Geschlechtern im

Gedächtnisse zu erhalten. So begann Rauch die Reihe der Portraitstatuen berühmter preußischer Kriegshelden, welche noch gegenwärtig in seinem Alter einen Theil seiner künstlerischen Thätigkeit ausmachen, und mit vollem Rechte zeitgemäße Kunstwerke genannt werden müssen. Obgleich durch die ungünstige Tracht diese Gegenstände keineswegs vortheilhaft für die Plastik erscheinen, so hat er nichtsdestoweniger der Welt gezeigt, wie man auch das Product des Schneiders stilvoll aufzufassen vermag. Der erhabene und eigenthümliche Charakter seiner Helden, ihre angemessenen Bewegungen und Verhältnisse lassen den Beschauer die ungünstige Tracht vergessen. Auch fand der idealisirende Künstler immer noch Gelegenheit an den Fußgestellen einige poetische Ideen in Relief auszudrücken. Diese portraitartige Richtung der Plastik hat in dem in neuster Zeit entstandenen kolossalen Monumente Friedrichs des Großen mit seinen Feldherren, Staatsmännern und Gelehrten den umfassendsten Ausdruck gefunden, und wird in seiner Art so einzig dastehen, wie jener Friedrich der Einzige selbst.

Obgleich nun Rauch in mancherlei andern Arbeiten, namentlich in seinen Victorien, seiner Najade und vielen Basreliefs seinen Beruf zur idealen Plastik gezeigt hat, so muß man es als eine glückliche Vorherbestimmung ansehen, daß seine größten Aufträge in Darstellungen interessanter Portraitfiguren bestanden, und zwar um so mehr, als keiner seiner großen Kunstgenossen eine ähnliche Befähigung für diese Richtung gezeigt hat. Diese mögen mehr Erfindungsgeist im Reiche der Poesie besessen haben, allein ihre Portraitstatuen haben gewiß einen weit geringeren Werth. Wie viel hier natürliches Genie, wie viel die aus den Zeitverhältnissen hervorgehenden Aufträge zur Entwicklung auf dem einen oder anderen Gebiete bei den ver-

schiedenen Künstlern beigetragen haben, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist die Wirksamkeit Rauchs auf die Entwicklung vaterländischer Plastik von großer Bedeutung, denn aus seinen Werkstätten ist eine namhafte Anzahl sehr ausgezeichneter Bildhauer hervorgegangen, welche vielleicht später ihre richtige Würdigung in diesen Blättern finden werden.

Wenn man eine Rundschau der Bildhauerwerkstätten Europas hält, so darf man wohl behaupten, daß durch den Schutz zweier königlichen Mäcene, höchstens mit Ausnahme Roms, in keiner anderen Stadt so große und schöne plastische Arbeiten ausgeführt werden, als in den Werkstätten Berlins.

Hier hörte der Inspektor auf zu lesen und der Alte sagte: „Es ließe sich über die Thätigkeit Rauchs in Bezug auf die Bildung von Broncegießern, Ciseleuren, geschickten Formern u. s. w. noch Vieles sagen; allein dies ist schon so vielfach erwähnt und anerkannt, daß eine Wiederholung überflüssig erscheint. Ich ziehe daher vor zu Friedrich Tieck*), einem Kunstgenossen und langjährigen Lebensgefährten Rauchs überzugehen.

Dieser wurde in früher Jugend einem Bildhauer zum Unterrichte übergeben, welcher mehr Handwerker als Künstler war. Sein angeborenes Talent und sein nach höherer Bildung strebender Geist, genährt durch seinen, von der Universität zurückgekehrten Bruder, den berühmten Dichter Ludwig Tieck, erhob sich jedoch bald zu einer höheren Kunstanschauung, und kaum waren seine contraktmäßigen Lehrjahre vorüber, als er sich auch gleich durch einige vortreffliche Büsten bemerkbar machte und unter der Leitung des Hofbildhauers und Directors

*) geb. zu Berlin 1776.

G. Schadow sein ausgezeichnetes Talent entwickelte. Den Beweis hiervon lieferte er in einer Gruppe, Mars und Amor, durch welche er sich den akademischen Preis erwarb.

Zu jener Zeit gaben Ludwig Tieck, die beiden Schlegel, Wackenroder und andere ähnliche Geister eine Zeitschrift, Athenäum genannt, heraus, in welchem treffliche Kunstansichten entwickelt wurden. Mit diesen Männern stand unser junger Bildhauer in engster Verbindung und hätte auch ein gelehrter Schriftsteller werden können, da er sich eine, unter Künstlern seltene universelle Bildung erworben hatte.

Auch Tieck hatte das Glück, Wilhelm von Humbodt kennen zu lernen, und erhielt durch dessen Fürsprache ein Reisestipendium nach Italien, kam jedoch nur bis Wien, und wurde durch den in jenem Lande ausgebrochenen Krieg veranlaßt, seine Studien in Paris fortzusetzen, wo er unter dem Bildhauer Pajou arbeitete und später in der Schule Davids fleißig zeichnete und componirte. Dies hat ihn von der romantischen Richtung, welche die Herausgeber des Athenäums in Kunst und Literatur eingeführt, eher entfernt, als derselben näher gebracht. Es ist nicht zu läugnen, daß den idealen Compositionen Tiecks die Lebenswärme häufig abgeht, und ich glaube, sein Naturell war weniger daran Schuld, als die damalige Pariser Schule; am vorzüglichsten erscheint er mir in Portraitfiguren und Büsten, die er mit der größten Sorgfalt in Marmor ausarbeitete. Durch keine Kunstthätigkeit aber kommt der Künstler in so enge Berührung mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, als gerade durch das Portraitiren. Da er überdies ein feiner und gebildeter Gesellschafter war, so lebte er viel in der großen Welt.

Später wurde er nach Weimar berufen, wo sich die meisten

seiner Compositionen antiker Gegenstände befinden. Im Jahre 1805 gelangte er endlich nach Rom, wo er eine ganze Reihe von Büsten für die Walhalla, im Auftrage Ludwigs von Baiern, ausführte. Hier lebte er eine geraume Zeit und fertigte viele Reliefs, worunter auch eines zu dem Grabmonumente Neckers, des berühmten Vaters der noch berühmteren Frau von Stael. Diese Arbeit veranlaßte ihn eine Zeitlang in deren Gesellschaft in der Schweiz zuzubringen, bis er endlich 1819 in seine Vaterstadt zurückkehrte und als Professor an der dortigen Akademie angestellt wurde. Er ist zugleich Conservator für die Antikensäle des großen Museums geworden, und sein Geschmack und seine Gelehrsamkeit machten ihn zu solchem Amte besonders geeignet. Auch erhielt er, durch die Gnade des Königs, Bildhauerwerkstätten in dem ehemaligen Lagerhause, und eine Reihe von Aufträgen, hauptsächlich Reliefarbeiten zur Ausschmückung der großen öffentlichen Bauwerke, welche sein Freund Schinkel ausführte. Wir dürfen ihn daher zu den Künstlern zählen, welche die Bildhauerei in ihrem Vaterlande tüchtig gefördert haben, wie er denn auch namentlich durch seine universelle Geistesbildung dazu beigetragen hat, den ganzen Künstlerstand in den Augen des Publikums zu heben, da er und Mehrere seiner Kunstgenossen in den höchsten geselligen Kreisen Berlins gern gesehen wurden." —

Ueber dies Gespräch ließ sich der Genremaler Delph melden, dem der Alte lachend zurief: „Sie kommen wie gerufen!" Hierauf theilte er ihm mit, er habe einen Brief vom Minister in seiner Angelegenheit erhalten, welcher Nichts gegen den gewünschten Professortitel habe, sofern nicht dadurch andere gleich oder mehr Berechtigte verletzt würden. „Was werden Sie antworten?" fragte Delph lebhaft. — „Ich will mich dem

Tadel Ihrer neidischen Kameraden aussetzen," erwiederte der Alte lachend. — Delphs mißmuthige Miene erheiterte sich für einen Augenblick, doch schien er noch etwas anderes auf dem Herzen zu haben, und der Alte, nachdem er ihn zum Sitzen genöthigt, fragte endlich spöttisch nach der Ursache, welche ihm die Ehre seines Besuches verschaffe.

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit," begann Delph, „ich komme mir vor wie ein gehetzter Hirsch; ich dachte mich mal wieder ernsthaft an die Arbeit zu machen; plötzlich fällt es unserem verehrten Regierungspräsidenten ein, ein Fest mit lebenden Bildern zu veranstalten und ich nehme meine Zuflucht zu Ihrer bekannten Ideenfähigkeit, um mir einigermaßen aus der Verlegenheit zu helfen."

Alle Drei sprachen nun viel über dieses Modethema hin und her, bis man endlich den Plan feststellte, der Zauberer Merlin solle den Prolog sprechen, in welchem er das Publikum auf die Erscheinung der großen deutschen Dichter vorbereitet, dann solle Wolfram von Eschenbach auftreten, gleichsam dichtend eine oder mehrere Stellen des Parcival recitiren, und so den Commentar zu den darauf folgenden lebenden Bildern der Versammlung mittheilen. Ganz ähnlicher Weise wollte man durch den Dichter der Nibelungen und später durch Gottfried von Straßburg lebende Bilder aus ihren großen Dichterwerken verkünden lassen und damit die erste Epoche deutscher Dichtkunst bezeichnen. Den zweiten Theil des Abends dachte man mit einem Prologe des Meistersängers Hans Sachs zu beginnen und hierauf das schöne Gedicht von Goethe über Hans Sachs folgen zu lassen, und zugleich in einem lebenden Bilde darzustellen, während man noch nicht einig war über diejenigen Vorstellungen, welche etwa aus Schillers Balladen

oder lyrischen Gedichten auszuwählen und darzustellen wären. Zuletzt aber faßte man den kühnen Entschluß, Tiecks Garten der Poesie aus dem Prinzen Zerbino mit einigen nothwendigen Abänderungen dramatisch aufzuführen. Der Alte behauptete nämlich, ein solcher Abend müsse lustig enden; die ersten Bilder müßten religiöser, die zweiten heroischer, und die dritten romantisch=verliebter Natur sein, dann müsse das lyrische Element folgen und zuletzt das komische, aber Alles in einem edeln Sinne.

Beide, Dolph und der Inspektor, lobten die sinnreiche Idee des Alten. „Aber vom Gedanken bis zur Ausführung ist es noch gar weit," bemerkte der Letztere. „Das Kind deines Gehirns sieht zwar, wie gesagt, ganz hübsch aus." „Aber!" fiel der Alte ein, „es kann noch ein rechter Krüppel daraus werden, das hab' ich oft genug erlebt."

Der leicht angeregte Dolph war schon ganz Feuer und Flamme, er vertheilte schon die Rollen, betrachtete sich selbst als die Seele des Ganzen und eilte zu einem Dichterfreunde, der ihm nicht allein versprach den Prolog Merlins zu schreiben, sondern auch diejenigen Stellen in den Poesien der großen Autoren aufzusuchen, welche sich zur bildlichen Darstellung eigneten. Nun folgten Tage der angestrengtesten Thätigkeit: es wurden Decorationen gemalt, Kostüme gezeichnet, Putzmacherinnen und Schneidermamsells beschäftigt und die ganze Stadt sprach nur von dem bevorstehenden Feste.

Mehr noch als diese äußere Regsamkeit hatte jedoch die Intrigue zu thun. Die Frau Hofräthin verfehlte nicht ihren Gegenbesuch der Frau Präsidentin sobald als möglich abzustatten und diese nahm natürlich die Gelegenheit wahr, die schönen Töchter derselben für ihr Fest in Anspruch zu nehmen.

Andererseits verfolgte auch die Hofräthin, als ihre Tochter mit den kleinen Kindern der Präsidentin spielte, ihre besonderen Zwecke. Sie sprach von der Liebenswürdigkeit und dem Talente Dolphs und als die Präsidentin feurig darauf einging, deutete sie auf dessen Neigung zu Henriette. Die Präsidentin, welche wie alle Frauen Heirathsprojekte zu machen liebte, ermuthigte die Hofräthin, von den Bewerbungen des mißliebigen Assessors zu sprechen und versprach schließlich, Dolph der Protektion ihres Gemahles zu empfehlen. — „Lassen Sie mich machen," sagte sie der beglückten Hofräthin beim Scheiden, „diese ernste Sache muß durch die fröhliche Sache ins Reine gebracht werden. Ihr Mann muß umgestimmt und Dolph geholfen werden." Die kluge Frau bewirkte auch sogleich die Einladung des Hofrathes zum nächsten Herrendiner, wodurch der Eitelkeit des Subaltern nicht wenig geschmeichelt wurde. Zugleich veranlaßte sie, da ihr und der Hofräthin viel an der Entfernung des gefürchteten Nebenbuhlers lag, ihren Gemahl den Assessor W. nunmehr zu fragen, ob er nicht vorläufig die Vertretung einer erledigten Landrathstelle an der holländischen Grenze übernehmen wolle. — Letzterer war zwar Damen gegenüber etwas steif und langweilig, aber keineswegs dumm, denn er erkannte sogleich, daß man den Unbequemen wegsenden wollte und lehnte unter dem Vorwande augenblicklicher Kränklichkeit den ehrenvollen Auftrag ab. Dolph wurde sehr bald durch die Frauen von Allem in Kenntniß gesetzt, was sein ohnehin leicht erregbares Naturell in neue Aufregung versetzte. Hiezu kamen nun noch alle die Vorbereitungen, Konferenzen, Proben zu dem bevorstehenden Feste, die ihm als Dirigenten des Ganzen oblagen. Alles dieses wirkte so nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand, daß er am Abende eines sehr angestrengten Tages

seinem Freunde Franz ohnmächtig in die Arme sank. Glücklicherweise waren noch andere Freunde gegenwärtig und Franz lief sogleich zu dem uns schon bekannten Arzte. Dolph hatte sich indeß schon wieder erholt, als dieser eintrat, er theilte ihm daher nur mit, daß er bereits seit acht Tagen keinen Schlaf mehr fände, und der Arzt erkannte sogleich eine Nervenüberspannung und rieth ihm zur Ruhe.

„Das ist eben etwas ganz Unmögliches!" rief Dolph heftig aus, „und wenn wir und die ganze Welt zu Grunde gehen, das Fest muß gegeben werden!" Er fügte eine solche Menge von Gründen für die Aufrechthaltung seiner Thätigkeit hinzu, wußte den Arzt mit solcher Geschicklichkeit in sein Interesse zu ziehen, daß dieser sich endlich entschloß, ihm eine Arzenei zu verschreiben, in welcher etwas Morphium war, um ihm wenigstens einige Stunden Schlaf zu verschaffen. Man hatte die übrigen Freunde entfernt und als die Arznei kam, befand sich der Arzt mit Dolph und Franz allein. Man sprach über die Wirkung solcher schlafbringenden Mittel und als Dolph einen Löffel voll genommen hatte, fragte er: „Welche Wirkung könnte nun wohl ein Löffel von dem Zeug auf meinen lieben dicken Franz hier machen, der ohnehin acht Stunden hintereinander schläft?" — Der Arzt erwiederte lachend: „Er würde dann wohl vierzehn bis sechszehn Stunden hintereinander schlafen." — „Und gesund dabei bleiben?" fragte Dolph lebhaft. — „Wenn der Spaß nicht zu oft wiederholt würde," versetzte der Arzt. — „Ich werde mich vor deinen Proben zu hüten wissen," fiel Franz ein.

„Es ist schon mancher ehrliche Kerl aus Wißbegierde zum Giftmischer geworden," sagte lachend der Arzt, „bei uns aber verhütet die Medicinalpolizei den Mißbrauch solcher Mittel,

denn ohne neues Recept wiederholt Ihnen kein Apotheker die Arznei." — Hierauf nahm er seinen Hut und empfahl sich. Dolph aber blieb nachdenklich und Franz, der ihn genau kannte, sah ihm wohl an, daß er über etwas brütete, was sich auf das bevorstehende Fest beziehe.

Am folgenden Morgen sollte eine vorläufige Probe desselben auf der Bühne stattfinden. War es aus Ermüdung oder durch die treffliche Arznei, Dolph hatte gut geschlafen und äußerte daher mit Lebhaftigkeit beim Frühstücke: „Trotz aller Hindernisse muß es doch gut gehen! Unter uns sind zwar nur zwei, die gut Verse recitiren, der eine ist unser Prologdichter und der Andere soll ich selbst sein; ich habe es übernommen, die drei Dichter des Mittelalters vorzustellen und muß, während das darauf bezügliche Bild gezeigt wird, jedesmal mein Kostüm wechseln, bald alt, bald jung erscheinen."

„Das wird dir leichter werden, als einem Andern," erwiederte Franz lachend, „denn du wechselst dein Aussehen, deine Laune zehnmal in einer Stunde. Du bist ein gebornes Chamäleon."

Dolph schnitt ihm ein Gesicht und fuhr fort: „Der Poet spricht zuerst den Prolog des Merlin, dann des Hans Sachs und muß überdies noch den Goethe und Schiller vorstellen; aber ich fürchte, Letzteres wird etwas kläglich herauskommen." Franz tröstete ihn damit, seine vortrefflichen Decorationen würden Alles wieder gut machen.

„Hochmüthig wie ein Landschafter!" dachte Dolph, und Beide begaben sich zur bestimmten Zeit zum Hause des Präsidenten, wo sie durch das pünktliche Eintreffen der Mitspielenden angenehm überrascht wurden.

Die Proben sind bei solchen Gelegenheiten der Hauptgenuß

der Theilnehmenden; der Dirigent ist allein der Leidende, er muß immerfort mit aller Rücksicht die Mitspielenden von ihren kleinen Nebeninteressen an Toilettengegenständen, Rendezvous und Liebesintriguen abziehen und zu dem Hauptzwecke hinleiten. Dolph hatte indeß einen trefflichen Rückhalt in der Person der Präsidentin, die ihn mit ihrer Autorität und Gewandtheit überall unterstützte. Hiezu kam, daß man einen gebornen Theaterinspekter in dem jungen Maler Lindel besaß; er war der Maschinist, Beleuchtungscommissar, Garderobenmeister und Polizeidirector auf dieser Bretterwelt. Bei allen Anlagen zur Kunst machte er doch nur monatlich einige Aquarellskizzen, hieß unter seinen Kameraden der bemooste Bursche, war jedoch unermüdlich und unbezahlbar, wenn es einen lustigen Schwank auszuführen galt; außerdem war er ein begeisterter Anhänger Dolphs, den er als das größte Genie seiner Zeit betrachtete.

Endlich nahm die Probe ihren Anfang. Merlin hatte bereits seinen Prolog mit vielem Beifall gesprochen; die Stehprobe des Bildes aus Parcival war auch schon vorüber, als die Präsidentin, welcher ein Billet gebracht worden war, plötzlich ausrief: „Mein Gott, was fangen wir nun an?" Alles fragte nach der Ursache ihres Schrecks und sie äußerte lebhaft: „Wir haben Alle bisher unter der großen Menge der Mitspielenden die Abwesenheit eines der Hauptacteure nicht vermißt; hier schreibt mir so eben der Lieutenant von S., welcher den Tristan vorstellen sollte, daß er wegen der Botschaft von dem Tode eines seiner nächsten Verwandten seine Isolde im Stich lassen müsse."

„Sie wird sich eben nicht das Haar ausraufen!" rief Henriette, welche Isolde vorstellen sollte, lachend aus, indem

sie sich zu dem neben ihr stehenden Dolph wandte. — Nichts destoweniger fand man sich doch in großer Verlegenheit. Mehrere Personen wurden in Vorschlag gebracht und verworfen, bis endlich Dolph zur allgemeinen Ueberraschung ausrief: „Da ist ja der Assessor W., der muß ihn machen!“ — Henriette sah ihn verwirrt und erblassend an; Lindel, der den Assessor nicht ausstehen konnte, rief: „Was! der steife Kerl!“ und die Präsidentin sagte leise zu Dolph: „So viel Selbstverleugnung habe ich von Ihnen nicht erwartet.“ Dieser aber wandte sich mit sarkastischer Miene zu ihr mit der Erwiederung: „Vertrauen Sie mir, gnädigste Frau, ich hoffe, er wird zum ersten und letzten Mal eine Rolle in D. gespielt haben.“ Zu den übrigen Opponenten gegen diese Wahl, sagte Dolph mit Lebhaftigkeit: „Wenn auch der Assessor nicht graziös und gelenkig ist, so ist er doch sehr hübsch und wir Maler werden ihm schon die passende Stellung beibringen, selbst wenn er ein Gliedermann wäre!“ Alle lachten und beugten sich endlich unter seine Autorität, und nur die gekränkte Henriette fragte zwar leise, aber mit bitterem Tone: „Warum hast du mir das gethan, Dolph?“ — Dieser entgegnete heimlich: „Vertraue mir, willst du uns aber helfen, so laß so gerüchtweise deinem Vater gegenüber im Gespräche einfließen, der Assessor sei ein bekannter Gourmand und da lügst du nicht, mein Kind! Er liebe auch den Champagner so sehr, daß er zuweilen ein Glas über den Durst trinke, und da lügst du wieder nicht, mein Kind!“ — Henriette drohte ihm mit dem Finger und sagte: „Du weißt doch, daß man auch dir dies nachsagt.“ — „Sollte es auch der Fall sein,“ äußerte Dolph lachend, „so besitze ich doch, im Vergleich mit ihm, noch einige andere Eigenschaften, die mich trotzdem in deinen Augen zu

dem liebenswürdigsten Jünglinge auf Erden machen." — Henriette versprach Gehorsam, nachdem sie vergeblich versucht, etwas Näheres über seine Kriegslist zu erfahren. Die Präsidentin übernahm den Assessor um seine Mitwirkung zu bitten.

Als die Hofräthin ihrem Manne bei Tische den Hergang mittheilte, war er hoch erfreut und hielt es für eine neue Aufmerksamkeit für seine Person, daß man den Assessor zu dieser Partie auserkoren habe. — Henriette aber verfehlte nicht ihre erhaltenen Instructionen in Betreff der Unmäßigkeit desselben auszurichten, worüber sich der Alte so ärgerte, daß er selbst einige Gläser Wein über den Durst trank, einschlief und nicht früher wieder erwachte, bis die Whistpartie im Vereine begonnen werden sollte.

Unbekümmert um alle diese Dinge lag unser alter Maler in seinem Lehnstuhle, und dachte über das Leben derjenigen Künstler nach, deren Charakteristik er seinem Sekretär dictiren wollte. — Sie sind schon dahingegangen, sagte er zu sich selbst, die drei geliebten Freunde, von denen ich jetzt noch sprechen will. Die Erde deckt sie und es wird mir schwer werden, in dem kurzen Reste meines Lebens ähnliche Charaktere zu ihrem Ersatze zu finden. Er dachte hierbei zuerst an den Bildhauer Rudolph Schadow*), mit dem er von Kindheit an auf das innigste verknüpft war. Mitten in der glänzendsten Laufbahn wurdest du dem Leben entrissen, und warst den Helden gleich, die auf dem Kampfplatze siegreich vom Tode ereilt werden, ähnlich jenem Heldenjünglinge Achilleus, den dein Meißel verherrlicht, wie er die schöne Beute, die besiegte und geliebte Penthe

*) geb. zu Rom 1787 und gest. ebendaselbst 1823.

silea in kräftigen Armen hält! Der früh errungene Lorbeer umwand deine jugendliche Stirn, und allgemein betrauert von deinen Freunden und Kunstgenossen, sankst du zu früh ins Grab! — So rief der Alte schmerzlich aus, und verlor sich in das Andenken Rudolphs, mit dem er den schönsten Theil seiner Jugend verlebt hatte. Lange hatte er so den schmerzlich süßen Gedanken an den theuren Vorangegangenen nachgehangen und es war schon dunkel geworden, als sein Sekretair herein= trat, und er durch dessen Anwesenheit gezwungen wurde, seine Gedanken zu regeln, um in der gewohnten Weise seine Arbeit fortzusetzen.

„Viele Menschen,“ begann er, „mögen reicher mit poetischer Erfindung ausgestattet sein, keiner aber konnte den einmal con-

cipirten Gegenstand tiefer empfinden und mit größerer Ausdauer bestrebt sein, ihn zur Anschauung zu bringen, als der Bildhauer Rudolph Schadow! Er ward geboren zu Rom, wo sich sein Vater, G. Schadow, der nachherige Direkter der Berliner Kunstakademie, seiner künstlerischen Ausbildung halber aufhielt. Nachdem er später in Berlin in der väterlichen Werkstatt die Kunst erlernt hatte, arbeitete er, mit einem ernsten Naturell begabt, zwar treu und fleißig in seinem Berufe, jedoch war das Treiben der Kunst damals keineswegs von der Art, daß die Umgebungen und Verhältnisse einer so großen Stadt nicht dem Studirenden manches ihn von seiner Bahn Ablenkende und den Sinn Zerstreuende dargeboten hätten. So war es auch insbesondere die Musik, die ihn mit mächtigem Reize anzog, und sein Geist war in früher Jugend eigentlich zwischen diesen beiden Künsten getheilt. — Erst als er sich im Jahre 1810 nach Rom begab, erkannte er die ungeheure Schwierigkeit seines Berufes und verfiel darüber nach einem Jahre in eine tiefe Melancholie, welche ihn glauben ließ, er sei eigentlich nicht zum Bildhauer bestimmt, und habe auch früher weit mehr in dieser Kunst geleistet als jetzt. Dies wurde bei ihm zur fixen Idee, und weder Thorwaldsen noch seine übrigen Freunde konnten ihn von dieser Ueberzeugung abbringen. In Folge dessen wollte er in sein Vaterland zurückkehren, und da er in den alten Sprachen und in der Musik erfahren war, dachte er etwa eine Hofmeisterstelle in einer vornehmen Familie zu übernehmen.

„Es ist eine leicht zu erklärende Selbsttäuschung, wenn tiefere Künstlernaturen, durch den Anblick der Wunderwerke der Kunst in Rom, welche ihre Einsicht so plötzlich erweitern, den Glauben gewinnen, sie hätten früher weit Besseres gemacht

und könnten sogar nichts mehr dem Früheren Aehnliches leisten. Deshalb beschlossen seine Freunde, nachdem er wirklich abgereist, ein von ihm gefertigtes Modell eines Paris nach Berlin zu senden. Später äußerte er selbst häufig, wie ihm die Schuppen von den Augen gefallen, als er es dort mit seinen früheren Arbeiten habe vergleichen können. Dadurch von seiner Gemüthskrankheit geheilt, kehrte er schon in wenigen Monaten nach Rom zurück und begann seine Künstlerlaufbahn mit großem Glück, aber auch mit einem so großen und angestrengten Eifer, daß er schon in jungen Jahren demselben erlag. Er opferte alle anderen Erholungen, selbst die Musik, seinem Berufsfache auf, und man darf leider sagen, er hat sich zu Tode gearbeitet. Es erschien ihm Pflicht, was nur Leidenschaft bei ihm geworden war, denn er schloß sich gegen alle anderen Dinge geflissentlich ab. Nur die religiöse Forschung und Uebung machte eine Ausnahme, und seine nächsten Freunde wissen es, auf welche erhabene Weise er in jene Welt hinübergegangen ist. Jedoch war diese Seite ihm so heilig, daß seine Bekannten kaum geahndet hätten, mit welcher Tiefe und Innigkeit er diesen Gegenstand umfaßte.

Sein äußerst unabhängiger Charakter nahm zuweilen zu wenig Rücksicht auf die Meinung Anderer, jedoch glaube ich, daß er bei einem längeren Leben eine außerordentliche Erscheinung geworden wäre. Auch zeigten sich bald für ihn die glänzendsten Erfolge seiner Thätigkeit, er hatte das Wiederholen aller Götterbilder, in welchen überdies Canova und besonders Thorwaldsen das Mögliche leisteten, herzlich satt und wählte daher Gegenstände aus der Wirklichkeit, denen er jedoch eine völlig ideale Färbung verlieh. So entstand seine Sandalenbinderin, ein Motiv, abgelauscht einem jungen Mädchen seines

Hauses, welches er die Bänder seines Schuhes zuknüpfen sah. Diese Figur gefiel in solchem Maße, daß sie siebenmal hintereinander in Marmor ausgeführt wurde. Noch größere Wirkung brachte er durch seine Spinnerin hervor. Die Frauen des südlichen Italiens spinnen nämlich noch auf ganz antike Weise. Unser Spinnrad, welches allerdings expeditiver ist, kennen sie gar nicht. Sie halten den Hanfknäuel mit der einen Hand hoch über dem Kopfe und drehen die Spindel unten mit der anderen Hand; dies giebt beim Sitzen eine ungemein anmuthige Bewegung. Auch diese Figur wurde dreizehnmal in Marmor wiederholt und verschaffte dem jungen Künstler einen fast europäischen Ruf. Nichtsdestoweniger erkannte sein bescheidener Sinn sehr wohl, daß er den großen Erfolg dieser Arbeiten mehr dem in der vornehmen und reichen Welt vorherrschenden Sinn für das Anmuthige, als gerade seinem hohen Künstlertalente zu verdanken habe. Er lebte zu nahe bei Thorwaldsen, um nicht seinen natürlichen Mangel und seine schwache Seite zu erkennen, und wenn er auch im heroischen Stile ihn nicht zu übertreffen vermochte, so beweist doch seine Gruppe Achilles mit der Penthesilea seine Befähigung auch für solche Gegenstände.

Sein Gemüth und seine Ueberzeugungen neigten sich wohl eigentlich zu christlichen Darstellungen, aber einige Versuche in dieser Richtung befriedigten ihn so wenig, daß er sich damals noch nicht für fähig hielt, diese neue Bahn zu brechen. Vielmehr wurde er überhäuft mit Arbeiten anderer Art, machte mehrere Büsten für die Walhalla, ein Blumenmädchen und andere derartige Arbeiten. Am Schlusse des Jahres 1819 ging er zum Besuche seines Vaters nach Berlin, allein diese Stadt konnte ihn nicht fesseln, und er kehrte bald nach Rom

zurück, wo er eine Menge angefangener Arbeiten zu vollenden gedachte. Sein Schwanengesang ist eben jene bereits erwähnte kolossale Gruppe, welche den Achilleus mit der überwundenen Penthesilea vorstellt. Er starb mitten in der Vollendung derselben, und sie wurde später durch seinen Vetter, den Professor Emil Wolf zu Rom, ausgeführt und befindet sich gegenwärtig im Schlosse zu Berlin. Man kann sie als einen vielversprechenden Versuch von des Künstlers zukünftiger Leistung im historischen Fache betrachten, wenn man sie auch, wie gesagt, Thorwaldsens Werken in dieser Richtung nicht gleichstellen kann. Ueberhaupt möchte es zu den seltensten Erscheinungen gehören, daß Bildhauer, welche eine so tiefe kunst- und naturgerechte Durchführung in Marmor erstreben, zu gleicher Zeit den feurigen Schwung des Geistes besitzen, der zur Darstellung des Heroischen und Erhabenen im idealen Sinne ein nothwendiger Beding ist. Thorwaldsen selber wenigstens giebt den Beweis dafür, daß schöpferische Fülle mit ausdauernder Strenge der Durchführung in der Regel nicht verbunden ist.

Rudolph Schadow starb im sechs und dreißigsten Lebensjahre zu Rom und liegt in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben, woselbst ihm sein Vater und Bruder ein bescheidenes Denkmal gestiftet haben.

Als der Secretair diesen kurzen Lebensabriß niedergeschrieben hatte, verfiel der Alte in ein nachdenkliches Schweigen, sodaß jener endlich fragte, ob er für heute noch weiter zu dictiren gedenke.

„In der That," erwiederte der Alte, „ich hatte mich so tief in die Zeit meines ersten römischen Aufenthalts versenkt, ich dachte soviel an die überraschenden Eindrücke, an die plötzliche Entwickelung meiner Kunstanschauungen, daß ich Ihre Gegen-

wart beinahe ganz vergessen hatte. Fast hätte mich dort Alles damals irre geleitet, wenn ich nicht gleich im Anfange die Bekanntschaft eines trefflichen Mannes, des Malers Gottlieb Schick*), gemacht hätte, den ich immer wie einen Martyrer seiner bessern Kunstüberzeugungen betrachten muß. Obgleich kaum zwanzig Jahre alt, hatte ich auf meinen Reisen eine bedeutende Anzahl großer historischer Bilder von damals berühmten lebenden Künstlern gesehen, und erinnere mich sehr wohl, daß mich nichts davon wahrhaft befriedigte; ich war freilich sehr einseitig, denn selbst der Werth der Arbeiten eines Rubens und Rembrandt entging mir; eigentlich hing ich nur mit wahrer Liebe an der alt italienischen Schule und an der glänzenden Epoche des Michel Angelo und Rafael. Von gleichzeitigen Künstlern entzückten mich nur die Conture von Flaxmann und einige Zeichnungen Carstens, die ich zufällig gesehen hatte; die ausgeführten Oelmalereien meiner Zeitgenossen gefielen mir gar nicht; ja, die damals hochgefeierten Compositionen eines David und seiner Schule waren mir geradezu zuwider; ich fühlte sehr wohl, daß ich im Verhältniß zu diesen Künstlern gar nichts leisten konnte, nichtsdestoweniger hatte ich die Ueberzeugung, etwas viel Besseres zu wollen. Eine solche Stimmung aber ist keine glückliche, es schwebt einem innerlich ein klares Bild vor, und man fühlt das gänzliche Unvermögen es auszudrücken.

Wie sehr war ich daher überrascht, als ich bei dem schwäbischen Maler Gottlieb Schick sein so eben vollendetes Bild: „Apollo unter den Hirten" sah. Hier fand ich zum ersten Male, von einer modernen Hand, Alles erfüllt, was ich so eifrig suchte.

*) geb. 1779 zu Stuttgart.

Es war leider sein letztes Werk, aber so schön, daß der Eindruck noch in meiner Seele fortlebt. Er war damals schon recht krank, doch so liebenswürdig in seinem Umgange, so anspruchslos und verständig, daß ich mich vom ersten Augenblicke an zu ihm hingezogen fühlte. Auch halte ich es für einen wesentlichen Verlust für mich, namentlich in Bezug auf die Methode in meiner Kunstausbildung, daß er schon nach einem Jahre Rom verließ. Indeß lebte ich sehr viel mit ihm und er erzählte mir, wie er in früher Jugend mit vielen Schwierigkeiten gekämpft, bis er endlich im Jahre 1798 nach Paris in die Schule Davids gekommen sei. — So wenig die poetische Richtung dieses Mannes ihn angesprochen, so habe er doch unter dessen Leitung die nothwendigen Naturstudien auf eine sehr gründliche Weise gemacht. In dieser sogenannten Grammatik der Kunst waren und sind uns vielleicht noch die Franzosen voraus, obgleich ich mit der Anwendung dieser Mittel nur im Ganzen einverstanden sein kann.

Dies Gefühl trieb Schick von Paris fort, er ging erst auf kurze Zeit nach Hause, um sodann eine Reihe von Jahren in Rom zuzubringen. Hier jedoch folgte er seinem eigenthümlichen Genius und malte ein Bild, welches den David, der Sauls bösen Geist durch Harfengesang beschwichtigt, vorstellt. Dies erregte durch seine von der herrschenden Manier ganz verschiedene Auffassung und Durchbildung großes Aufsehen und kam in Besitz seines Königs. Er sprach selbst von jener Zeit mit sehr viel Rührung, weil sie ihm die Anerkennung und Bestätigung seines bessern Strebens verschafft hatte. Von nun an schwankte er nicht mehr, malte gleich hierauf eine große Composition: das Opfer Noahs nach der Sündfluth. So schön nun auch dieser Gedanke componirt war, so mußte

er erkennen, wie weit schwieriger es ist, einem sehr figurenreichen Bilde mit Thieren und Landschaft die gleiche Vollendung der Harmonie und Farbe zu geben, als einem einfachen Gegenstande. Weil sein Geist aber von der Art war, daß er es vorzog, seinen Vorwurf bis zur äußersten Vollendung zu bringen, als sich der Neigung, immer Neues zu erfinden, hinzugeben, so hat er nach meiner unmaßgeblichen Ueberzeugung dem Fortschritte der Malerei mehr genuzt, als mancher später nach ihm lebende berühmte Componist. Es war keineswegs Mangel an Ideenfähigkeit in ihm, daß er verhältnißmäßig wenig componirte, sondern der dringende Wunsch, das Vollendete und Vollkommene in seiner Kunst wiederzugeben. Auch gestand er mir, er müsse zuweilen neu aufkommende Bilder seiner Einbildungskraft gewaltsam unterdrücken, um nicht die Lust an seinem in Arbeit befindlichen Werke zu verlieren. Es ist wie in der physischen Natur, das jüngste Kind ist der Mutter immer das liebste: so macht es auch die Phantasie des Künstlers.

Schick kämpfte mit den herrschenden Ansichten, er wollte durchaus nichts von den vielen Unterabtheilungen in der Kunst wissen und bestrebte sich Historie, Portrait und Landschaft auf gleiche Weise gut zu malen. Er führte für seine Meinung das Verfahren der Künstler des funfzehnten Jahrhunderts an, die er allein als auf dem rechten Wege befindlich betrachtete, jedoch strebte er emsig nach der Vollendung ihrer Richtung und hielt ihre Unvollkommenheit keineswegs für gut. Wie hoch er die Antike stellte, beweist seine große Verehrung für Carstens, und dann sein eigenes Bild, Apollo unter den Hirten: er verachtete nur deren todte und falsche Nachahmung, wie sie die Franzosen seiner Zeit verstanden. Die Art wie Rafael und gleichzeitige andere Meister antike Gegenstände auffaßten, schien

ihm die allein geeignete; er hat dies in einem Bilde: Bacchus, welcher die Ariadne auf Naxos findet, durch die That bestätigt. Auch das Portrait faßte er in einem höchst edeln und vollendeten Sinne auf, ja man darf sagen, mit einem so poetischen Zauber, daß gleichsam die Ideale derjenigen Individuen wiedergegeben wurden, welche er malte; jedoch mißlangen ihm auch einige, vielleicht aus dem Grunde, weil gar nichts Ideales in ihnen zu entdecken war. Die Landschaft behandelte er in einem ähnlichen Sinne: von der Natürlichkeit im Einzelnen, woran man jetzt gewöhnt ist, und die auch ihren großen Reiz hat, war jedoch bei ihm nicht die Rede. — Er verheirathete sich mit der Tochter des englischen Landschaftmalers Wallis und führte ein sehr glückliches Familienleben, anfangs nur durch Nahrungssorgen getrübt; kaum hatte ihn sein wachsender Ruf denselben überhoben, als ein unheilbares Uebel ihn ergriff und in seine Vaterstadt Stuttgart zurücktrieb, wo er schon 1812 starb. —

Es ist ein eigenthümlicher Reiz in diesen süddeutschen Naturen! Wenn sie sonst hoch begabt sind und nichts von der trockenen vorherrschenden Verstandesrichtung der Norddeutschen besitzen, sind sie nicht weniger scharfsinnig, legen aber nicht solchen unermeßlichen Werth auf gelehrtes Wissen; inniger befreundet mit der Natur, die allerdings in ihrer Heimath schöner ist, erhalten sie sich eine Wärme des Gefühls, welche sie in der Poesie zu glücklichen Lyrikern macht. Auch Schick war in seiner Kunst vorzugsweise ein Lyriker zu nennen; das Idyllische war sein Hauptelement, und obgleich er einen edeln Sinn für die Form besaß, würde er doch jederzeit, selbst wenn sich die Gelegenheit zur Frescomalerei dargeboten hätte, die Oelmalerei vorgezogen haben, indem diese allein

den vollendeten Reiz der Farbe und Wirkung wiederzugeben vermag.

Indessen gingen die Theaterangelegenheiten vorwärts, und man befand sich am Vorabende des Festes. Es war eine Generalprobe in Costüm gewesen, und nur Dolph und Lindel befanden sich noch auf den Brettern; sie saßen einander gegenüber an einem kleinen Tischchen, tranken Punsch und rauchten Cigarren. Kurz zuvor hatte der Präsident Dolph bei Seite genommen und ihm einen Brief des Ministers gezeigt, welcher die Anfrage enthielt, ob er als Curator der Akademie mit dem Antrage: Dem Maler Dolph den Professortitel zu geben, übereinstimme. Die Zusicherung einer günstigen Antwort von Seiten des Präsidenten hatte Dolph fast übermüthig lustig gemacht, und er hörte kaum darauf, als der Theaterinspektor, der Rechnungsnotizen machte, ihm zurief: „Ein recht lederner Kerl! der Assessor! er verdirbt das ganze Bild von Tristan, und der ihn gewählt, muß halb betrunken gewesen sein, er verdirbt die ganze Geschichte!“ Dolph lachte unmäßig und rieb sich die Hände. — „Ich konnte mich nicht halten,“ fuhr Lindel eifrig fort, „er kniete so albern, daß ich unwillkürlich rief: Ungemein hölzern! Die neben mir Stehenden lachten, der Herr Assessor sah mich aber mit einem Blicke tiefer Verachtung an und murmelte: Elender Zeichenpapierverderber! — Wie kamst du nur darauf, dich vermittelst dieses Menschen zu blamiren? Die ganze Verstellung gilt ja für dein Werk.“

„Ich wollte, das ganze Publikum bräche in Lachen aus,“ erwiederte Dolph lebhaft, „wenn es seiner ansichtig würde. Er hat eine so gründliche Verachtung für uns Maler, daß er selbst die Besten und Geistreichsten unter uns höchstens als

Luxuswaarenhändler, als Kaufleute bemalter Leintücher betrachtet und die Narren nicht begreift, die dafür viel Geld geben." — „Man sagt, er habe desto mehr Sinn für Austern und Champagner," erwiederte Lindel. — „Auch nicht übel!" sagte Dolph, „trotzdem glaube mir, er hat alle Anlagen, ein bedeutender Staatsmann im Sinne unserer Zeit zu werden. Ich habe hier Manchen die Galerie durchlaufen sehen, und es war eben nicht anders, als ob man ein Pferd durchgejagt hätte."

„Es mag wohl nicht anders sein können," erwiederte Lindel, „es langweilt mich schon eine halbe Stunde Rechnungen zu schreiben, so sehr es mich amüsirt, so ein Theater aufzuputzen. Wenn Jemand nun zwanzig Jahre Akten gedroschen hat, so verliert er am Ende allen Sinn für den Jocus."

„Bah!" sagte Dolph, „ich möchte seine innerste Natur, seine ganze Langweiligkeit recht zu Tage fördern können! Das Publikum müßte ihn auslachen, der Hofrath sich so über ihn ärgern, daß er ihn zum Teufel jagte."

„Also soll er sich noch mehr blamiren, als heute Abend?" fiel Lindel fragend ein.

„Ganz recht," versetzte Dolph. „Höre, Lindel, du bist mein Freund und ärgerst dich über den Kerl; du erinnerst dich, daß du mich letzthin Abends trafst, als ich gar nicht aus dem Gähnen herauskommen konnte, du lachtest unmäßig und ich erklärte dir, daß ich einen Löffel von dem verdammten Zeug, dem Morphium, genommen hatte und bereits dem Schlafe gar nicht mehr widerstehen konnte."

„Du hast wohl noch einen Löffel übrig, Spitzbube," rief Lindel lachend, „und möchtest ihn gut appliciren?" — „Getroffen, mein Junge," rief Dolph, „wenn ich nur einen Helfers-

helfer hätte." — „Einen verdammten Giftmischer, nicht wahr?" rief Lindel. — „Sieh, Kerlchen," fuhr Dolph fort, „wenn wir den Assessor in diese Dinte brächten, so hättest du eine brillante Genugthuung für den Papierklexer, und ich hätte das Mädchen, denn unter uns gesagt, den Professortitel für den Hofrath habe ich in der Tasche." — „Alle Wetter!" rief Lindel, indem er die Papiere mit den Rechnungen bei Seite warf, sein Glas Punsch austrank und ungeheure Dampfwolken in die Luft schickte, „das Ding könnte den Hauptspaß geben!"

„Nun höre!" fuhr Dolph fort, „wie ich mir die Geschichte denke: der Assessor schläft ein und ist nicht zu erwecken, wir ziehen ihn dann aus und ich ziehe sein Kostüm an, man läßt das Publikum etwas warten, entschuldigt dann spöttisch den wahren Tristan durch ein plötzliches Unwohlsein, und ich erscheine am Schlusse der ersten Abtheilung, als der ächte und unwiderrufliche Liebhaber Isoldens."

„Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!" sagte Lindel lachend, „Alles kommt darauf an, dem Kerl den Schlaftrunk geschickt beizubringen."

„Wir müssen's so anfangen," erwiederte Dolph. „Wir verabredeten ja, morgen Abend das Bild von Tristan vor der Ausführung noch einmal zu probiren. Der Präsident sorgt gewiß im Ankleidezimmer der Herren für einen guten Weinvorrath, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir aus dem liebestrunkenen Assessor nicht einen schlaftrunkenen machten."

„Gieb mir die göttliche Phiole mit dem Zaubertranke!" rief Lindel hastig, „ich will das Stückchen ausführen; ich lasse tüchtig heizen, es soll verdammt heiß sein! ich bediene die Herren selbst, und lasse Niemanden mehr auf die Bühne."

Dolph war aufgesprungen und rief in seinem inneren Kitzel: „Zwei geschickte Kerle gegen einen Tölpel! das muß gehen!" Lindel, jederzeit zu allen verrückten Streichen aufgelegt, malte den zu hoffenden Spaß mit den lebhaftesten Farben aus, so daß Beide in eine ausgelassene Lustigkeit geriethen. Dolph ließ den Lindel knieen, wie der Assessor gekniet, worüber alle so herzlich gelacht hatten, sprang dann von der Bühne herunter, um den Effect zu sehen und warf unter heftigem Gepolter einige Stühle um, als plötzlich sich die Thüre des Saales öffnete und die Präsidentin mit einem Lichte in der Hand hereintretend ausrief: „Wie haben Sie mich erschreckt, meine Herren, ich glaubte, es sei Alles fort, auf einmal hörte ich das Gepolter und meinte, es sei ein Unglück geschehen." — Die jungen Männer entschuldigten sich und Dolph setzte spöttisch hinzu, sie hätten noch einmal den knieenden Assessor nachgeahmt, und er, um den Effect zu sehen, sei von der Bühne gesprungen."

„Es war kläglich!" rief die Präsidentin lachend, „er verdirbt Alles, aber Sie sind selbst daran Schuld, Dolph, Sie haben ihn vorgeschoben. Mir thut es jetzt doppelt leid, denn wir haben so eben durch den Telegraphen die Nachricht erhalten, daß der Prinz mit seiner Gemahlin auf der Reise nach der Residenz morgen hier übernachten wird; mithin werden Sie vor den höchsten Herrschaften spielen." Dolph versicherte der Präsidentin, sie würden jetzt auch doppelte Anstrengung machen, damit das Fest auf eine ihres Hauses würdige Weise zur Ausführung käme.

Kaum war sie hinausgegangen, als Dolph leidenschaftlich ausrief: „O mein Gott, Lindel, mein Projekt geht zu Wasser, die Ankunft der hohen Herrschaften macht mich stutzig, scheint

mir ein Zeichen des Himmels und erweckt in meinem Gewissen eine Stimme, die mir den Spaß mit dem Assessor als Sünde erscheinen läßt. Was hat er mir denn persönlich gethan?" — Lindel sah den niedergeschlagenen Dolph halb mißtrauisch, halb spöttisch an, dann sagte er rasch: „Willst du wissen, was er dir gethan hat, und was du ihm dafür thun willst, so höre! Er will dir das Liebste, was du besitzest, dein Mädchen, mit Gewalt entreißen, er erregt den Haß ihres Vaters gegen dich, er stört den Hausfrieden ihrer Eltern, und hält dich mit all deinem Talente für einen Lump. Was willst du ihm dafür thun? du läßt ihn einige Stunden länger schlafen, damit er sich nicht vor der Welt zu blamiren habe, und rettest ihn, daß er keine Frau nimmt, welche ihm das Leben, weil sie ihn haßt zur Hölle machen würde. Dolph stand betroffen und rief: „Das Geschick macht ihn zu meinem Feinde, er ist der Angreifende, mein Mädchen gilt mir mehr als mein Leben und ich übe nichts weiter als abgedrungene Nothwehr." — Mit solchen sophistischen Gründen beschwichtigte die Leidenschaft Dolphs aufgeregtes Gewissen, und Beide trennten sich, nachdem sie noch lange über diesen Gegenstand gesprochen hatten.

Achtes Kapitel.

Auf den Brettern, auf den Brettern,
Jeder sich beeilen mag!
Hei, wie die Trompeten schmettern!
Heute giebt's 'nen lust'gen Tag!

Phantasie, sie schwingt behende
Ihren gold'nen Zauberstab,
Daß sie Lebenslust uns spende,
Von der Wiege bis zum Grab! —

Die Nachricht von der Ankunft der königlichen Herrschaften verbreitete sich noch am selbigen Abende in allen Kreisen der Gesellschaft. Dies versetzte sowohl die Mitspielenden als auch die Eingeladenen in fast gleiche Aufregung. Bei solchen Gelegenheiten spielt man nicht allein auf den Brettern Komödie. Der Ehrgeiz, die Gefallsucht maskiren bei den Meisten die innere Gesinnung. Selbst die Ehrlichsten und Begabtesten sind selten so frei von Eitelkeit, daß ihnen nicht die gnädige Aeußerung eines Hochstehenden von großem Werth wäre. Berühmte Gelehrte, welche die Weltgeschichte wie ein offenes Buch vor sich liegen haben, mithin die Vergänglichkeit jeder irdischen Größe genauer als Andere kennen, freuen sich fast kindisch über eine unbedeutende, aber huldvolle Aeußerung einer Prinzessin und erzählen es Jedem, der es geduldig mit anhören will.

Wie kann man es also unserm armen Hofrathe verdenken, wenn ihm der Kopf darüber schwindelte, wenn er tausend ehrgeizige Pläne darüber schmiedete, wenn er, der sich sonst nie um die Toilette von Frau und Töchtern kümmerte, seine volle Börse ganz zu ihrer Verfügung stellte, damit sie von keiner andern Dame in ihrem Anzuge übertroffen werden möchten. Auch der Assessor, so phlegmatisch er sonst war, fühlte sich ungewöhnlich aufgeregt; es ging ihm am andern Morgen im Kopfe herum, wenn er daran dachte, wie man sich gestern über seine Unbeholfenheit lustig gemacht habe; seine gewöhnliche Tischgesellschaft mußte davon wissen, sie bemerkten seine etwas befangene Miene, und Einer von ihnen äußerte: „Hör' mal, laß dich von dem Maler nicht verblüffen! Dein Anzug ist wunderschön, und du siehst brillant aus, nur nicht ängstlich, trink' dir was Courage!" — „Du hast Recht!" rief der Assessor entschlossen. „He, Kellner, Champagner her!" Die übrigen Leute benutzten seine großmüthige Stimmung,

strichen ihm die Wichtigkeit seiner Rolle heraus, verfehlten aber auch nicht ihm so wacker zuzutrinken, daß er in der That schon etwas montirt zur Probe kam. In dem Ankleidezimmer ging es bereits ungemein lustig herum, man war wegen der Menge der Mitspielenden ziemlich eng zusammengedrängt, und es war übermäßig heiß. Der Präsident hatte, um die Acteurs in besonders gute Laune zu bringen, eine ganze Batterie von Champagnerflaschen, Selterwasser und Zucker auffahren lassen. Lindel, der Niemanden auf der Bühne litt, hatte alle Herren in das einzige Garderobezimmer eingepfercht, spielte aber dabei einen recht lustigen Wirth. Während sich die Meisten quälten, ihre Trikots, Wämser, Schuhe, Bänder, Schleifen Hüte, Mützen zusammenzusuchen, schenkte er ihnen die Gläser voll und brachte sie ihnen zu, auch verstand er allerlei Taschenspielerkünste, warf die leeren Flaschen in die Luft, fing sie geschickt wieder auf und balancirte die vollen Gläser auf der Nasenspitze, so daß der Assessor schon die ganze Bande in der ausgelassensten Stimmung vorfand. Jeder Eintretende wurde mit lautem Jubel und einem vollen Champagnerglase empfangen. „Sie kommen spät, Herr Assessor!" rief ihm Dolph zu, „hier ist Ihr Platz. Sie finden Ihr ganzes Kostüm hier zusammengelegt. Eilen Sie, ich bitte, wir müssen die Probe sogleich beginnen." Während der Assessor beim Ankleiden sich abmühte, rannen dem Friseur die hellen Schweißtropfen von der Stirn, indem er einem nach dem andern das Haar ordnete oder die Perrücke anprobirte. Dolph selbst hatte das Schminken übernommen, er verstand aus jungen Gesichtern ganz alte zu machen und unbedeutenden Gesichtszügen den Charakter der Darzustellenden zu verleihen. Er betrachtete sie wie eine leere Leinwand, auf die er mit allen möglichen Farben Physiognomien

hervorzuzaubern vermochte. — Dabei fehlte es nicht an unerschöpflichen Witzen und man fand jeden Augenblick einen dringenden Beweggrund, die Gläser zu füllen, und einen neuen Toast, entweder auf die hohen Herrschaften oder auf den Präsidenten und am meisten auf die schönen Mitspielerinnen auszubringen. — „Die schönste ist doch die Isolde!“ rief Lindel in der größten Heiterkeit, „nicht wahr, Herr Assessor? Sie muß dreimal hoch leben!“ Bei der Gelegenheit wurde dem Assessor so zugetrunken, daß selbst seine sonst so starke Natur zu wanken begann. Endlich war er so weit, um unter die Hand des Theaterfriseurs zu gelangen; er schwitzte unter der langlockigen blonden Perrücke wie ein Braten, und rief laut ächzend: „Eine Mordhitze! Kann man nicht ein Fenster öffnen?“ Die andern protestirten dagegen aus Furcht vor Erkältung. „Nichts besser gegen die Hitze,“ rief Lindel, „als zwei Drittel kalt Wasser und ein Drittel Champagner in einem großen Glase!“ „Ich habe einen Widerwillen gegen Wasser,“ rief der Assessor, „aber in Gottes Namen, geben Sie her!“ „Ich will Ihnen ganz frisches holen!“ rief Lindel, ging eilig hinaus, kehrte sogleich zurück, und nachdem er das Glas mit Champagner gefüllt, reichte er es dem Assessor mit den Worten: „Seien Sie gewiß, das wird Sie bald beruhigen.“ Hiebei blickte er den Delph, auf dessen Gesicht eine innere Angst sich zeigte, schelmisch an.

Endlich war man zur Probe fertig. Die Damen zum Bilde des Tristan befanden sich schon auf der Bühne. Delph faßte den kaum fertig gewordenen Assessor beim Arme, welcher ihm beim Hinaufgehen zur Bühne zuflüsterte: „Ihr Freund Lindel hat wirklich Recht gehabt, sein Glas Wasser hat meine Lebensgeister merkwürdig beschwichtigt, ich fühle fast eine An-

wandlung von Schlaf." — Dolph sprach ihm Muth ein, sprang von der Bühne in den Saal hinab und begann: „Jetzt werde ich erst die das Bild beschreibenden Verse sprechen, laßt den Vorhang herunter und stellt indeß das Bild; wenn ich schelle, muß der Vorhang aufgehen und ich sehe sodann den Effect." — Franz und Theodor, die das Bild zu stellen übernommen hatten, gaben sich unsägliche Mühe, denn es war eine figurenreiche Scene, deren Gipfelpunkt der vor Isolde knieende Tristan bildete. Der Assessor sah bei der vortheilhaften Beleuchtung in seinem Costüm wirklich schön aus. Nur war er so ungelenksam und schlaftrunken und sprach dabei so viel confuses Zeug, daß Franz und Theodor gar nichts mit ihm anzufangen wußten und ihn nur mit der größten Mühe in eine erträgliche Stellung brachten. Darüber kamen die Mitspielenden zuletzt ins Lachen, und nachdem Dolph geschellt und der Vorhang wieder aufging, mußte er alle seine Autorität anwenden, um die Sache nur einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Bei figurenreichen Bildern kommt es häufig vor, daß von mancher Gestalt nur der Kopf oder ein Arm oder Bein vom Publikum gesehen wird, weshalb der Ersparniß wegen auch nur diese einzelnen Theile zweckmäßig costümirt werden. So erhaben und glänzend nun auch die vordere Ansicht eines solchen Bildes sich ausnimmt, ebenso lächerlich ist der Anblick der Rückseite. Hier sieht man Kamisöler, Hemdärmel, das rechte Bein in rothem Trikot, das linke in grauem Pantalon, und man darf wohl behaupten, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen hier nicht einmal ein Schritt ist. Eine einzige ungehörige Bewegung kann die ganze Wirkung zerstören.

Als man endlich das ganze Bild einigermaßen in Ordnung hatte, konnte sich Henriette, welche die Isolde machte und sich

zu dem schmachtenden Tristan niederbeugte, eines lauten Lachens nicht mehr erwehren; sie behauptete steif und fest, der Assessor habe nur mit größter Mühe ein beständig aufkommendes Gähnen unterdrücken können. — Dolph sah Lindel bei diesen Worten an, und jener raunte ihm ins Ohr: „Es wirkt schnell!"

Alles verließ wiederum die Bühne und begab sich in die Ankleidezimmer zurück. Der Souffleur war in seinen Kasten gekrochen, er hatte die Schelle neben sich stehen, welche den Arbeitern, denen das Auf- und Niederlassen des Vorhanges obliegt, das Zeichen giebt. Die Musiker saßen im Orchester und gähnten, weil die hohen Herrschaften ungewöhnlich lange auf sich warten ließen. Auch in dem Ankleidezimmer war einige Abspannung eingetreten, da jeder sich mühen mußte, sein Costüm in Ordnung zu halten. Um desto lustiger waren diejenigen, die nicht unmittelbar vor dem Publikum zu erscheinen hatten. Lindel machte unzählige Witze mit dem Friseur und den Schneidergehülfen und wurde dabei von einigen Haupthähnen unterstützt, die, obgleich Mitspielende, ohne Gefahr für ihr Costüm Cigarren rauchten, schwatzten und tranken. Dolph ging leidenschaftlich aufgeregt im Zimmer auf und ab und rief endlich ungeduldig: „Ich wollte es wäre Schlafenszeit und Alles wäre vorbei!" Lindel wies lachend auf den Assessor, der trotz seines kostbaren Costüms in einer Sophaecke fest zu schlafen schien, und sagte: „Der schläft schon, bevor es einmal angefangen hat."

Endlich hörte man durch die geöffneten Thüren das Hereinrauschen der Gäste in den Saal und zugleich einen schmetternden Trompetentusch, womit die hohen Herrschaften empfangen wurden. Der Assessor sprang auf, als ob die Posaunen des Weltgerichts ertönten, und Dolph rief: „Bei Gott, der Kerl hält Stand." —

Jener aber konnte sich erst gar nicht zu recht finden und äußerte in seiner Angst, er würde um keinen Preis die Bühne betreten. — „Ach was! Trinken Sie sich Courage," sagte Franz, „sonst verderben Sie die ganze Geschichte!" Auch die Uebrigen zwangen dem Assessor einige Gläser Champagner auf, und er schien sich zu erholen.

Die Ouverture hatte begonnen, Lindel und Dolph waren schon ihrer Rollen halber auf die Bühne geeilt, und der Poet hatte sich als Merlin aufgepflanzt, um seinen Prolog zu sprechen. Der große Beifall, den er ärntete, belebte die Mitspielenden: die Recitationen Dolphs aus dem Parcival und den Nibelungen nebst den dazu gehörigen Bildern, gingen glänzend vorüber, und man hörte häufig laut ausrufen: „O wie erhaben, wie schön!"

Jetzt aber rückte die verhängnißvolle Katastrophe heran. Der ganz schlaftrunkene Assessor mußte wie ein Sack auf die Bühne geschleppt werden. Indeß die übrigen Personen sogleich und wie von selbst sich in der gehörigen Stellung befanden, zerrten Franz und Theodor immer noch an dem unzurechnungsfähigen Assessor hin und her. Er ließ mit sich machen, was man wollte, nur fielen ihm unwillkürlich die Augen zu, und er gerieth in ein unaufhörliches Gähnen. Nur der Ernst des Moments hielt die Umstehenden im Zaum, denn Dolph als Gottfried von Straßburg war am Ende seines Monologs. Er schellte, der Vorhang ging auf und das ganze Bild war imposant. Der Assessor wankte zwar, aber hielt noch Stand, blos in dem letzten Momente bemerkten die zunächst Sitzenden ein unwillkürliches Gähnen desselben und lachten untereinander. Jetzt kam die kurze Pause bis zur zweiten Erscheinung des Bildes, welche durch eine sanfte Musik ausgefüllt war. Mit der größten Spannung erwartete man das Wiederaufrollen

des Vorhanges, als sich plötzlich hinter demselben ein lang gedehntes Gähnen hören ließ und gleich darauf eine schwere Last auf den Boden zu fallen schien. Hierauf hörte man ein schallendes Gelächter hinter dem Verhange, welches den Souffleur stutzend machte und ihn verhinderte, das Zeichen zum Wiederaufrollen zu geben. Dennoch schellte es unerwartet von einer anderen Seite her, der Vorhang flog in die Höhe, und es zeigte sich eine Scene der lächerlichsten Verwirrung.

Das ganze Tableau hatte sich aufgelöst, man sah den Assessor wie einen Klotz auf der Bühne liegen und die übrigen Mitspielenden, welche nur theilweise costümirt waren, eifrig um ihn beschäftigt. Das ganze Publikum brach über den Anblick der Verwirrung in ein schallendes Gelächter aus. Sobald die Damen im Bilde desselben ansichtig wurden, entflohen sie unter heftigem Aufschreien. Alle Ordnung auf der Bühne wie im Saale schien völlig aufgelöst, und unter Toben und Lachen wurde der ganz bewußtlose Assessor, nachdem man endlich den Verhang wieder herabgelassen, von der Bühne in das Ankleidezimmer zurückgeschleppt. Nachdem sich das Publikum einigermaßen beruhigt, trat Lindel keck hervor, erklärte, daß diese Störung durch ein plötzliches, aber nicht gefährliches Unwohlsein eines Mitagirenden veranlaßt worden, bat um Nachsicht und schloß mit der Versicherung, daß der Fortsetzung des Ganzen dadurch kein Eintrag geschehen solle. Er verfehlte nicht dem bestürzten Souffleur halblaut heftige Vorwürfe über das Wiederaufrollen des Vorhanges zu machen, da er doch die Bewegung auf der Bühne bemerkt haben müsse. Nie kam es zur Kenntniß, wer eigentlich das Zeichen mit der Klingel gegeben; die Klügsten blieben zweifelhaft, ob Lindel oder Dolph oder der Souffleur der Schuldige war.

Indessen hatte man den todtengleichen Assessor in die Garderobe zurückgeschleppt und war eifrigst beschäftigt, ihn zu entkleiden; ebenso eifrig schmückte sich Delph mit dessen Anzuge, schminkte sich selbst, während der Friseur die schöne blonde Perrücke wieder in Ordnung brachte, und da Lindel, Franz und Theodor Alles wieder auf die Bühne trieben, so war nach kurzer Zeit das ganze lebende Bild in seiner wunderbaren Schönheit und Vollkommenheit den Augen des Publikums wiederum vorgestellt. Es schien, als ob Alle nur darauf bedacht wären, die vorgefallene Unterbrechung wieder gut zu machen. Auch war der Erfolg so überraschend, daß man nur Exclamationen der höchsten Bewunderung hörte. Es mußte auf lautes Begehren der hohen Herrschaften noch mehrere Male gezeigt werden, indem sie behaupteten, daß sie nie den Ausdruck begeisterter, inniger Liebe so wahrhaft schön wiedergefunden hätten als in den Gestalten und Mienen von Tristan und Isolde.

Die erste Abtheilung des Festes war beendet; nun folgte eine lange Pause, in welcher Erfrischungen aller Art unter den Gästen herumgereicht wurden. Die mitspielenden Damen hatten ihre Costüme abgelegt und erschienen im Ballanzuge in der Gesellschaft. Die Prinzessin ließ sich dieselben vorstellen, wobei sie die schöne Henriette so auszeichnete, sich so lange mit ihr unterhielt, daß selbst ihr Gemahl, ein hoher Kenner der Schönheit, dadurch aufmerksam gemacht, mit der Bemerkung hinzutrat: Es sei wohl Niemand im Saale, der sich nicht an Tristans Stelle gewünscht hätte. Gerade zur selben Zeit wurde die Hofräthin durch die Präsidentin der Prinzessin vorgestellt; man kann sich daher denken, welches unaussprechliche Entzücken auf ihrem dicken glänzenden Gesichte sich zeigte. Die hohe Dame

verstand meisterhaft Jedem etwas Angenehmes zu sagen, sie war eine feine Kennerin des menschlichen Herzens und nicht ohne Neugier, ob das Verhältniß Delphs zu Henrietten dem des Tristan zu Isolde ähnle. Sie lobte Delphs Geschicklichkeit und Anmuth, seine zärtlichen Mienen und entlockte der Hofräthin unwillkürlich den Ausruf: „Aber mein Mann! mein Mann!“ — Die Prinzessin bewunderte zuletzt noch ihr Sammetkleid und hatte die hohe Gnade zu fragen, wo es gekauft sei. Das war nun eine Bemerkung, welche die Hofräthin nicht verfehlte allen anderen Damen sogleich mitzutheilen. Ja, sie vermochte sogar ihren höchst erbitterten Gemahl, der über das Betragen des Assessors in Verzweiflung war, einigermaßen mit diesem Beweise der höchsten Gnade zu trösten. Dieser wollte sich jedoch um jeden Preis Licht verschaffen, er bat daher den Arzt, der sich auf die Aufforderung des Präsidenten, den Zustand des Assessors zu examiniren, in das Ankleidezimmer begab, ihn mitzunehmen.

Beide drangen nur mit vieler Mühe hindurch, indem Lindel die strengste Theaterpolizei ausübte. „Was wollen Sie denn mit dem Assessor?“ fragte dieser ziemlich barsch, „er ist ja einfach betrunken.“ Der Hofrath, der eben kein Held war, klemmte sich nur hinter dem Arzte durch. Letzterer fühlte dem tief Schnarchenden den Puls und rief: „Gesund wie ein Fisch.“ Der Hofrath aber beugte sich über den Mund des Schlafenden, schrak zurück und schrie im erbitterten Tone: „Es ist nur allzu klar, nun ist Alles vorbei!“ Die umstehenden lustigen Kameraden konnten sich des vollen Lachens nicht enthalten und der Hofrath stürzte wie verzweifelt aus dem Zimmer. Der Arzt, der ihm langsam folgte, begegnete zufällig Delph, dem er ernsthaft ins Ohr raunte: „Ich werde schweigen, aber Mer

phium verschreibe ich Ihnen nie wieder." — Dolph, der diesen Ausgang weder gewünscht noch erwartet hatte, war zwar erschüttert, hatte aber keine Zeit, seinem Gewissen Gehör zu geben, denn der zweite Theil der Vorstellung sollte eben beginnen, auch schob er das Schuldvolle der Sache hauptsächlich auf Lindel, dem er das Aufziehen des Vorhanges Schuld gab; er hatte, nach seiner Ueberzeugung, nur die Gelegenheit benutzt, und fühlte sich stolz auf seiner glänzenden Siegeslaufbahn.

Der zweite Theil der Festvorstellung ging ohne alles Hinderniß glücklich vorüber; am meisten wurde Gustchen in dem Bilde der Maid unter dem Apfelbaume, die von Hans Sachs besungen wird, bewundert. Der dicke Franz machte den Hans Sachs und sah seinem Mädchen ungemein gemüthlich in die Augen, so daß Jedermann dieses Paar wie für einander geschaffen hielt.

Der Präsident und seine Gemahlin wurden mit Complimenten wegen der schönen Anordnung des Ganzen überschüttet, man fand sogar das Intermezzo des mißlungenen Bildes allerliebst, so daß der wegen der Störung verstimmte Präsident, der etwas von Verrätherei geahndet hatte, alle Untersuchungsprojekte völlig aufgab und sich vornahm, dem Assessor bei dessen Erwachen den dringenden Rath zu geben, entweder sogleich nach der holländischen Grenze abzureisen oder seinen Abschied zu fordern. Nun ging es zum Souper, während man den Theatersaal zum Ballsaal umgestaltete.

Dolph, als der Dirigent des Festes, wurde den hohen Herrschaften, welchen er schon durch seine Bilder bekannt war, durch die Präsidentin vorgestellt. Sie lobten sein Talent so laut, daß sich der ganze umgebende Kreis ebenfalls veranlaßt fand, ihn zu bewundern, und da der Präsident, im Beisein des Hofraths seine unzweifelhafte Ernennung zum Professor

versicherte, wurde der eitle Mann ganz umgestimmt, und begann zu hoffen, daß er auch wohl einmal durch diesen Schwiegersohn zu glänzen vermöchte. Als ihn nun gar nach dem Souper die Präsidentin aufsuchte, weil die Prinzessin ausdrücklich verlangt hatte, den Vater der schönen Henriette kennen zu lernen, schwindelte ihm der Kopf. Die liebenswürdige hohe Frau, die wie alle Frauen, ein Interesse an Heirathspartien besaß, verband das Lob Henriettens fortwährend mit dem Lobe Dolphs und fügte hinzu, daß sie sich Beide gar nicht von einander getrennt denken könne. Der Hofrath hielt dies für einen entschiedenen Wink von Oben, sein Widerwille wurde gänzlich gebrochen, und die Hofräthin weinte noch auf dem Balle Freudenthränen über den wundervollen Einfluß der erhabenen Fürstin und über das gute väterliche Herz ihres Gatten.

Der Ball begann und die hohen Herrschaften verließen nach der Polonaise die Gesellschaft. Als Dolph mit Henriette den ersten Galopp antrat und Beide im Wonnegefühl zu schwimmen schienen, schlug ihm die Präsidentin mit ihrem Fächer auf die Schulter und rief aus: „Der arme Assessor! Sie sind ein gefährlicher Nebenbuhler! Aber bedenken Sie: Ce n'est que le premier pas, qui coûte." — Dolph fühlte sich zwar in seinem Gewissen getroffen, doch war jetzt keine Zeit zur Erörterung. — Gustchen verweigerte aber beharrlich jede Aufforderung zum Tanz, weil ihr lieber dicker Franz zu allem Anderen geschickter war, als zum Walzen. Gegen ihre Verbindung hatte der Papa nie etwas Erhebliches eingewandt, theils weil die Anstellung Franz, nebst dem damit verbundenen wichtigen Titel weiter keinem Zweifel unterlag, theils auch, weil Gustchen eine weit weniger brillante Erscheinung als ihre schöne Schwester darbot.

An dem auf das Fest folgenden Abende erschien im Localblättchen der Stadt eine glänzende Relation desselben. Der Verfasser, höchst wahrscheinlich Lindel, schilderte das Bild von Tristan und Isolde als den Glanzpunkt, unterließ auch nicht zu bemerken, daß Letztere die gefeiertste Schönheit des Abends und die Tochter eines kürzlich mit großer Auszeichnung beehrten königlichen Beamten sei.

In sehr kurzer Zeit wurde das Haus des Hofraths der Sammelplatz der genialen Leute der Stadt, durch seine künftigen Schwiegersöhne wurden seine Gesellschaften berühmt, er selbst aber wandelte sich ganz um, hielt es für nöthig, ein Kunstfreund zu werden, avancirte nach und nach bis zum Kunstkenner, und um den Gegensatz zu seiner früheren Richtung ins Unglaubliche zu steigern, endigte er sogar damit, daß er Kunst- und Theaterkritiken in das Blättchen zur Bildung für Herz und Geist schrieb, wozu sich in Deutschland Jeder berechtigt glaubt, der eine Feder schneiden kann. Da er hiebei Dolphs Unterstützung besaß, welcher fein genug war, seine Ideen ihm als Kuckukseier unterzuschieben, so wurde er eine angesehene und gefürchtete Person in der Stadt.

Obgleich sich Dolph nun auf dem Gipfelpunkte seines Glückes befand, so traten doch Momente der Gewissensangst für die Zukunft ein, welche ihn die Nemesis für die Verunglimpfung des Assessors fürchten ließen. Letzterer kam nach einigen Monaten in seinem Grenzstädtchen zu der Ueberzeugung, daß ihn sein guter Genius wahrscheinlich vor einer Frau bewahrt habe, welche ihn nur mit dem höchsten Widerwillen genommen hätte. Da er überdies kein leidenschaftlicher Charakter war, so concentrirte sich seine feststehende Neigung nur auf ungeheure Aktenstöße, die er denn auch in seiner späteren

Carriere jederzeit zur Genüge verfand. Wenn er an die unangenehme Katastrophe im Hause des Präsidenten dachte, tröstete er sich mit seiner Lieblingsarie aus dem Sonntagskinde: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann." — So fügte es denn der Himmel, daß die ungerechten Anschläge Böswilliger zum Heil und Frommen der Angegriffenen ausschlugen.

Wir verlassen das Weltgetümmel, um uns in die stille Klause unseres alten Invaliden zu begeben. Theodor, welcher durch die veränderten Verhältnisse seiner Freunde etwas vereinsamt war, hatte sich nach und nach unserem Alten näher angeschlossen. Dieser hatte ihn wahrhaft liebgewonnen, weil er in ihm eine begeisterte Liebe für die höhere Kunst erkannte; auch wünschte er diesem kräftigen Stämmchen als guter Gärtner ein edles Pfropfreis einzuimpfen; zuletzt erschien er ihm wie sein geistiges Kind, und selten verging ein Abend, an welchem er ihn nicht wenigstens eine Stunde lang bei sich sah. So sagte er ihm einstmals: „Es ziemt sich für jeden ernsten Geist wenigstens die Geschichte seines Berufsfaches einigermaßen kennen zu lernen. Der bequeme Grundsatz unserer modernen Genies, als ob mit ihnen die Weltgeschichte beginne, ist sowohl ein Ergebniß ihrer Faulheit als ihres Hochmuths."

„Sie wissen, daß ich deren Ansicht nicht theile," erwiederte Theodor, „und obgleich meine Jugendbildung ohne meine Schuld sehr mangelhaft war, suche ich nachzuholen und studire zu diesem Zwecke Vasari's Lebensgeschichte alter berühmter Künstler."

„Ohne Zweifel," fiel der Alte ein, „noch das beste, ja fast das einzige Compendium, was wir über die Künstler des

Mittelalters besitzen. Wer jedoch die in diesen Büchern angeführten Kunstwerke kennt, wird bald den kritischen Standpunkt ihres Autors daraus wahrnehmen, der aber als durchaus einseitig bezeichnet werden muß, denn ein blinder Anhänger Michel Angelos und ein als Maler ganz manierirter Nachahmer desselben, hatte er selbst dessen Größe mißverstanden. Als ein Fanatiker für den Renaissancestil sah er auf das, was kurz vorhergegangene Jahrhunderte geschaffen, mit so großem Selbstbewußtsein herab, daß er es mehr oder minder als unbeholfen und gothisch, das heißt barbarisch bezeichnete. Der Kern der Bestrebungen, die Begeisterung für den christlichen Glauben, welcher jene alten Meister erfüllte, entging zwar seinem geistigen Auge; nichtsdestoweniger hat sein Werk, im Vergleich mit modernen Werken ähnlichen Zweckes, den großen Vortheil voraus, daß wenigstens ein und derselbe Maßstab an die Arbeiten der verschiedenen Künstler gelegt ist. — Man kann dadurch doch ihren gegenseitigen Werth einigermaßen erkennen, falls man sich nur in die Geschmacksrichtung eines Vasari hineinversetzen will. Dagegen habe ich mit Ueberraschung wahrgenommen, daß die in unserer Zeit erscheinenden Künstlerlexica, bei der überreichen Aufnahme unzähliger Biographien, von den verschiedensten Autoren verfaßt worden sind. Daraus ergiebt sich ganz von selbst eine völlig ungleichmäßige Werthschätzung der Künstler und ihrer Werke, und wenn es hoch kommt, kann man nur mit Sicherheit auf die Richtigkeit des Geburts- und Sterbejahres und auf katalogartige Aufzählung ihrer Werke rechnen."

„Kann es aber, bei so weitläufigen Unternehmungen, wohl anders herauskommen?" fragte Theodor.

„In der Sache selbst liegt, wie ich fürchte, eine unüber-

windliche Schwierigkeit," erwiederte der Alte, „auch wenn wir voraussetzen, der Herausgeber sei ein geistreicher und wirklicher Kenner, so wird es ihm immer an Zeit und Gelegenheit fehlen, Alles mit eigenen Augen zu sehen und zu beurtheilen, er muß sich wieder Anderer bedienen, und es wäre zu viel verlangt, ihn für deren Urtheil verantwortlich zu machen. Das wahrhaft Schätzenswerthe an diesen Büchern bleibt daher das rein Historische und der genaue Katalog. Wer jedoch eine erleuchtete, genaue kritische Werthschätzung der verschiedenen Künstler unter einander erwartet, wird sich bei der Anschauung ihrer Werke bald überzeugen, daß man selbst zusehen muß und sich keinesfalls auf solche Bücher allein zu verlassen hat."

„Ich habe selbst beim Vasari empfunden, daß man ein solches Buch nicht hintereinander zu lesen vermag. In der Mehrzahl der Lebensbeschreibungen ist eigentlich nur eine trockne Aufeinanderfolge ihrer Werke enthalten, zwar vortrefflich zum Nachschlagen, aber keineswegs den Geist ganzer Epochen wiedergebend," sagte Theodor; „daher habe ich oft das Buch ermüdet aus der Hand fallen lassen."

„Im Grunde enthält es auch nichts Anderes," bemerkte der Alte, „als schätzenswerthes Material, Bausteine, aus denen ein geschickter Architekt ein Kunstwerk zu schaffen vermag. Einige neuere geistreiche Kunstschriftsteller haben dieses Material zweckmäßig benutzt, jedoch sind solche Männer schwer für regelmäßige Lehrvorträge an Akademien zu gewinnen, und hierin mag eine Entschuldigung für die jungen Künstler gefunden werden, wenn sie die gewöhnlichen Vorlesungen über Kunstgeschichte versäumen. Da außerdem die Mehrzahl der gegenwärtigen Künstler nur Genre- und Landschaftmaler sind, deren specielle Kunstgeschichte erst mit dem Ende des siebenzehnten

Jahrhunderts beginnt, und die überhaupt mehr auf das wirkliche Leben und die Natur angewiesen sind, so finden sich immer nur Wenige, welche an der alten Kunstgeschichte von ganz idealem Inhalte ein wahres Interesse nehmen."

„Ein Jeder sucht zuerst, was er am Meisten braucht," versetzte Theodor.

„Es muß mich noch heute freuen," fuhr der Alte fort, „daß ich gleich beim Beginne meiner künstlerischen Laufbahn einen Freund fand, der meine natürliche Neigung für eine ideale Kunst theilte, und durch seinen ernsten und großartigen Sinn ausbilden half."

„Wer aber war dies?" fragte Theodor.

„Es war Wilhelm Wach*), einer von den wenigen jungen Männern, welche sehr früh die verkehrte Richtung ihrer Zeit erkannten. Wir wurden beide in die Gallerie von Sanssouci gesandt, um, nach Anweisung unserer Lehrer, sehr mittelmäßige Bilder aus der Bolognesischen Schule zu copiren. Kaum hatte der Gallerie-Inspektor die Thüre hinter sich verschlossen, so verließen wir unsere Staffeleien und stellten uns auf Schemel, um nach einem Bilde, Pomona und Vertumnus, damals für einen Leonardo geltend, zu zeichnen. Wir hatten zwar vollkommen Recht bei unserem Vorhaben, nichtsdestoweniger wurden wir darüber ertappt, und es hing an einem Haare, daß wir, unserer besseren Einsicht wegen, aus der Gallerie geworfen wurden.

„Eine solche Opposition mit den damals geltenden Männern machte uns anfangs eigensinnig und einseitig, und wir verkannten oft manches Gute anderer Richtungen. Nichtsdestoweniger strebten wir mit allem Ernste sowohl die Hülfswissen-

*) geb. 1787 zu Berlin.

schaften der Anatomie und Perspective wie auch die Geschichte der alten Kunst kennen zu lernen.

„Wachs Anlagen waren im Grunde mehr philosophischer als poetischer Natur, sein Hauptcharakter war ein tiefer Ernst, eine gewissenhafte Ergründung des Darzustellenden, was sich auch in allen seinen Werken unverkennbar ausspricht. Mein Schicksal trennte mich leider bald von ihm, als ich im Jahre 1810 nach Rom ging. Er blieb in Berlin, und die nicht lange darauf erfolgten politischen Ereignisse veranlaßten ihn, Kriegsdienste zu nehmen, wo er bald seines Verstandes und seiner Kenntnisse wegen als Offizier in die Adjutantur des Generallieutenants Grafen von Tauentzien-Wittenberg kam. So machte er auch noch den Feldzug des Jahres 1815 mit und kam mit den Alliirten nach Paris, wo ihn sein Monarch, der seine Talente und seinen Charakter zu würdigen verstand, auf sein Gesuch gnädigst aus dem Kriegsdienste entließ und ihm ehrenvolle Aufträge in seiner Kunst ertheilte. Hier studirte er einige Jahre unter Gros und Gérard und begab sich 1817 nach Rom, wo ich ihn wiedersah. — Er begann daselbst einen Carton zu einem großen symbolischen Bilde auf die kurz vorher geschlossene heilige Alliance: berühmte Theologen der drei christlichen Confessionen um einen Thron versammelt, auf welchem Maria mit dem Weltheilande als Kind sitzend dargestellt ist. Es zeigte sich darin mehr gediegenes Wissen als eigene poetische Erfindung.

„Schon nach einjährigem Aufenthalte verließ er Rom und machte eine Studienreise durch einen großen Theil Italiens, auch verweilte er eine Zeitlang in Florenz, wo er eine so vortreffliche Copie von Rafaels kleinem Bilde: die Vision Ezechiels verfertigte, daß man es für nöthig fand, der möglichen Ver-

wechselung halber, in Zukunft das Original mit einer Kette an die Wand zu befestigen.

„Als er nach Berlin zurückkehrte, wurde er zum Professor der dortigen Akademie und später zum Hofmaler des Königs ernannt, auch wurden ihm in dem ehemaligen Lagerhause Räume zur Errichtung von Malerwerkstätten gewährt. Hier gründete er eine Schule, die nicht wenig dazu beitrug, einen ernsten Sinn in der studirenden Jugend zu erwecken. Sein persönliches Beispiel wirkte dabei am Vortheilhaftesten, denn man muß bezeugen, daß er nie etwas für fertig ausgab, was er irgendwie noch vollkommener hätte machen können. Hier wirkte er eine lange Reihe von Jahren und schuf in der Historien- und Portraitmalerei eine große Anzahl ausgezeichneter Werke, worunter sich besonders die neun Musen in der Decke des Schauspielhauses, ferner ein Altargemälde für die evangelische Kirche in Moskau, die Bilder für das Jagdschloß des Fürsten Radziwill, ferner ein Bild, ruhende Pilger darstellend, auszeichnen. Auch arbeitete er als ein sehr gesuchter Bildnißmaler vieles in diesem Fache für das königliche Haus.

„Es sei mir erlaubt die bescheidene Bemerkung einzuflechten, daß ich den ausschließlichen und überwiegenden Einfluß, den die, in seiner unmittelbaren Nähe arbeitenden berühmten Bildhauer auf seine Malerei ausübten, nicht für unbedingt wohlthätig erachten kann. Es giebt eine Art purifizirten Stiles, welcher auf malerische Produktionen erkältend einwirkt. Wach aber hatte seiner Natur nach den Zügel des kritischen Verstandes am wenigsten nöthig. Jede Kunst hat zur Erreichung eines glücklichen Zieles eine ihr angemessene Methode; was bei dem Bildhauer frommt, kann bei dem Maler schädlich wirken. Hiezu rechne ich besonders das künstliche Zusammen-

stecken von Gewändern auf Gips-Mannequins und den zu häufigen Gebrauch antiker Bruchstücke bei der Ausführung im Malen. Man kann ein Bild aus Gewissenhaftigkeit auch zu Tode modelliren, und ein weniger ideales Leben ist immer noch mehr werth als ein Mangel an Leben. Ein systematisches Verfahren, wie es die Bildhauerei erfordern mag, kann in der Malerei zur Pedanterie führen, welche eher ein Uebermaß der Phantasie und des Gefühls als ein Uebermaß des Verstandes zu ertragen vermag."

„Was wir jetzt zumeist sehen," unterbrach ihn Theodor, „kränkelt nicht an diesem Uebel."

„Wahrlich nicht!" versetzte der Alte lachend, „vielleicht war es auch gerade der ernste Sinn Wachs, dem eine leichtfertige Malerei voranging, welche ihn auf das entgegengesetzte Extrem hinüber trieb. Das Wesentliche in jener Zeit war dennoch, ein strenges Studium in der Kunst wiederherzustellen, und in dieser Beziehung wird Niemand seinen sehr wohlthätigen Einfluß verkennen. Außerdem war er ein durchaus wissenschaftlich gebildeter Mann, von dem feinsten Umgange, und ein fleckenloser Charakter. — Er starb in großem Ansehen und tief betrauert zu Berlin 1845. Ehre seinem Andenken und Frieden seiner Asche!"

Bei diesen letzten Worten trat der alte Inspektor ins Zimmer und nach flüchtiger Begrüßung fragte er: „Wem sandtest du denn deinen begeisterten Segensspruch nach?"

„Er war dem Gedächtnisse Wilhelm Wachs geweiht," erwiederte der Alte, „mit welchem ich für jetzt meine biographischen Skizzen zu schließen gedenke."

„So weit ich deine bisherige Arbeit kenne," versetzte jener, „scheint es mir, als hättest du noch viele andere angesehene Künstler zu nennen."

„Ohne Zweifel!" sagte der Alte, „die von mir Erwähnten bilden jedoch den Cyclus der bereits Dahingeschiedenen oder Solcher, deren persönliche Einwirkung auf die lebende Kunst als eine fast abgeschlossene zu betrachten ist. Von hier an beginnt eine neue Generation, deren Aufgabe noch nicht als vollendet betrachtet werden kann."

„Es wird ihr noch viel zu thun übrig bleiben," bemerkte der Inspekter lächelnd.

„Allerdings!" erwiederte der Alte, „mehr als ich mir vor dreißig Jahren geträumt hätte. Es war in Folge der Freiheitskriege ein Aufschwung religiöser Begeisterung eingetreten, und ich glaubte in jener Zeit wirklich, eine große und erhabene deutsche Kunst würde sich daher nicht allein Bahn brechen, sondern sogar allen anderen Kunstgattungen, die ich übrigens wohl zu schätzen weiß, als wohlthätige Basis dienen; die Gründe, welche diese Hoffnung vereitelten, sind sehr tiefer und ernster Natur, und obgleich ich Manches davon zu erkennen glaube, so fühle ich mich dennoch nicht berufen, es auszusprechen." — „Wie so?" fragte der Inspekter.

„Sieh Freund!" erwiederte jener, „unsere Zeit ist von der Art, daß man mit einem Herzen voll Liebe dennoch völlig mißverstanden werden kann. Man muß daher den Kern der gewonnenen Erkenntniß in sich verschließen. Alle großen geistigen Erzeugnisse gehen bei tieferer Forschung insgesammt von einer Centralsonne aus, welche die Meisten mehr blendet, als erleuchtet."

„Hältst du dich denn für einen dieser Erleuchteten?" fragte der Inspekter.

„Keineswegs in dem Maße, um hier etwa eine Abhandlung religiöser Philosophie zu geben. — Der Künstler und

Dichter befinden sich gleichsam auf dem Gipfel eines hohen Gebirges, dessen mittlere Gegend von dichtem Gewölke umlagert ist; zuweilen wird dasselbe durch einen Windstoß hin und wieder zerrissen, und sie erkennen theilweise den besonderen Charakter der Landschaft. Eine genaue topographische Beschreibung derselben würden sie mit solcher Erkenntniß nicht machen können, sie müssen es daher solchen überlassen, die mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter das Land und Gebirge zu durchforschen vermögen. Wer vom religiösen Standpunkte die Epoche von 1815 bis zur Gegenwart mit einem tiefen, philosophischen und historischen Blicke zu untersuchen im Stande ist, wird den geistigen Kampf und die Krisis, in welcher wir uns befinden, klar darzustellen vermögen. Vom Künstler aber muß man es nicht verlangen."

„Deine Weigerung, den Gegenstand von dieser Seite zu beurtheilen, begreife ich sehr wohl," erwiederte der Inspektor, „aber weshalb fügst du deine eigene biographische Skizze nicht hinzu, da doch Jedermann deine Betheiligung an der von dir beschriebenen Kunstepoche kennt?"

Theodor blickte den Alten neugierig an und sagte: „Diese sollten Sie noch hinzufügen," er aber erwiederte: „Ueber die Eingangspforte des Tempels zu Sais schrieben die Alten: „„Lerne dich selbst kennen,"" ich merke, daß ich in der Selbstkenntniß noch nicht so weit gekommen bin, um über mich richtig zu schreiben. Eine höhere Autorität Matth. Cap. 7 Vers 3 sagt mir dasselbe mit anderen Worten. Ueberdies zähle ich mich zu den Diis minoribus."

Der Inspektor sagte lachend: „Du betrittst jetzt ein anderes Gebiet, dein Ehrgeiz hat ein neues Ziel gefunden!"

Ueber des Alten Gesicht aber zuckte ein schmerzhafter Ausdruck und er rief: „Freilich; allein, wenn ich auch ein unfreiwilliger Autor bin, werde ich dennoch auf diesem neuen Gebiete den Schmerzen, die nun einmal jeden, der schreibt, treffen müssen, nicht entgehen und will sie in Geduld ertragen; wie ich überhaupt darüber denke, mögen dir ein paar Stanzen beweisen, welche ich, auf meinem Sopha liegend, heute Abend kurz vor Eurer Ankunft gedichtet habe."

„Laß hören!" sagte der Inspektor, worauf der Alte folgende Verse recitirte:

„Verkannt von Freunden, von der Welt verlassen,
Verweilt ein alter Mann in seiner Zelle.
Ihm fehlt das Augenlicht, des Tages Helle
Zeigt ihm die Welt nur in zerflossnen Massen.
Es schleicht die Zeit, die sonst ihm nur zu schnelle,
Da spricht die Phantasie zu ihm: Genosse!
Komm her zu mir, zu meinem Wunderschlosse.

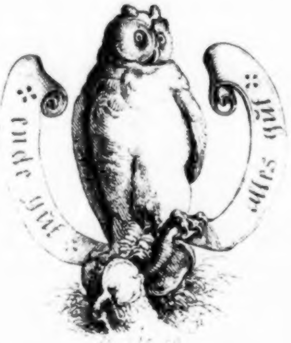
Er horcht, er folgt, und neue Hoffnungsstrahlen
Durchzucken ihn mit nie gekannter Glut,
Es dünkt ihm fast, mit Worten könn' er malen,
Und dichtend lindern seiner Schmerzen Wuth.
Begierig schlürft er aus den Wunderschalen
Der holden Poesie sich Lebensmuth;
Er fühlt sich glücklich an dem Zauberorte
Und statt der Farben, Formen, braucht er Worte.

Er schildert muthig jene reichen Scenen,
Die Göttin Phantasie ihm hier gezeigt,
Der Menschen Freuden singt er, ihre Thränen,
Die neue Muse scheint ihm hold geneigt.
So dünkt es ihm in seinem eitlen Wähnen,
Mit andern Mitteln sei sein Ziel erreicht,
Ein neues Reich will er sich auferbauen
Ein Reich, wo Hören gilt und nicht das Schauen.

O weh des Armen! Kurz war sein Verkehren
In dieser luft'gen träumerischen Welt.
Nicht lange sollte diese Täuschung währen,
Sein neues Reich, er sieht es schon zerschellt.
Es diente nur, um seinen Schmerz zu mehren,
Denn Alles, was er schreibt, wird ihm vergällt.
So liegt er trauernd da auf den Ruinen,
Weil Kunst und Poesie ihm nicht mehr dienen.

Er liebte sie, die schönsten Creaturen,
Die Gottes Allmacht in das Dasein rief,
Er folgte emsig ihren holden Spuren,
Und dachte ihrer, wenn er wacht' und schlief.
Und dennoch flieh'n sie. Weshalb widerfuhren
So herbe Schmerzen ihm? Sie wurzeln tief.
Da hört' er einen Ruf: Es steht geschrieben:
„Gott sollst du mehr als die Geschöpfe lieben!" —

Die drei Männer unterhielten sich noch lange über dieses unerschöpfliche Thema und trennten sich erst spät in sehr gehobener Stimmung.



Bayerische
Staatsbibliothek
München